

Ein Kontinent in Bewegung

Migration und Gender in Lateinamerika



Ein Reader des Forschungs- und Dokumentationszentrum
Chile – Lateinamerika FDCL e.V.

April 2006



Suche Arbeit als Putzfrau, Hauswirtschaftliche etc.
seriös, vana ☎ 030 / 623 11 21

Junge Frau aus Brasilien sucht Job als Putzfrau. Sehr gründlich und zuverlässig. Nur seriöse Angebote.
☎ 50 28 21 38

Erzieherin (36) mit Berufserfahrung, Spaß und Freude an der Arbeit sucht ca. 35 h-Stelle in Kita, Kita, Schula u. ä. 6843544

Sudamericana busca trabajo de limpieza de casa oficinas praxis tambien planchar cosas de lodaclose ☎ 0163 / 262 81 54, ☎ 66 86 86 58

Dipl.-Soz. Päd., w. 38. sucht Horttätigkeit mit

Selbständiger, gelernter Koch aus Südamerika sucht Tätigkeit, gerne auch vertretungsweise. 1-2x/Woche.
☎ 0173 / 646 72 48

Sozialpädagogin, 45 J., sucht Stelle für 30 Std./Woche. Gern Arbeit mit Jugendlichen oder Behinderten.
☎ 0173 / 646 72 48

Südamerikanerin sucht Arbeit zum Putzen oder Babysitter. Mo bis Fr. auch Wochenende. Kein Sex.
☎ 0173 / 157 17 89

Reinigungsarbeiten aller Art gesucht. Fenster putzen, Büro, Arztpraxis, Treppenhaus, Ladengeschäft und Restaurant. ☎ 74 75 01 76, ☎ 0173 / 449 35 29

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Lateinamerika: Emigration und Binnenmigration – Geschichte und Ursachen	9
1) Menschen in Bewegung – Die Geschichte Lateinamerikas ist zum großen Teil auch eine Geschichte der Migration Lateinamerika Nachrichten Nr. 354, 2003; S. 16-17	11
2) Migration in Lateinamerika: Krise oder Entwicklungspotenzial? Brennpunkt Lateinamerika Nr.16, 2002; S.161-168	13
3) Ursachen und Folgen der Migration aus Lateinamerika Brennpunkt Lateinamerika Nr.14, 2005, 165-172	21
4) Zunahme von Frauenmigration Fijate Nr. 332, 2005; S.4	29
5) Flucht und interne Vertreibung in Kolumbien Nora Segura Escobar	30
6) Frauen klar im Nachteil ila Nr.283, 2005; S.7-10	43
Migration und Geschlecht in Lateinamerika – Eine Einführung	47
7) Zur Einführung: Die Gender-Dimension von Migration Steffi Holz	49
8) Women, gender, and international migration across and beyond the Americas: Inequalities and limited empowerment UN Population Division, Department of Economics and Social Affairs, 2005	52
Die Entstehung neuer Identitäten – Wandel der Geschlechterbeziehungen	79
9) Vielschichtig und dynamisch – Postmoderne Identitäten im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung Frauensolidarität Nr.86, 4/2003; S.6 - 8	81
10) Bleiben oder gehen? – Guatemala: Überlegungen zum Wandel von Geschlechterbeziehungen in indigenen Dorfgemeinschaften ehemaliger Kriegsflüchtlinge Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Nr. 63/64, 2003, S.167-179	84
11) Migrantas ecuatorianas en Madrid: Reconstruyendo identidades de género Ecuador Debate Nr.63, 2004; S.89-101	91
12) Migración Feminina en el MERCOSUR Women's Global Network for Reproductive Rights No. 4, 1999	98
13) Peruanerinnen sind billig Lateinamerika Nachrichten Nr. 354, 2003, S. 29 - 31	100
14) Como las remesas en dólares transforman una aldea envio Nr.218, 2000; S.41-46	102
15) Trayectorias laborales de Mexicanos y Mexicanas en Nueva York Fernando Herrera	108

Lateinamerikanische MigrantInnen in Deutschland – Prekäre Arbeitsverhältnisse und Illegalität	137
16) Entre el género, la invisibilidad y la etnización. El caso de las migrantes latinoamericanas en Alemania Berenice Hernández	139
17) Putzen, was sonst? Latinas in Berlin: Bezahlte Hausarbeit als Arbeitsmarkt für Migrantinnen Migration Lateinamerika: Analysen und Berichte 23, 1999; S.97-110	147
18) Illegalisierung bedeutet Entrechtung. MigrantInnen in Deutschland gehen in die Offensive und fordern Rechte ein Lateinamerika Nachrichten Nr. 354, 2003; S. 44-47	155
19) Respect: Manifest der SUPERPRECARIA	159
20) Die Lateinamerikanisierung des deutschen Haushalts – Migrantinnen ohne Papiere statt Umverteilung der Reproduktionsarbeit ila Nr.250, 2001; S.25	165
21) Unter Deutschen leben – Interview mit einer Latina ohne Papiere ila Nr.250, 2001; S.10-11	166
22) Ohne Papiere allein zu Hause ila Nr.250, 2001; S.21-22	168
Latinas in der Prostitution	171
23) Im roten Licht des Grenzstreifens Lateinamerika Nachrichten Nr. 354, 2003, S. 22-24	173
24) Zwei Pesos pro Kunde – Dominikanische Frauen in der Prostitution in Argentinien ila Nr.283, 2005; S.18-19	175
25) MigrantInnen in der Prostitution – Zwischen Illegalisierung und Abschiebung? Agisra Rundbrief Nr.28/29, 2000; S.17-22	177
26) Die einen beten, die anderen betrinken sich – Latinas ohne Papiere in der Prostitution ila Nr.250, 2001; S.14-15	183
27) Legalize them! Interview mit Ida Schrage von Agisra über Latinas in der Prostitution ila Nr.283, 2005; S.14-15	185
28) Adriana und ihre Chicas im Kreis 4 WOZ Nr.45, 17.November 1997	187
Statistiken	189
Literatur	197
Links	197
Impressum	201



Einleitung

Die Geschichte der Menschheit setzt sich zu 90 % aus Wanderungsprozessen und nur zu 10% aus sesshaften Zuständen zusammen.

Seit der Bildung politischer Einheiten und Nationalstaaten wurde die Bewegung jedes sozialen Subjektes begrenzt und auf diese Weise auch die Migration geregelt, kontrolliert, motiviert, verhindert oder erschwert. In den letzten Jahrzehnten, in denen der Prozess der Globalisierung stark zugenommen hat und die Märkte zunehmend liberalisiert wurden, übte das Phänomen der Migration immer größeren Einfluss auf gesellschaftliche Prozesse aus, da breitere Bevölkerungsschichten die Möglichkeit zu räumlicher Mobilität erlangten.

Paradoxiere Weise geht parallel zu diesem Phänomen ein Prozess der Abgrenzung, Abschottung und Grenzziehung der Industrieländer einher.

Aber was treibt ein Individuum oder eine Gemeinschaft dazu, sich in einem fremden sozialen Raum neu zu orientieren? Sich von einem vertrauten in einen unbekannteren Raum zu bewegen, oftmals ohne die gesellschaftlichen Codes, die Sprache, die Normen und Regeln zu verstehen? Wieso müssen oder warum wollen die unterschiedlichsten Menschen ihre Realitäten ändern?

Vielerlei sind die Motivationen, vielschichtig die Gründe, komplex die Ursachen aus welchen lateinamerikanische Frauen und Männer Grenzen zwischen Ländern des eigenen Kontinentes und transkontinentale Grenzen überschreiten.

Bei einer Analyse darf nicht aus den Augen verloren werden, wie heterogen Migrationsprozesse sein können, und dass die sozialen AkteurInnen, die ihr Leben in die Hand nehmen und aktiv ihre Lebenssituation ändern möchten, immer nach einer Verbesserung dessen suchen, was sie in ihren Herkunftsländern oder Aufenthaltsorten nicht mehr zufrieden stellt.

In den 70er Jahren verursachten autoritäre Regime und Militärdiktaturen in Südamerika eine starke politisch motivierte Migration innerhalb Lateinamerikas und nach Europa. Diese Migration bestand hauptsächlich aus ChilenInnen, ArgentinierInnen, UruguayanerInnen, ParaguayanerInnen und BolivianerInnen.

Die 80er Jahre gelten für Lateinamerika als „das verlorene Jahrzehnt“, da während dieser Zeit die ökonomische Entwicklung nur auf die Optimierung einiger makroökonomischer Kennziffern und die Steigerung des Wirtschaftswachstums reduziert war. Die gesamte Entwicklung ging nicht von einem Menschen-zentrierten Blick aus, in den man die wechselseitige Beziehung zwischen sozialer Sicherheit und Gerechtigkeit, Demokratie und der Respektierung von Menschenrechten berücksichtigen würde.

Lateinamerika ist das beste Beispiel dafür, dass sich Reichtum an Naturressourcen und Mineralien, wirtschaftliches Wachstum, Erhöhung der Exportkapazitäten und verstärkter Zufluss ausländischen Kapitals nicht automatisch in einer Verbesserung der Lebensqualität niederschlägt, solange strukturelle Defizite nicht beseitigt und entsprechende politische und soziale Rahmenbedingungen nicht geschaffen werden.



Die Einführung des neoliberalen Wirtschaftsmodells bewirkte unter dem aggressiven „Manchester“-Kapitalismus und einer oftmals korrupten, skrupellosen politischen Klasse auf nationaler Ebene eine starke Zunahme sozialer Probleme, die sich vor allem in einer hohen Arbeitslosigkeit, verstärkter Ungleichverteilung der Einkommen und der deutlichen Erosion von Sozialleistungen widerspiegelt. Eines der schwerwiegendsten sozialen Probleme Lateinamerikas ist nach wie vor die Massenarmut, die auch gegenwärtig keine abnehmende Tendenz aufweist: die Zahl der unterhalb der Armutsgrenze lebenden Menschen in Lateinamerika entspricht etwa einem Anteil von 46 bis 62 % der Gesamtbevölkerung. All diese Phänomene können nicht nur als soziale Kosten angesehen werden, sondern sind vor allem ein klarer Ausdruck einer in den Abgrund führenden Entwicklung, die die Inkompatibilität zwischen der ökonomischen und der sozialen Sphäre der Gesellschaft in den Vordergrund stellt.

Die Regierungen in Lateinamerika in ihrer Rolle als Wirtschaftsregulatoren sind sozial unoperativ und nicht in der Lage, Arbeitskräftepotentiale in Erwerbsarbeit zu integrieren. Gleichzeitig werden jedoch als Ergebnis der Modernisierungsprozesse und aufgrund von technologischen und betriebswirtschaftlichen Innovationen immer mehr Menschen „ausgliedert“. Dieser Ausdruck von Gewalt in seinen unterschiedlichsten Formen hat einen direkten Einfluss auf die gegenwärtige Migration aus Lateinamerika. Festzuhalten ist, dass heutzutage der größte Anteil der lateinamerikanischen MigrantInnen versucht sozialer, ökonomischer und institutioneller Gewalt zu entfliehen.

Frauen sind in Lateinamerika von Armut, dem Ausschluss vom Arbeitsmarkt, physischer und psychischer Gewalt weitaus stärker betroffen als Männer. Einerseits haben sie keine eigenen oder nur geringe monetäre Einkünfte, da sie nur marginal in den Arbeitsmarkt integriert sind, andererseits erhalten sie für gleiche Tätigkeiten weitaus weniger Bezüge als Männer. Das bedeutet, dass ein sehr großer Teil der Frauen vor allem im sogenannten informellen Sektor tätig ist, speziell in jenen Segmenten, die durch die geringste Produktivität sowie die niedrigsten Qualifikationsanforderungen und Löhne gekennzeichnet sind.

Die Unterschiede in den Einkünften zwischen Männern und Frauen mit vergleichbarer Tätigkeit und Qualifikation sind immer noch enorm und weitaus größer als in den Industrieländern des Nordens. So ergab eine Untersuchung von 13 lateinamerikanischen urbanen Zentren, dass die Durchschnittslöhne der Frauen lediglich einem Anteil zwischen 40 und 77 Prozent der Durchschnittslöhne der Männer entsprechen.

Die besondere Betroffenheit von Frauen ergibt sich auch noch aus der Tatsache, dass die Zahl der Haushalte, denen Frauen vorstehen, außerordentlich stark zugenommen hat. Statistische Daten sagen aus, dass in den 70er Jahren 15% der Frauen Haushaltsoberhaupt waren, während dieser Anteil im Jahr 2000 auf 36 % gestiegen ist. Gerade jene Familien sind in Lateinamerika besonders verwundbar, da spezielle Unterstützungsleistungen wie beispielsweise in Deutschland entweder unzureichend sind oder gänzlich fehlen. Aufgrund dieser Tatsachen kann man von einer zunehmenden Feminisierung der Armut sprechen. Gewalt gegen Frauen sowohl im häuslichen, als auch im öffentlichen Bereich ist in Lateinamerika ein weit verbreitetes soziales Problem. Diese Umstände spiegeln sich in der Zahl der MigrantInnen aus Lateinamerika wieder, die mehrheitlich weiblich sind.



Lateinamerikanerinnen verfolgen mit der Entscheidung nach Europa und nach Deutschland zu migrieren oft die Verwirklichung eines Traums, der vielleicht nur in ihrer Vorstellung existiert und unvollständig bleibt: Die Aussicht auf bessere Jobs, bessere Löhne, bessere Bildungsmöglichkeiten, bessere Arbeitsperspektiven, sich zu verlieben, bessere Männer zu finden, sichere Lebensbedingungen, sich in einer friedlicheren Umwelt zu entfalten ohne so große wirtschaftliche Sorgen und ohne Gewalt.

Aber was die Realität in Deutschland vielen lateinamerikanischen Migrantinnen beschert – vor allem wenn sie ohne Papiere einreisen – sind prekäre Arbeitsbedingungen ohne Sozialleistungen, Arbeitsbedingungen in denen sich auch Geschlechterungleichheiten weiter reproduzieren, schlechtbezahlte Jobs wie: Hausarbeit, Putzen, Babysitting, Krankenpflege oder die Prostitution, der Ausschluss vom Gesundheitssystem, soziale Ausgrenzung und Diskriminierung, da oft ihre Qualifikationen nicht anerkannt werden. Viele diese Frauen haben Schulden gemacht um ihre Reisekosten zu bezahlen und brauchen lange Jahre um diese Forderungen zu tilgen, bevor sie ihre Familien in der Heimat unterstützen können.

Das Positive an der Migration wird aber oft von den Migrantinnen selbst erwähnt, zum Beispiel dass sie durch den räumlichen Wechsel als selbstbestimmt handelnde soziale Akteurinnen ihren Horizont erweitern. Sie nehmen wahr, wie sie der neuen Kultur mit Neugier, aber auch kritisch begegnen, andere interpersonelle Interaktionsstrukturen erlernen, diese aber auch bereichern und transformieren. Ihr Selbstbewusstsein wird im Allgemeinen durch das Meistern der schwierigen Situationen gestärkt. Ihre gesellschaftliche Anerkennung wächst, da ihr Status als „Haupternährerin“ der Familie sichtbar wird. Hinzu kommt die Entstehung einer sozialen Vernetzung mittels neuer Freundschaften und Bekanntschaften, mit denen wichtige Informationen ausgetauscht werden um beispielsweise bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu erhalten. Es entfaltet sich eine bewusste Solidarität, die den MigrantInnen hilft in der neuen Situation besser überleben zu können.

Migration kann daher als ein dynamischer Prozess verstanden werden, in dem soziale Räume neu entstehen, verknüpft oder transformiert werden.

Mónica Toimil Robert

Lateinamerika: Emigration und Binnenmigration

Geschichte und Ursachen



Menschen in Bewegung

Die Geschichte Lateinamerikas ist zum großen Teil auch eine Geschichte der Migration

Seit der Eroberung Lateinamerikas 1492 prägen Wanderungsbewegungen den gesamten amerikanischen Kontinent. Die indigene Bevölkerung wurde unter der Kolonialherrschaft vielfach zwangsumgesiedelt oder zur Flucht gezwungen. Sklaven aus Afrika wurden auf die Plantagen in der Karibik und Brasilien verschleppt. Mitte des 19. Jahrhunderts setzte die große Einreisewelle Europäischer SiedlerInnen ein.

Als hoffnungsvoller Neubeginn für ArbeitsmigrantInnen und Abenteuerlustige, als Zufluchtsstätte für europäische Juden und Jüdinnen und politisch Verfolgte des NS und später auch für NS-VerbrecherInnen war Lateinamerika bis in die 40er Jahre des 20. Jahrhunderts Ziel vieler europäischer Auswanderer und Flüchtlinge. In den letzten Jahrzehnten hat sich dieser Teil des amerikanischen Kontinents jedoch zum Auswanderungsgebiet entwickelt.

Migration als Überlebensstrategie

Im Jahr 2000 verließen schätzungsweise 15 Millionen Menschen Lateinamerika. Die Hälfte davon migrierte in die USA, wo *Hispanics* als die am schnellsten anwachsende Minderheit inzwischen einen Bevölkerungsanteil von 13 Prozent ausmachen.

Die größten Wanderungsbewegungen im 20. Jahrhundert sind jedoch innerhalb Lateinamerikas zu finden: Mangelnde Einkommensmöglichkeiten in ländlichen Gebieten treiben nach wie vor Unzählige in die explodierenden Städte. Andere ziehen als WanderarbeiterInnen saisonbedingten Jobs in der Agrarindustrie hinterher. In den 70er und 80er Jahren waren es darüber hinaus Militärdiktaturen in Südamerika und gewaltsame Konflikte in Zentralamerika, die viele aus ihren Herkunftsländern und -regionen

vertrieben. Neoliberale Wirtschaftsreformen zwingen vor allem seit den 90er Jahren viele in die neuen meist informellen Verdienstmöglichkeiten im Export- und Dienstleistungssektor. Die Migration einzelner oder mehrerer Familienmitglieder in Regionen und Länder, die solche Arbeitsplätze bieten, wird eine wichtige Überlebensstrategie für ganze Familien und Gemeinden.

Die Auswirkungen dieser Wanderungen sind weitreichend. Migration hat Einfluss auf Herkunfts- und Aufnahmegesellschaften, auf die wandernden Personen und Familien im Speziellen, wie auch auf globale Politik und Kultur. Einerseits schotteten sich Europa und die USA gegen Armutsflüchtlinge ab. Die International Organisation of Migration (IOM) wirbt auf ihrer Webseite mit der Steuerung von Migration zum angeblichen „Vorteil für alle“. Andererseits preisen Literatur- und Kulturwissenschaften die globalen, nomadischen oder Diaspora- Identitäten der MigrantInnen, die das Globale Dorf näher zusammenrücken lassen.

In diesem Schwerpunkt wollen wir Einblicke in verschiedene Aspekte und Räume der Migration in Lateinamerika und zwischen den Kontinenten beleuchten.

Migration strukturiert Räume

Internationale Arbeitsmigration aus dem ländlichen Raum hat eine Restrukturierung der sozialen Ordnung der Herkunftsregionen zur Folge. Das Phänomen der Veränderung der Geschlechterbeziehungen durch die fast ausschließlich männliche Abwanderung sowie die veränderten sozialen und politischen Rollen der zurückbleibenden Frauen analysiert Stefanie Kron am Beispiel einer guatemaltekischen Gemeinde in ihrem Artikel „Doppel-

belastung und neues Selbstbewusstsein“.

Aber auch Stadtbilder verändern sich. Orte, die Neuankömmlingen in einer Stadt zugewiesen werden, repräsentieren oft auch die soziale Ordnung: Ghettos und Parallelgesellschaften entstehen. Der Artikel „Bürgerkrieg und Flucht: Vertreibung in Kolumbien“ von Thomas Taraschewski greift dieses Thema auf. Migration über Ländergrenzen hinweg kann neue Grenzregionen entstehen lassen. Das Stadtportrait „Tijuana, Ende und Anfang einer Legende“ von Georg Neumann veranschaulicht das Phänomen von „Mexamerica“.

Illegalität, Rassismus und sexuelle Gewalt

Die Integration von Neuankömmlingen in einer Gesellschaft ist von den politischen, sozialen und kulturellen Rechten abhängig, die einer Migrantengruppe zugestanden werden. Häufig jedoch landen die Hinzugekommenen auf der untersten Stufe der sozialen Hierarchie und haben mit Rassismus und einer systematischen Entrechtung zu kämpfen.

Da die legale Arbeitsmigration immer stärker limitiert und in Europa höchstens noch als Expertenmigration geduldet wird, besitzen viele Eingewanderte keinen legalen Aufenthaltsstatus. Manche Branchen bei uns leben jedoch von der Billiglohnarbeit illegalisierter MigrantInnen, die aufgrund fehlender Papiere keine Rechte besitzen, sich gegen die Ausbeutung zu wehren.

Die Probleme, mit denen Illegalisierte in unserer Gesellschaft konfrontiert sind, beschreibt Anne Becker in ihrem Artikel über die Kampagne der Gesellschaft für Legalisierung, ein Netzwerk von anti-rassistischen und MigrantInnen-Gruppen.

Sandra Grüninger blickt dagegen auf Chile. Peruanische ArbeitsmigrantInnen leiden dort besonders unter Rassismus und Ausbeutung. Immer mehr Peruanerinnen übernehmen eine Stelle als Hausangestellte in chilenischen Familien – eine Arbeit, die oft der Leibeigenschaft ähnelt. Diese Dienstleistungen der häufig noch jungen Mädchen bedeu-

ten aber nicht nur fehlende Arbeitsrechte und eine große Abhängigkeit von ArbeitgeberInnen. Für die Frauen und Mädchen besteht zudem die Gefahr, Opfer sexueller Gewalt zu werden oder an einen Zuhälter zu geraten, der sie zur Prostitution zwingt. „Im roten Licht des Grenzstreifens“ zwischen Guatemala und Mexiko von Philipp Burtzlauff, Inga Rahmsdorf und Kathrin Zeiske beleuchtet diese Problematik.

Transnationale Räume entstehen

MigrantInnen bleiben meist in vielfältiger Weise ihrer Herkunftsregion verbunden. Sie lassen transnationale Netzwerke entstehen, so dass Migration nicht mehr nur die Wanderung einzelner von einem Wohnort zum nächsten bedeutet. Zwischen zwei Orten und deren BewohnerInnen bilden sich

zahlreiche Verflechtungen. Freunde, Bekannte und Verwandte ziehen den ersten Auswanderern nach, andere gehen zurück. Einer der wichtigsten Aspekte dieses Austausches sind die Rücküberweisungen der Weggezogenen. Die-

Die Fotos des Schwerpunktes stammen zum einen von der guatemalteko-mexikanischen Grenze und wurden aufgenommen von Andrea Gonzalez Cornejo, Inga Rahmsdorf und Kathrin Zeiske, die im Rahmen eines ASA-Projektes an der Südgrenze Mexikos arbeiteten. Die Fotos von der Nordgrenze Mexikos in und um Tijuana fotografierte Georg Neumann, der länger in Tijuana lebte.

sen so genannten „Dollars aus der Ferne“ geht Knut Henkel nach. Für viele Länder Lateinamerikas gehören die Rücküberweisungen inzwischen zu den wichtigsten Deviseneinnahmequellen.

Die Gemeinschaft, die MigrantInnen mit geliebten Menschen über weite Distanzen aufrechterhalten, bedeuten für sie eine selbst organisierte Sicherheit, sowohl auf sozialer wie finanzieller Ebene – gerade auch für die „Zurückbleibenden“, die auf staatliche Unterstützung in der Regel nicht zurückgreifen können. Für viele der „Nachzügler“ sind diese Kontakte entscheidend bei der Wahl ihres Ziellandes.

Durch die Einflüsse der Wahlheimat einerseits und des Herkunftslandes andererseits halten MigrantInnen nicht starr an ihrer originären Kultur fest, sondern bilden oft neue Identitäten und kulturelle Ausdrucksformen aus.

Franziska Wetzlar

BRENNPUNKT LATEINAMERIKA

POLITIK · WIRTSCHAFT · GESELLSCHAFT

INSTITUT FÜR IBEROAMERIKA-KUNDE HAMBURG

Nummer 16

30. August 2002

ISSN 1437-6091

Migration in Lateinamerika: Krise oder Entwicklungspotenzial?

Andreas Steinhilf

Als eine der unmittelbarsten Auswirkungen der gegenwärtigen Politik- und Wirtschaftskrise Lateinamerikas sind kontinuierlich anschwellende, grenzüberschreitende Migrationsströme aus vielen Ländern des Subkontinents zu vermelden. Während einige Länder (z.B. im Andenraum und Mittelamerika) bereits seit geraumer Zeit regelrechte Auswanderungswellen zu verzeichnen haben, sind andere erst jüngst davon betroffen worden, so etwa Argentinien, das einstweilen vom Einwanderungs- zum Auswanderungsland mutiert ist. Während die in den 50er Jahren einsetzende Binnenmigration von den ländlichen Gebieten in die urbanen Zentren rasche Urbanisierungs- und Metropolisierungsprozesse sowie tiefgreifende gesellschaftliche Umbrüche in Gang gesetzt hatte, haben in den 90er Jahren die internationalen Migrationsprozesse in Lateinamerika enorm an Bedeutung gewonnen, die auch für die aktuelle Dekade anhalten wird. Die Triebfedern dieser neueren Migration sind zum einen wirtschaftlicher Art, und als Reaktion auf extreme und dauerhafte Wirtschaftskrisen zu verstehen, und zum anderen in der Flucht vor Gewalt (sowohl politisch motivierter Gewalt als auch Alltagskriminalität) zu suchen. Die Folgen in den betroffenen lateinamerikanischen Ländern sind komplex und reichen vom Risiko eines „brain drain“, über nationalistische Reaktionen gegen Einwanderer, bis hin zu der Bedeutung der Migranten als Devisenbringer für ihre Herkunftsländer und als Initiatoren bzw. Förderer einer Klein- und Mittelindustrie.

Die Migrationsbewegungen in Lateinamerika haben vielfältige Erscheinungsformen. Vor allem die grenzüberschreitende Massenmigration aus wirtschaftlichen Gründen betrifft mittlerweile nahezu alle lateinamerikanischen Länder und ist somit spätestens seit den 90er Jahren zu dem vielleicht bedeutendsten sozialen Phänomen des Subkontinents geworden. Aber auch die Fluchtbewegungen im Gefolge der politischen Gewalt in Kolumbien nehmen immer größere Ausmaße an und drohen auf die Nachbarstaaten überzugreifen

und damit das „kolumbianische Problem“ zu regionalisieren. Allein zwischen 1999 und 2001 verließen etwa 600.000 Kolumbianer das Land. In Venezuela gibt es aufgrund der politischen Instabilität seit dem Putschversuch gegen Hugo Chávez ebenfalls einen enormen Auswanderungsdruck.

Auch wenn insgesamt ein überproportional hoher Abgang an qualitativen Fachkräften und Intellektuellen zu konstatieren ist, nehmen ferner aus allen übrigen sozialen Schichten und ethnischen Segmenten die Abwanderungswellen stän-

dig zu. Die Dramen, die sich vor und in den US-amerikanischen und europäischen Botschaften in vielen Hauptstädten Lateinamerikas abspielen sind beredtes Zeugnis für den Massenexodus. Die meisten Einreise-Antragsteller werden freilich wieder abgewiesen, so dass der größte Teil der lateinamerikanischen Immigration in die USA und nach Europa illegal bzw. irregulär verläuft.

Spätestens seit den Anschlägen vom 11. September 2001 sind zudem die Einreisebedingungen in die USA beträchtlich verschärft worden, was die Situation sowohl für potenzielle Migranten als auch für die in den USA bereits lebenden Lateinamerikaner keineswegs erleichtert hat. Vor diesem Hintergrund hat sich die Richtung der lateinamerikanischen Migration geändert, und viele europäische Länder – allen voran natürlich die ehemalige „madre patria“ Spanien, aber auch Italien, Deutschland und Holland – sind zu neuen Migrationszielen der Latinos geworden.

Tabelle 1: Herkunft der Immigranten in Spanien (2001)

Ursprungsland	In Spanien ansässige Migranten
Marokko	194.009
China	30.958
Ekuador	28.773
Kolumbien	24.650
Argentinien	18.639
Algerien	14.392
Senegal	10.848
Rumänien	10.761
Brasilien	10.381
Polen	9.088
Pakistan	7.411
Nigeria	5.800
Bulgarien	4.818
Ukraine	3.202
Mauritanien	3.156

Quelle: Spanische Tageszeitung *El País*, „Inmigración en España“, 9.8.2002.

Immerhin wird das Problem der Einwanderungswellen aus Lateinamerika in die EU mittlerweile als so akut empfunden, dass sich sogar die europäischen und lateinamerikanischen Staatschefs beim 2. Europa-Lateinamerika-Gipfel am 17./18. Mai in Madrid mit dem Thema beschäftigten. Dabei wurden scheinbar Überlegungen innerhalb der EU zur Einführung der Vi-

sumspflicht für Staatsbürger Argentinien, Ekuadors und Venezuelas publik, was wiederum in den betroffenen Ländern zu heftigen Protesten führte, und die deshalb von Spaniens Außenminister Piqué rasch dementiert wurden.

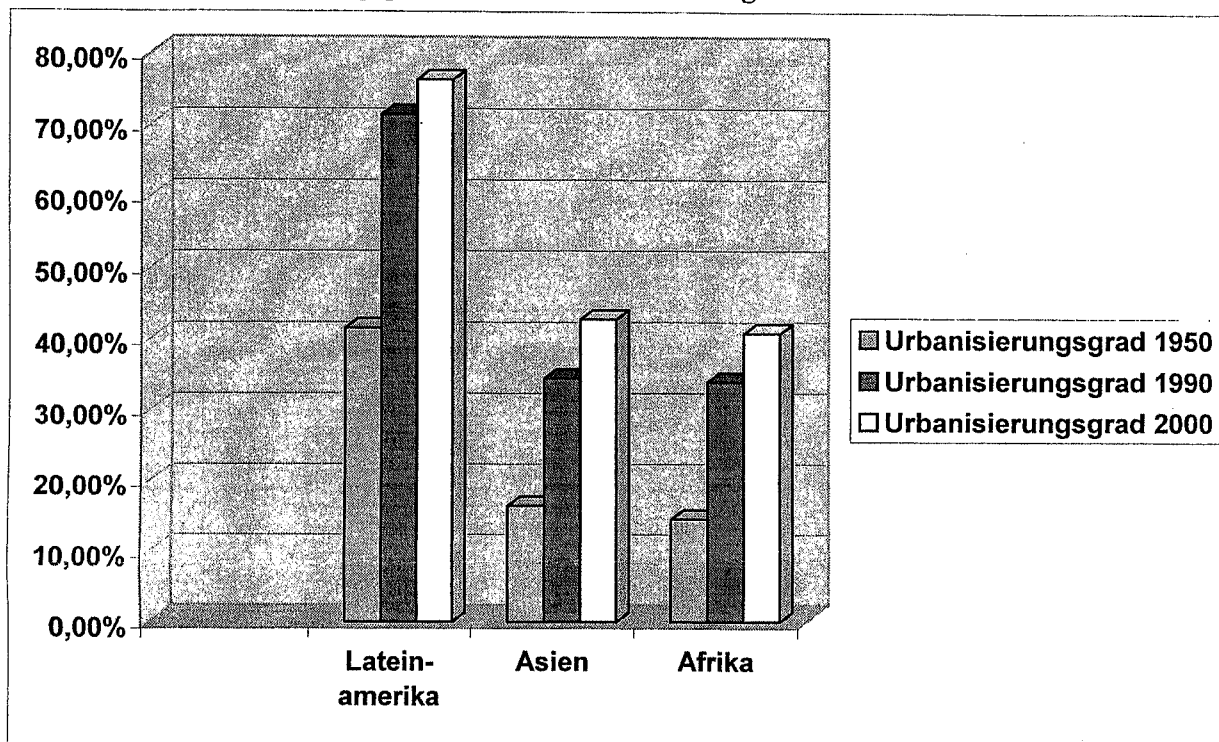
Rückblick

Migration gehört mindestens seit der Kolonialzeit zu den prägenden Elementen der gesellschaftlichen Entwicklung Lateinamerikas. So waren bereits die Vertreter der kolonialen Administration Auswanderer auf Zeit, also temporäre oder saisonale Migranten. Gleichzeitig verursachten die Eroberung und Kolonisierung der Neuen Welt enorme Wanderungsbewegungen in der einheimischen Bevölkerung, die zu Zwangsarbeiten in den Minen und *Obrajes* verschleppt wurden. Aus Furcht vor Ausbeutung und Gewalt flohen ganze Dorfgemeinschaften in unwegsamere und unzugänglichere Regionen. Darüber hinaus importierten die Kolonialherren Sklaven-Arbeitskräfte für ihre Plantagen, so dass sich vorwiegend in der Karibik und im Nord-Osten Südamerikas, aber auch in Mittelamerika und den Andenländern ein immer größer werdender Anteil afrikanisch-stämmiger Bevölkerung herausbildete.

Auch später, im Kontext der Entstehung der Nationalstaaten nach den Unabhängigkeitskriegen, spielte die Migration eine wichtige Rolle. Der Wunsch der europäisch-stämmigen Eliten, die lateinamerikanischen Gesellschaften sozial, kulturell und ethnisch Europa anzugleichen sowie die enormen Bevölkerungsbewegungen in Europa zur Zeit der industriellen Revolution, waren gleichsam der Motor für die Zuwanderung aus der Alten Welt zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum 2. Weltkrieg. Die gesellschaftlichen und kulturellen Organisationsformen der lateinamerikanischen Gesellschaften wurden von dieser Immigration nicht unerheblich beeinflusst.

Die Binnenmigration im Zusammenhang mit der Landflucht setzte in fast allen Ländern Lateinamerikas ab den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts ein und führte in nur wenigen Jahrzehnten zu einer regelrechten Explosion der lateinamerikanischen Metropolen. Während noch 1960 weniger als die Hälfte der Bevölkerung in Städten lebte, waren es Ende der 90er Jahre schon mehr als zwei Drittel (vgl. Abbildung 1).

Abbildung 1: Urbanisierungsgrad Lateinamerikas im Vergleich



Quelle: Opitz 2001: Weltprobleme im 21. Jahrhundert.

Die massive Land-Stadt-Migration war zum einen auf das Bevölkerungswachstum in den ländlichen Regionen zurückzuführen, zum anderen auf die teilweise Modernisierung der Landwirtschaft und die damit reduzierten Beschäftigungsmöglichkeiten für Landarbeiter. Neue entstandene Arbeitsplätze in den Städten im Zuge des Industrialisierungsbooms der 60er und 70er Jahre boten zudem bessere Bezahlung und damit zunächst zusätzlichen Anreiz. Die lateinamerikanische Industrialisierung stieß jedoch schnell an ihre Grenzen, und so verzeichneten schließlich die Elendsviertel in den Großstädten, bedingt durch die Migration, ein rasantes Wachstum.

Die Migranten hielten die Beziehungsgeflechte und sozialen Netzwerke zu ihren Familien und Herkunftsgemeinden sowie zu den Abgewanderten gleicher Herkunft aufrecht und entwickelten so während ihres urbanen Integrationsverlaufes eine Reihe sozialer Mechanismen, die auch heute, im Zuge der internationalen Migration, eine wichtige Rolle spielen. Insbesondere in den Ländern Lateinamerikas mit einem hohen indigenen Bevölkerungsanteil, wie z.B. in den Andenländern, kam es zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen, in der die vormals bestehende räumliche Trennung zwischen indigener Landbevölkerung und den vorwiegend weißen urbanen Mittel- und Oberschichten weitgehend aufgehoben wurde. Die urbanen Zentren entwickelten sich von nun an zu multikulturellen, multiethnischen Räumen. Vor allem in den zentralen Andenlän-

dern, aber auch in Mittelamerika, haben die Urbanisierungsprozesse somit den Charakter der Gesellschaften grundlegend verändert. Die Dynamik innerhalb dieser neuen sozialen Räume wird zu einem beträchtlichen Teil von sozialen Normen, Werten und Organisationsformen aus dem bäuerlichen Kontext der Migranten mitbestimmt. Letzteres macht sich insbesondere in den sich schnell ausweitenden informellen Wirtschaftsbereichen bemerkbar und betrifft vor allem die Arbeitsethik und die soziale Organisation der Arbeit. Umgekehrt bedeutete das aber auch für die ländlichen Ursprungsregionen der Migranten, dass sie ihre Dynamik immer mehr über die Abgewanderten in den Städten entfalten.

Internationale Migration in der Gegenwart: Flucht vor desolater Wirtschaft, politische Gewalt und Kriminalität

Die gegenwärtigen Migrationsbewegungen in Lateinamerika sind in erster Linie grenzüberschreitend und vor allem den z.T. extremen und lang anhaltenden Wirtschaftskrisen, aber auch der politischen Gewalt und Alltagskriminalität geschuldet.

Die Bürgerkriegssituationen in Zentralamerika gerieten in den 80er Jahren außer Kontrolle und lösten gewaltige Migrationswellen aus. Aber auch der von der maoistischen Gruppierung *Sendero Luminoso* in Peru 1980 initiierte Krieg gegen den peruanischen Staat erzeugte dort beträchtliche Bevölkerungsverschiebungen, wenn

auch hauptsächlich innerhalb der nationalen Grenzen. In Kolumbien waren es in jener Dekade hauptsächlich die Drogenkartelle, Guerillagruppen und Paramilitärs, die das Gewaltszenarium bestimmten. Die enorme Verschärfung des nun-

mehr über 40 Jahre andauernden innerkolumbianischen Konfliktes in der jüngsten Vergangenheit haben dann seit den 90er Jahren ein enormes Anwachsen der Abwanderungsbewegungen bewirkt.

Tabelle 2: Regionale Fluchtbewegungen Zentralamerika (1984-1996)

Länder	Flüchtlinge a)	Repatriierte b)	EDP (I) c)	IDP (I) c)	EDP (II) d)	IDP (II) d)
Belize	5.100		25.000		10.000	
Costa Rica	38.700		25.000		8.000	
El Salvador	500	32.000	20.000	400.000		150.000
Guatemala	70.000	32.000	220.000	100.000	30.000	200.000
Honduras	39.200		250.000	22.000	50.000	30.000
Mexiko	175.000		128.000		50.000	30.000 e)
Nicaragua	18.500	72.000		350.000		354.000
Panamá	8.500					
TOTAL	355.500	136.000	893.000	872.000	220.000	764.000

a) Geschätzte Flüchtlinge in den 80er Jahren

b) Formale Repatriierung Ende 1996

c) Externally displaced persons/Internally displaced persons 1989; d) Ende 1994

e) IDP durch den Chiapas-Aufstand 1994

Quelle: Torres-Romero 1997, in: Peter Opitz (Hrsg.) 1997

Gegenwärtig eskaliert die Situation in Kolumbien immer mehr: „Allein in den ersten drei Monaten des Jahres 2002 waren mindestens 90.179 Menschen gezwungen, ihren Wohnort zu verlassen. Insgesamt befinden sich mittlerweile zwei Millionen Menschen innerhalb des Landes auf der Flucht, das sind fast 5% der Bevölkerung. Eine weitere Million Menschen hat das Land Richtung Miami, Europa oder Lateinamerika verlassen“ (Kurtenbach 2002: 121). Vor allem die bäuerliche Bevölkerung Kolumbiens tritt die Flucht in die Nachbarländer Ekuador, Panama und Venezuela an. Allein in Venezuela leben mittlerweile ca. eine Million kolumbianischer Flüchtlinge, aber auch in Ekuador gibt es bis dato 30.000 Vertriebene. Der wohlhabendere Teil der Bevölkerung emigriert in die USA, Spanien oder Costa Rica. Gerade innerhalb der intellektuellen Schicht, oft Zielscheibe der Gewalt, hat ein regelrechter Exodus stattgefunden. Als bedrohlich wird der innerkolumbianische Konflikt in erster Linie durch seine potenzielle Gefahr der regionalen Ausweitung eingestuft. Dies würde auch den internationalen Migrationsströmen eine neue Dimension verleihen.

In den letzten Monaten freilich ist aus Lateinamerika besonders die argentinische Wirtschaftskrise in die internationalen Schlagzeilen geraten. Im Gefolge dieser Krise hat das Land eine bis dato nicht gekannte Dimension von Abwanderung zu verzeichnen.

So ist Argentinien, ehemals das wohlhabendste Land Lateinamerikas und Ziel sowohl vieler europäischer Einwanderer zu Beginn des 20. Jahrhunderts als auch massiver Immigration aus den ärmeren lateinamerikanischen Ländern noch bis weit in die 90er Jahre hinein, mittlerweile aufgrund des wirtschaftlichen Desasters zu einem der bedeutendsten Auswanderungsländer der Region geworden. Die Preise für Grundnahrungsmittel sind zwischen Januar und April 2002 um 50% gestiegen, der Peso hat seit Aufhebung der Dollarbindung über zwei Drittel seines Wertes verloren. Ein Drittel der Bevölkerung lebt inzwischen unterhalb der Armutsgrenze; die Einkommensschere geht weiter auseinander als vor 30 Jahren. Die Industrieproduktion ist zwischen Januar und April 2002 um 16,7% gesunken, und das Bruttoinlandsprodukt wird nach Angaben des Internationalen Währungsfonds im laufenden

Jahr um über 15% sinken (Wirtschaftliche Mitteilungen des IAV, Febr.-Mai 2002).

Zwischen Januar 2001 und Januar 2002 haben derweil über 86.000 Argentinier ihr Land verlassen. Vor Beginn der Rezession 1998 lebten etwa 600.000 Argentinier im Ausland, im Januar 2002 waren es 770.000, was 2,5% der Gesamtbevölkerung entspricht. Der Exodus hat damit noch weit größere Ausmaße als zu Zeiten der argentinischen Militärdiktaturen zwischen 1976 und 1983 erreicht. Nach jüngsten Umfragen würde ein Drittel der Bevölkerung das Land verlassen, hätten sie die Möglichkeit dazu. Vor den Botschaften in Buenos Aires bilden sich denn auch schier endlose Schlangen, die meisten wollen nach Italien, Spanien, in die USA oder nach Australien. Das einstige Auswanderungsland ihrer Großeltern, Italien, steht dabei für viele Argentinier nunmehr als gewünschtes Einwanderungsland an oberster Stelle. Aber auch bei der britischen Botschaft erhöhte sich die Nachfrage nach Pässen im Januar 2002 um 100%, und in Miami ist so etwas wie ein „kleines Buenos Aires“ entstanden: schätzungsweise 40.000 Argentinier leben inzwischen dort. Allein im Jahr 2001 haben über 25.000 (!) Argentinier die spanische Nationalität erhalten.

Aber auch die Nachbarstaaten Argentiniens spüren den Exodus aus dem Land des Tango: So versuchen viele Argentinier Arbeitsplätze in Chile zu bekommen und akzeptieren dabei Löhne, die bis zu 40% unterhalb ihrer vormaligen Einkünfte in ihrem Heimatland liegen. Langfristig als besonders schmerzhaft dürfte sich der „brain drain“ auswirken: Bereits im August 2000 war Argentinien das Land mit der größten Anzahl von Wissenschaftlern im Ausland. Derzeit arbeiten ca. 30-50.000 argentinische Forscher außerhalb ihres Heimatlandes; bei Ausgaben für die Ausbildung eines Wissenschaftlers von etwa 25.000 Dollar bedeutet dies einen beträchtlichen Werteverlust durch Emigration.

Schließlich belegt auch die Massentrückkehr der einstigen Immigranten aus Peru, Bolivien und Paraguay in ihre Heimatländer das Ausmaß der argentinischen Wirtschaftskrise. Mindestens 30.000 Gastarbeiter aus den drei genannten Ländern verließen Argentinien zwischen Dezember 2001 und Januar 2002, nachdem sie ihre Jobs verloren hatten. In den ersten beiden Monaten 2002 reisten 50.000 Ausländer in ihre Heimat zurück. Infolgedessen reduzierten sich z.B. die Geldsendungen der bolivianischen Gastarbeiter in die Heimat um 70%.

Paraguay, Peru und Bolivien verlieren somit durch die argentinische Wirtschaftskrise jährlich rund US\$ 1 Mrd. aus den Einkommen der Migranten.

Neben Argentinien führt auch in Ecuador die extreme und dauerhafte Wirtschaftskrise schon seit geraumer Zeit zu enormen Abwanderungswellen aus dem Andenstaat. Während das bevorzugte Migrationsziel der Ekuadorianer bis Ende der 90er Jahre die USA (und hier vorwiegend New York) war, zielt die neuere Migration nach Europa, vor allem nach Spanien. Ähnlich wie in vielen mittelamerikanischen Ländern, sind auch in Ecuador die Geldüberweisungen zu einem wesentlichen Wirtschaftsfaktor geworden. Nur über die sogenannten *remesas* - Geldüberweisungen der Migranten an die Familien in ihren Heimatländern - kann ein gewisses Konsumniveau aufrechterhalten werden; einige Wirtschaftsbereiche, wie etwa der Bausektor, hängen zu einem beträchtlichen Teil von den Geldtransfers ab. Die Emigration hat eine Dimension erreicht, die sogar zu einem Rückgang der Arbeitslosenquote von 16% auf 9% zwischen 2000 und 2002 geführt hat.

Konsequenzen der internationalen Migration: *Brain drain* als Entwicklungshemmnis und *remesas* als Mittel zur Armutsbekämpfung?

Als eine der spürbarsten negativen Auswirkungen der internationalen Migration gilt der massive Aderlass von Talenten und qualifizierten Arbeitskräften, die eigentlich dringend benötigt würden, und der vor allem in den am wenigsten entwickelten Ländern Lateinamerikas letztlich kaum zu verkraften ist. Der kontinuierliche Verlust qualifizierter Fachkräfte bedeutet mithin ein erhebliches Manko für das zukünftige Entwicklungspotenzial der Region. Die geringen Beschäftigungsmöglichkeiten und vor allem die extrem niedrigen Gehälter für Akademiker und *profesionales* werden sich freilich auch in absehbarer Zeit kaum ändern, weshalb auch ein Ende des *brain drain* nicht abzusehen ist. Vielmehr lassen die jüngsten Krisenentwicklungen eher das Gegenteil befürchten.

Derweil haben sich die *remesas* als positiver Effekt der Migration entwickelt und spürbar auf die Wirtschaft Lateinamerikas ausgewirkt. Der größte Teil dieses Geldes fließt zwar immer noch in den Konsum der Heimatfamilien (Autos, häusliche Anschaffungen

etc.), aber auch der Aufbau von Kleinunternehmen wird immer häufiger über die finanzielle Unterstützung der Migranten initiiert und gefördert. Nicht selten weitet sich der Handlungsspielraum der so entstehenden Kleinunternehmen von der Herkunftsregion der Migranten auf ihre Ankunftsstationen aus. So hat z.B. der US-amerikanische Soziologe David Kyle in einer Untersuchung über die Migranten aus dem ecuadorianischen Otavala in den USA gar die Entstehung eines informellen transnationalen Unternehmens im Zusammenhang mit der Produktion und dem Vertrieb von Kunsthandwerk ausgemacht (Kyle 2001: 85 ff.). Ginge es nach der ecuadorianischen Regierung sollten die Geldtransfers der Migranten für den Handelsfluss sowie produktive und kommerzielle Aktivitäten kanalisiert werden, um auf diese Weise dauerhaft stabile Arbeitsplätze zu schaffen. Auf der Basis eines Hilfsprogramms für ecuadorianische Migranten bei der Schaffung von Aussenhandels- und Investitionsmöglichkeiten (*Programa de Apoyo al Emigrante Ecuatoriano en la Generación de oportunidades de Comercio Exterior e Inversiones*) hofft die Regierung Ekuadors, die Migranten, ihre Familien und in Ekuador ansässige Kleinunternehmer zu strategischen Geschäftspartnern zu machen. Die Verbindung zwischen den Akteuren, so die Idee, soll den Weg für die Kommerzialisierung von Produkten und die Förderung von Investitionen in neue, von Verwandten und Landsleuten geleitete Unternehmen oder in bereits bestehende Betriebe frei machen.

Tatsächlich nimmt die Dimension der *remesas* ständig zu. Für das Jahr 2001 schätzt die Interamerikanische Entwicklungsbank (IDB) die Gesamtsumme der Geldüberweisungen der lateinamerikanischen Migranten auf ca. US\$ 23 Mrd. Für das Jahr 2000 hat der IDB errechnet, dass der Anteil der Rücküberweisungen der Migranten 17% am Bruttoinlandsprodukt in Haiti, 14% in Nicaragua, 12,6% in El Salvador, 11,7% in Jamaica und jeweils 10% in der Dominikanischen Republik und Ecuador betrug. Den Berechnungen der IDB zufolge nehmen die Geldtransfers jährlich um 7-10% zu. Vor allem in Ecuador, Peru, Honduras und Nicaragua ist in den 90er Jahre ein stetes Anwachsen der *remesas* zu verzeichnen gewesen. Insbesondere die Tatsache, dass das Geld ohne Umwege dorthin fließt, wo es dringend benötigt wird, hat die Experten der IDB dazu verleitet, in den *remesas* ein effektives Werkzeug zur Armutsbekämpfung zu sehen. Denn, nach dem Profil der Nutznießer der Transfers zu urteilen, fließt ein bedeutender Teil in die Subsistenz von Familien. 83% der hondurenischen Haushalte etwa, die Transfers aus dem Ausland erhalten, leben unterhalb der Armutsgrenze bzw. sind bedürftig.

Fest steht damit, dass den *remesas* mittlerweile eine größere Bedeutung beizumessen ist als den staatlichen Transferleistungen. Der CEPAL (*Comisión Económica para América Latina y el Caribe*) zufolge übersteigen die Geldüberweisungen mittlerweile sogar die Einkünfte aus den meisten Exportgütern.

Zentralamerika und Mexiko profitieren sicherlich mit am meisten von den *remesas*:

Tabelle 3: Mexiko, Zentralamerika und Dominikanische Republik: Geldüberweisungen durch Migranten 1999

Länder	Gesamtbetrag in Millionen US-Dollar	Überweisungen pro Kopf (US-Dollar)	Durchschnittliches Jahreswachstum der <i>remesas</i> 1996-1999 (%)
Mexiko	5.910	61	11,8
Dominikanische Republik	1519	179	18,5
El Salvador	1374	218	8,1
Guatemala	448	39	7,3
Gesamt für Lateinamerika	12.500	24	8,4

Quelle: CEPAL 2001: "Resumen y aspectos destacados del simposio sobre migración internacional en las Américas". Serie población y desarrollo Nr. 14.

Glaubt man der mexikanischen Tageszeitung *La Jornada*, so sind die Geldtransfers der mexikanischen Migranten in den USA im Jahr 2001 auf nunmehr US\$ 8,9 Mrd. und damit um 33% gegenüber dem Vorjahr gestiegen. Damit steht das NAFTA-Mitglied an der lateinameri-

kanischen Spitze, gefolgt von El Salvador und der Dominikanischen Republik, die ebenfalls jährliche Überweisungen in Milliardenhöhe zu verzeichnen haben. Dies wiederum scheint das Interesse einiger US-amerikanischer Banken geweckt zu haben, die nun offensichtlich me-

xikanische Migranten als Kunden suchen. Tatsächlich stellen die *remesas* in Mexiko einstweilen die drittgrößte Devisenquelle des Landes dar.

Auch wenn aufgrund der wirtschaftlichen Auswirkungen der Anschläge nach dem 11. September 2001 die Geldüberweisungen lateinamerikanischer Migranten zunächst abgenommen haben, so bleiben sie doch insgesamt weiter von stetig zunehmender Bedeutung für die lateinamerikanische Wirtschaft, eine Tendenz, die sich gewiss auch in Zukunft weiter fortsetzen wird.

Latino-Kolonien in den Einwanderungsländern: Migration, Netzwerke und „Transnational Communities“

Durch die nunmehr seit mehreren Generationen anhaltende strategische Abwanderung und „Kettenmigration“ (Migranten der ersten Generation ziehen Familienangehörige und Landsleute nach, und es bildet sich mit der Zeit eine Migrationskette) der Lateinamerikaner in die USA und nach Europa und die sich dort stetig vergrößern den Latino-Kolonien, haben sich komplexe sozioökonomische Netzwerkgeflechte zwischen den Herkunfts- und Zielländern der Migranten gebildet. Innerhalb dieser transnationalen Beziehungsgeflechte, in denen verwandtschaftliche und ethnische Bezüge eine bedeutende Rolle spielen, sind durch Migration und Remigration, durch die Zirkulation von Waren, Dienstleistungen und Informationen transnationale soziale Räume entstanden, in denen die Migranten und ihre Angehörigen in den Herkunftsregionen agieren und mobil sind. Dank moderner Kommunikationsmittel sind die Abgewanderten heute zudem in ihren Herkunftsregionen wesentlich präsenter als früher. Darüber hinaus fördern, wie gesehen, die Geldüberweisungen der Migranten die transnationale Verflechtung der regionalen Ökonomien.

Auf der Basis der Erkenntnisse über diese Entwicklung ist in den Sozialwissenschaften, allen voran in der Sozialanthropologie, das Konzept der *Transnational Communities* entstanden, begriffen als eine Gemeinde von Menschen gleicher Herkunft und Identität, die sich jedoch auf verschiedene, zuweilen weit voneinander verstreute Orte verteilen und in diesem von ihnen geschaffenen „transnationalen Raum“ agieren. Innerhalb dieser Räume kommt es auch zur Verflechtung von sozialen Praktiken und Symbolsystemen. Die *Transnational Communities* und transnationalen Räume sollten daher nicht im Sinne der einfachen Erweiterung der Herkunftsgemeinde auf die Ankunftsregion verstanden werden. Vielmehr sind sie in beiden verankert und stellen soziale Verflechtungszusammenhän-

ge dar, die Ländergrenzen übergreifend und damit plurilokal sind (Pries 1999: 48).

Migrantenkolonien und Herkunftsgemeinden interagieren miteinander, und der transnationale Raum bezieht soziale, wirtschaftliche, kulturelle und politische Elemente mit ein. Besonders deutlich wird dies im Fall der mexikanischen Migranten in den USA, wo die Migrantenkolonien zuweilen aktiv werden für die ökonomischen und infrastrukturellen Belange der Herkunftsgemeinden. Diese Direktinvestitionen in die Herkunftsregionen sind einstweilen wesentlicher Bestandteil der *Transnational Communities* und zu einer wichtigen Ressource für die lokale und regionale Entwicklung in Mexiko geworden. Ferner hat mittlerweile auch der mexikanische Staat die politische Bedeutung der Migranten erkannt, begreift sie als Wählerpotenzial und versucht, ihre wirtschaftliche, politische und kulturelle Einbindung zu erreichen. Auf allen Ebenen der mexikanischen Politik werden die Arbeitsmigranten in den USA zunehmend als Ressourcen für die eigene Entwicklung wahrgenommen. Darüber hinaus sind unter den mexikanischen Migranten in den Vereinigten Staaten politische Gruppierungen und Organisationen entstanden, die sich für die Belange der Arbeitsmigranten einsetzen und die mittlerweile ein beträchtliches Druckpotenzial entwickelt haben. Schließlich bewegen sich auch die „Lebensprojekte“ und damit die Zukunftsperspektiven der Migranten und ihrer Angehörigen in Mexiko innerhalb des transnationalen Raumes.

Fest steht freilich, dass das Konzept der *Transnational Communities* für die sozialwissenschaftliche Forschung einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den bis dahin gepflegten bipolaren Migrationsuntersuchungen bedeutet, die die komplexe Mobilität und sozialen Verflechtungen, die durch die internationale Migration entstanden sind, nicht mehr adäquat erfassen können. Ferner stellen die transnationalen Räume und *Transnational Communities* möglicherweise ein zukünftiges Entwicklungspotenzial für die lateinamerikanischen Herkunftsländer der Migranten dar.

Perspektiven

Seit seiner Entdeckung ist die Geschichte Lateinamerikas eine Geschichte der Migrationen: Von der kolonialen Vergangenheit bis in die Gegenwart haben die Wanderungsbewegungen die gesellschaftlichen Entwicklungen und Veränderungen auf dem Subkontinent entscheidend mitbestimmt. Dies gilt sicherlich auch für die Zukunft.

Die Migration aus Lateinamerika wird trotz aller Barrieren, die in den USA und Europa gegen die Einwanderung aufgebaut werden, auch in dieser Dekade anhalten. Trotz der Schwierigkeit,

künftige Auswirkungen weltweiter neoliberaler Wirtschaftspolitik im Detail vorherzusagen, wird doch mit einiger Gewissheit davon auszugehen sein, dass bei gleichbleibender oder gar sich vertiefender regionaler sozialer Ungleichheit und unterschiedlichem Entwicklungsgrad zwischen den Ländern auch die Migrationsströme in Richtung der Industrieländer weiter fort dauern werden. Im Rahmen der transnationalen Räume wird allerdings insbesondere die zirkuläre und temporäre Migration bzw. Mobilität ansteigen. Durch die bereits bestehenden sozialen Netzwerkgeflechte werden sich die Migrationswünsche auch leichter realisieren lassen. Sollten die regionalen Unterschiede in der Entwicklung sich dann langfristig durch erfolgreiche Integrationsbestrebungen und die Ausweitung transnationaler Räume abschwächen, ist auch eine Verringerung der Intensität der Migrationsbewegungen wahrscheinlich.

Gegenwärtig jedoch besteht kein Grund für die Annahme einer Minderung der ungleichen regionalen Entwicklung. Kurzfristig wird die internationale Migration daher zunehmen. Paradox erscheinen in diesem Zusammenhang die wachsende Liberalisierung der Zirkulation von Waren und Dienstleistungen einerseits und die strengen Restriktionen der Industrieländer gegenüber einer freien Zirkulation von Personen andererseits. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen wirtschaftlichen Prozesse verliert die traditionell restriktive Immigrationspolitik der Industriestaaten immer mehr an Legitimität.

Eine adäquate internationale Migrationspolitik steht somit weiterhin aus. Ihre Dringlichkeit wird indes immer augenscheinlicher. Davon sind natürlich auch die lateinamerikanischen Migranten in der EU und den USA be-

troffen. Migration kann nämlich, wie gesehen, Entwicklungspotenzial in den Herkunftsregionen der Migranten freisetzen und damit ein Weg sein, die extremen regionalen Unterschiede langfristig wenigstens zu mindern.

Literaturhinweise:

CEPAL 2001: Resumen y aspectos destacados del simposio sobre migración internacional en las Américas. Serie población y desarrollo Nr. 14. Santiago de Chile.

CEPAL homepage: www.eclac.cl

El País: www.elpais.es

Kurtenbach, Sabine 2002: „Durch mehr Krieg zum Frieden? Kolumbien vor dem Amtsantritt der Regierung Uribe.“ In: *Brennpunkt Lateinamerika* 02-12, S. 121-128.

Kyle, David 2001: „La diáspora del comercio otavaleño: Capital social y empresa transnacional“. *Ecuador Debate* 54, S. 85-110.

Opitz, Peter (Hrsg.) 2001: *Weltprobleme im 21. Jahrhundert*. Wilhelm Fink-Verlag, München.

Opitz, Peter (Hrsg.) 1997: *Der globale Marsch. Flucht und Migration als Weltproblem*. Beck'sche Reihe, München.

Pries, Ludger 1999: „Transnationale soziale Räume zwischen Nord und Süd“. In: Karin Gabbert et al., *Migrationen. Lateinamerika: Analysen und Berichte* 23, S. 39-54.

Torres-Romero, Mario 1997: „Mexiko und Mittelamerika.“ In: Peter Opitz (Hrsg.): *Der globale Marsch. Flucht und Migration als Weltproblem*, S. 327-342.

Autorennotiz: Andreas Steinhuf, Ethnologe, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Iberoamerika-Kunde. Länderschwerpunkte: Andenländer (Peru, Ekuador und Bolivien). Themenschwerpunkte: Informeller Sektor, Migration, soziale Netzwerke, Multikulturalität und politische Akteure. E-mail: steinhuf@public.uni-hamburg.de

Impressum: BRENNPUNKT LATEINAMERIKA erscheint zweimal im Monat und wird vom Institut für Iberoamerika-Kunde (IIK) in Hamburg herausgegeben. Das IIK bildet zusammen mit dem Institut für Allgemeine Überseeforschung, dem Institut für Asienkunde, dem Institut für Afrika-Kunde und dem Deutschen Orient-Institut den Verbund der Stiftung Deutsches Übersee-Institut. Aufgabe des IIK ist die gegenwartsbezogene Beobachtung und wissenschaftliche Untersuchung der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen in Lateinamerika. Das Institut ist bemüht, in seinen Publikationen verschiedene Meinungen zu Wort kommen zu lassen, die jedoch grundsätzlich die Auffassung des/der jeweiligen Autors/Autorin und nicht unbedingt die des Instituts darstellen.

Redaktion: Detlef Nolte; Textverarbeitung: Nina Grabe und Ditta Kloth

Bezugsbedingungen: € 61,50,- p.a. (für Unternehmen und öffentliche Institutionen); € 46,- (für Privatpersonen und Nichtregierungsorganisationen); € 31,- (für Studierende und Erwerbslose). Für den Postversand wird ein zusätzlicher Betrag von € 15,30,- erhoben. Einzelausgaben kosten € 3,10 (für Studierende € 2,10). BRENNPUNKT LATEINAMERIKA kann auch zum Abopreis per E-Mail bezogen werden.

INSTITUT FÜR IBEROAMERIKA-KUNDE

Alsterglaciis 8 · D-20354 Hamburg · Tel: 040 / 41 47 82 01 · Fax: 040 / 41 47 82 41
E-mail: publications@public.uni-hamburg.de · Internet: <http://www.duei.de/iik>

BRENNPUNKT LATEINAMERIKA

POLITIK · WIRTSCHAFT · GESELLSCHAFT

INSTITUT FÜR IBEROAMERIKA-KUNDE HAMBURG

Nummer 14

26. Juli 2005

ISSN 1437-6091

Ursachen und Folgen der Migration aus Lateinamerika

Susanne Gratius

Proportional zur wachsenden Armut ist Lateinamerika seit den 1990er Jahren von einer Einwanderungs- zu einer Auswanderungsregion mutiert. Heute sind etwa 10% aller Migranten Lateinamerikaner, die vorwiegend und meist dauerhaft in die USA und nach Spanien gehen. Die Arbeitsmigration ist ein zentraler Wirtschaftsfaktor für Lateinamerika: Mit 45 Mrd. US\$ erreichten die Geldüberweisungen der Migranten in ihre Heimatländer im vergangenen Jahr einen neuen Rekord. Politisch gesehen spiegelt die Auswanderungswelle ein gescheitertes Entwicklungsmodell und eine Krise der real existierenden Demokratie in den betroffenen lateinamerikanischen Staaten wider.

Vom politischen Exil zur Wirtschaftsmigration

Noch bis Mitte der 1970er Jahre war Lateinamerika eine klassische Einwanderungsregion. Von 1860 bis 1930 gingen 15 Millionen Europäer nach Lateinamerika – vorwiegend nach Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay –, um dort Arbeit zu finden. Im Anschluss daran nahm die Region über 200.000 politische Flüchtlinge aus Europa auf. Heute ist Lateinamerika ein Subkontinent der Auswanderung: Jede Stunde verlassen 58 Lateinamerikaner ihre Heimat und jedes Jahr fast eine halbe Million Personen (Drekonja 2004: 1052). Etwa 20% der Mexikaner, 13% der Uruguayer und 10% der Kubaner leben dauerhaft im Ausland. Die USA und Spanien sind die beiden wichtigsten Aufnahmeländer für Lateinamerikaner.

Bis zu den 1980er Jahren war das Profil des lateinamerikanischen Migranten von der Flucht vor Militärdiktaturen und Bürgerkriegen geprägt. Unmittelbar nach der Rückkehr zur liberalen Demokratie gaben dann nicht mehr politische, sondern wirtschaftliche Motive den Ausschlag

für eine erneute und massive Auswanderungswelle gen Norden. Durch wiederholte Finanz- und Wirtschaftskrisen verwandelte sich der Subkontinent seit den 1990er Jahren in einen Nettoexporteur von Arbeitskräften. Mit Ausnahme einiger weniger Problemstaaten, wie Kuba, Kolumbien und Venezuela, steht im heutigen Lateinamerika nicht mehr die politische Migration (Exilanten und Bürgerkriegsflüchtlinge) im Mittelpunkt, sondern die Arbeitsmigration.

Die erste Auswanderungswelle der Zentralamerikaner und Kubaner

In der Vergangenheit waren Migrationsbewegungen in Lateinamerika fast ausschließlich politisch motiviert. Die kubanische Revolution 1959, die Bürgerkriege im Zentralamerika der 1980er Jahre (El Salvador, Guatemala und Nicaragua) und der anhaltende Konflikt in Kolumbien waren für massive Fluchtbewegungen innerhalb und außerhalb der Region verantwortlich. Während Kubaner überwiegend in das nur 90 Meilen entfernte Miami flüchteten, war die massive zentralameri-

kanische Flüchtlingsbewegung bis nach dem Ende des Kalten Krieges vor allem Binnenmigration: 15% der mittelamerikanischen Bevölkerung, 3 Millionen Personen, gingen in den 1980er Jahren vorwiegend nach Costa Rica und Mexiko.

In Südamerika suchten Vertreter oppositioneller Gruppen während des Kalten Krieges politisches Exil in Europa oder in den USA. Sie flohen vor rechtsgerichteten, repressiven Militärdiktaturen, die sich vor allem in Argentinien, Chile und Uruguay etabliert hatten. Lediglich Kuba und Nicaragua sind historische Beispiele für die Flucht vor revolutionären, linksgerichteten Regimes. In Nicaragua flüchteten zwischen 1978 und 1979 200.000 Menschen vor den Sandinisten und dem Bürgerkrieg. Kuba ist bis heute ein Beispiel für politisch Verfolgte, die sich meist dauerhaft in die USA (1,3 Mio. Kubaner) und nach Europa (500.000 Kubaner) absetzen. Obwohl inzwischen die Arbeitsmigration überwiegt, werden Kubaner in den USA automatisch als politische Asylanten behandelt: Durch das 1966 verabschiedete *Cuban Adjustment Law* erhält jeder Kubaner, der „trockenen Fußes“ amerikanischen Boden erreicht, nach einem Jahr eine permanente Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis in den USA. Dies wird in anderen lateinamerikanischen Ländern, vor allem aber im Nachbarstaat Mexiko, bis heute als Diskriminierung betrachtet.

Zwar endeten mit den sukzessiven Friedensabkommen in den 1990er Jahren die Bürgerkriege in Nicaragua, El Salvador und Guatemala und damit auch die politisch motivierten Fluchtbewegungen. Die Migration setzte sich jedoch unter dem neuen Vorzeichen der internationalen Arbeitsmigration fort und entwickelte eine größere Dynamik als je zuvor. Jetzt waren die USA das Hauptziel der zentralamerikanischen Migranten, die sich meist dauerhaft in ihrer neuen Heimat niederließen: Über eine Million Salvadoraner (10% der Bevölkerung) leben derzeit in den USA sowie jeweils eine halbe Million Honduraner und Guatemalteken. Verließen Zentralamerikaner die Heimat vorher aufgrund der anhaltenden politischen Gewalt, sind jetzt Armut, Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Naturkatastrophen oder geringe Löhne die wichtigsten Gründe für die Auswanderung.

Auch in Kuba verschob sich das Motiv der Auswanderung von politisch-ideologischen Gründen zur Arbeitsmigration und der Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen im Ausland. 1980 setzte die erste Massenflucht in Richtung USA ein, als sich das Castro-Regime auf diesem Wege unliebsamer Wirtschaftsflüchtlinge und zahlreicher Kriminalität entledigte. Zum letzten spektakulären

Exodus kam es 1994, als sich 30.000 Kubaner auf selbstgebastelten Booten in die USA absetzten. Diese ökonomisch motivierten Flüchtlingswellen gefährdeten die Privilegien der ersten, wohlhabenden und aus politischen Gründen geflüchteten kubanischen Einwanderergeneration in den USA. Nicht zuletzt deshalb einigten sich die USA und Kuba nach dem Massenexodus 1994 auf ein neues, bis heute gültiges Migrationsabkommen, das die Zahl der Einwanderer auf 20.000 jährlich begrenzt.¹

Die zweite Auswanderungswelle aus Ekuador und Mexiko

Heute sind Ekuador und Mexiko die beiden lateinamerikanischen Staaten mit der größten wirtschaftlich motivierten Auswanderung. Der politische und wirtschaftliche Krisenstaat Ekuador ist der „Hauptexporteur“ von Migranten nach Spanien und ein eindrucksvolles Beispiel für das „Ausbluten“ eines Landes: Zwischen 1999 und 2001 – als Folge der Wirtschaftskrise von 1998 – haben eine halbe Million Ekuadorianer ihr Land verlassen (The Economist, 21.2.2002). Durch die restriktive Einwanderungspolitik in den USA nach dem 11. September haben sich die meisten Ekuadorianer in Spanien niedergelassen, wo sie hinter den Marokkanern die zweitgrößte Einwanderergruppe bilden.

Nach China ist Ekuador das Land mit der größten Zahl an illegalen Einwanderern in Europa. In Spanien sind zwar 390.000 Ekuadorianer gemeldet, über eine Aufenthaltsgenehmigung verfügen aber weniger als die Hälfte. Etwa eine halbe Million Ekuadorianer sind vorwiegend in der spanischen Land- und Bauwirtschaft sowie in der Gastronomie und Hauswirtschaft beschäftigt. Familiäre Netzwerke, eine liberale Einwanderungspolitik (im Oktober 2004 wurde ein neues Amnestiegesetz verabschiedet) und der Bedarf an Arbeitskräften in Billiglohnssektoren sorgen für einen steten Zustrom neuer Zuwanderer aus Ekuador.

Sind Ekuadorianer die größte Gruppe lateinamerikanischer Arbeitsmigranten in Spanien, ist der Anteil der in den USA lebenden Mexikaner noch weitaus höher. In den letzten Dekaden haben über 20 Millionen Mexikaner – ein Viertel der mexikanischen Bevölkerung – ihr Heimatland verlassen. Sie sind die bedeutendste Einwande-

¹ Ausgerechnet Kuba ist eines der wenigen lateinamerikanischen Länder, das ein bilaterales Migrationsabkommen mit den USA unterzeichnet hat und einen regelmäßigen Dialog über das Thema Einwanderung führt.

rungsgruppe in den USA: Ihr Anteil an der Zuwanderung liegt bei 66%, und sie stellen bereits 8,6% der amerikanischen und ein Drittel der kalifornischen Bevölkerung. Die Mexikanisierung ist ein neues Phänomen, denn noch in den 1970er Jahren lebten lediglich 640.000 Mexikaner in den USA.

Die Ursache für die Auswanderung ist das enorme Einkommensgefälle zwischen den beiden Nachbarstaaten: Das Pro-Kopf-Einkommen eines amerikanischen Bürgers ist neun Mal höher als das eines Mexikaners (Huntington 2004: 222/223 und 228). Angesichts der geringen Prosperität und Aufstiegschancen im eigenen Land ist der reiche Nachbar im Norden für viele Mexikaner ein attraktives Ziel: In einer Umfrage der Interamerikanischen Entwicklungsbank gaben 81% der Mexikaner an, die Möglichkeit der Auswanderung in Betracht zu ziehen.² Zwei Drittel der Empfänger von *remittances* erklärten, dass die wirtschaftlichen Probleme Mexikos der Hauptgrund für ihre Entscheidung sei, das Land zu verlassen.³

Trotz verschärfter Grenzkontrollen erreichen jedes Jahr etwa 270.000 Mexikaner illegal amerikanischen Boden und bleiben – da ihnen die Möglichkeit der Rückkehr durch die Einwanderungsgesetze der USA verwehrt bleibt – fast immer dauerhaft im Land. Obwohl die amerikanisch-mexikanische Grenze zu den sichersten der Welt gehört – nicht zuletzt durch einen dreifachen Zaun an den wichtigsten Übergängen –, erfolgt 64% der mexikanischen Migration in die USA nach wie vor illegal. Solange es eine Nachfrage nach billigen Arbeitskräften gibt und das familiäre Netzwerk der *Mexicans* als zusätzlicher Anreiz für die Ausreise dient, werden auch noch schärfere Kontrollen der Grenze die Zuwanderung nicht aufhalten können. Zudem verschaffen die illegal beschäftigten Mexikaner der kalifornischen Agrarindustrie einen erheblichen Wettbewerbsvorteil, was paradoxerweise dazu beiträgt, die mexikanische Landwirtschaft zu ruinieren und so für eine weitere Abwanderung gen USA zu sorgen.

Push- und Pull-Faktoren: Die Dynamik zwischen Herkunfts- und Aufnahmeländern

Die lateinamerikanische Auswanderungswelle gen Norden wird durch ein Zusammenspiel von *Push*-Faktoren im Herkunftsland und *Pull*-Fakto-

ren im Aufnahmestaat begünstigt. Die wichtigsten *Push*-Faktoren für die lateinamerikanische Arbeitsemigration sind Armut (von der 44% der Lateinamerikaner betroffen sind), Arbeitslosigkeit und ein niedriges Lohnniveau; keine oder nur eine sehr rudimentäre Sozialvorsorge⁴; durch Finanz- und Wirtschaftskrisen bedingte Instabilität; und geringe Chancen für berufliches Fortkommen und sozialen Aufstieg in den Heimatländern.

In diesem Zusammenhang ist es kein Zufall, dass gerade in den Ländern mit dramatischen Finanz- und Wirtschaftskrisen, wie Argentinien (2001), Ekuador (1998) und Mexiko (1995), die Abwanderung in den letzten Jahren besonders hoch war. Als politisch-gesellschaftliche Motive gelten die Instabilität im eigenen Land, geringe demokratische Partizipation, hohe Kriminalitätsraten, Rechtsunsicherheit und steigende Gewalt.

Die Wahl des Aufnahmelandes richtet sich nach Kriterien wie der geographischen Nähe, bestehenden Verwandtschaftsbeziehungen, der Situation des Arbeitsmarktes, kulturellen Affinitäten und der Intensität der Beziehungen zwischen altem und neuem Heimatland (IOM 2004: 42). Die bedeutendsten *Pull*-Faktoren, welche die Einwanderung in den Aufnahmeländern begünstigen, sind überalterte Gesellschaften, niedrige Geburtenraten, ein deutlicher Bevölkerungsrückgang, Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft oder in anderen Billiglohnssektoren sowie Finanzierungslücken in den sozialen Sicherungssystemen. Zurückgehende Geburtenraten in Europa (2003 war Spanien das Land mit der niedrigsten Geburtenrate innerhalb der EU) und die Globalisierung der Arbeitsmärkte sind die beiden wichtigsten *Pull*-Faktoren für internationale Migration aus Lateinamerika.

Internationale Migration verändert die Strukturen in Herkunfts- und Aufnahmeländern und führt gleichzeitig zu neuen Interdependenzen zwischen den betroffenen Staaten. Die Abwanderung von Fachkräften (*brain-drain*)⁵ sowie die Entvölkerung und das Entstehen von Rentenstrukturen durch privaten Geldtransfer (*remittances*) sind negative Folgen für die Herkunftslän-

² Umfrage der Interamerikanischen Entwicklungsbank, 2003, zit. nach Sangmeister (Brennpunkt Lateinamerika zur Nafta, Nr. 3/2003).

³ IADB/Multilateral Investment Fund 2004: 22 und 34.

⁴ Weniger als die Hälfte der legal beschäftigten Mexikaner hat Zugang zur staatlichen Sozialversicherung.

⁵ Vor allem in Südamerika wandern Fachkräfte ab, da überwiegend Vertreter der Mittelschichten mit einem relativ hohen Bildungsniveau nach Spanien oder Italien auswandern. Paradigmatisch hierfür ist die Flucht aus wirtschaftlichen Krisenländern wie Argentinien oder Ekuador, vor politischer Instabilität wie in Venezuela und Kuba oder aus dem Bürgerkriegsland Kolumbien.

der. Modernisierungseffekte, Entwicklungshilfe und Investitionen durch Migration sind hingegen positiv zu verbuchen. In ihren neuen Heimatländern erhöhen die Migranten die Arbeits- und Kaufkraft und tragen zur Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme bei, verursachen aber auch Assimilations- und Integrationskosten.

Zwischen den jeweiligen Staaten entstehen mittel- und langfristig Interdependenzen in den Bereichen Kultur, Handel – beispielsweise durch den Import „ethnischer Produkte“ ins Aufnahme- und Technologie- bzw. Konsumgüterexport in das Herkunftsland –, Investitionen (von der Diaspora in die Heimatländer), Tourismus und Entwicklungskooperation. Langfristig gesehen, fördert Migration auch eine engere Kooperation zwischen den betroffenen Ländern einschließlich der Unterzeichnung von Freihandels- oder Integrationsabkommen. So ist beispielsweise der 1994 in Kraft getretene Nafta-Vertrag auch das Ergebnis des Einflusses der bedeutenden mexikanischen *Community* in den USA.

Generell gilt, dass jahrzehntelange Migrationsströme auf allen Ebenen der Politik die Beziehungen zwischen Herkunfts- und Empfängerstaaten intensivieren. Darauf weist vor allem die seit den 1990er Jahren im Zuge von Migration und Freihandel gewachsene Interdependenz zwischen den USA und Mexiko hin. Aber auch die Beziehungen zwischen Spanien und Lateinamerika sind in den letzten Jahren in allen Bereichen der Zusammenarbeit (Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur) enger geworden. Regional gesehen, sind die Hauptaufnahmeländer Spanien und die USA nicht zuletzt aufgrund der Migration seit Ende der 1990er Jahre mit Abstand die beiden wichtigsten bilateralen Partner Lateinamerikas in den Bereichen politischer Dialog, Handel, Investitionen und Entwicklungszusammenarbeit.

Wirtschaftliche Folgen: Rentenökonomien durch *remittances*

Durch den privaten Geldrücktransfer in das Heimatland, die so genannten *remittances*, ist in einigen mexikanischen Bundesstaaten, in den kleineren Ländern Lateinamerikas und in der Karibik die Auswanderung die Aktivität mit dem höchsten ökonomischen Ertrag. So liegen die privaten Zuwendungen an Verwandte im Herkunftsland oft über dem durchschnittlichen Einkommen der Haushalte. Beide Phänomene potenzieren sich gegenseitig, denn je mehr Personen emigrieren, desto höher ist der Betrag an *remittances*. Auf diese Weise vergrößert sich in den

Empfängerländern von *remittances* die Abhängigkeit vom Ausland und von der Fortsetzung der Migration. Die Tendenz ist steigend: Parallel zur Auswanderungswelle der 1990er haben sich die *remittances* in den Amerikas vervierfacht.

Boomender remittance-Markt

Mit 45 Mrd. US\$ verzeichneten Lateinamerika und die Karibik 2004 (IADB 2004 und 2005) den weltweit größten Boom des „*remittance*-Marktes“: Die Region erhält fast ein Drittel aller privaten Geldzuweisungen der Entwicklungsländer (Nurse 2004: 109). Mit über 37 Mrd. US\$ war im Jahre 2003 der Zufluss privater Geldtransfers von Migranten in die Heimatländer bedeutender als die Summe der Direktinvestitionen (23 Mrd. US\$) und der Entwicklungshilfe (3 Mrd. US\$) zusammen.⁶ Zudem betragen sie mehr als 150% des von der Region in den letzten fünf Jahren gezahlten Schuldendienstes. Wenn sich der private Geldtransfer fortsetzt wie bisher, wird die kumulative Summe der *remittances* in Lateinamerika zwischen 2001 und 2010 insgesamt 500 Mrd. US\$ betragen⁷; dies entspricht in etwa dem BIP Brasiliens.

Den größten Anteil an den *remittances* haben mit 30 Mrd. US\$ jährlich die lateinamerikanischen Immigranten in den USA, 2,5 Mrd. US\$ senden Einwanderer in Japan, eine Milliarde entfällt auf die Zuwanderer in Spanien und jeweils eine weitere Milliarde auf die übrigen EU-Staaten, Kanada und Lateinamerika.

Etwa 10% ihres Einkommens – zwischen 200 und 300 US\$ monatlich – senden Latinos in den USA jedes Jahr an ihre Verwandten im Herkunftsland. Insbesondere die lateinamerikanische Einwanderung in Spanien ist eine wichtige Einnahmequelle für die Familien im Heimatland: Aufgrund ihres im Vergleich höheren Bildungsstands und Lohnniveaus schicken die Zuwanderer mehr Geld (zwischen 450 und 700 US\$) an ihre Familien als die in den USA lebenden *Mexicans*.

⁶ Die Region verzeichnet in den letzten Jahren einen steten Anstieg an *remittances*: Im Jahr 2001 belief sich das Volumen der *remittances* auf 20 Mrd. US\$, und 2002 auf 25 Mrd. US\$.

⁷ Nach Angaben der IADB, op. cit.

**Tabelle 1: Lateinamerikanische Empfänger von *remittances*, 2003 und 2004
(in Mrd. und Prozent)**

Empfänger/Jahr	2003		2004	
Mexiko	13,266	35,69%	16,613	36,27%
Brasilien	5,201	13,99%	5,624	12,28%
Kolumbien	3,067	8,25%	3,857	8,42%
El Salvador	2,316	6,23%	2,548	5,56%
Dom. Republik	2,217	5,96%	2,438	5,32%
Guatemala	2,106	5,66%	2,681	5,85%
Ekuador	1,656	4,45%	1,740	3,80%
Kuba	1,194	3,21%	-----	-----
Peru	1,295	3,48%	1,360	2,96%
Honduras	0,862	2,31%	1,134	2,47%
Nikaragua	0,788	2,12%	0,810	1,76%
Bolivien	0,320	0,86%	0,422	0,92%
Venezuela	0,247	0,66%	0,259	0,56%
Argentinien	0,225	0,60%	0,270	0,59%
<i>Gesamt</i>	<i>37,162</i>		<i>45,800</i>	

Quelle: Inter-American Dialogue, Remittances by Selected LAC Countries, Washington DC 2004 und 2005.

Die Geldüberweisungen von Verwandten aus dem Ausland sind ein zentraler Wirtschaftsfaktor für die gesamte Region. Etwa 50 Millionen lateinamerikanische Familien (über 10% der Bevölkerung) werden durch *remittances* unterstützt, die für viele Haushalte zu einer überlebenswichtigen, wenn auch unproduktiven Einkommensquelle geworden sind. Nach Angaben der Inter-Amerikanischen Entwicklungsbank fließen jeden Tag 68,5 Mio. US\$ privater Überweisungen von den USA nach Lateinamerika. Das Geld wird von privaten Vermittlern oder von Organisationen überbracht, die sich auf *remittances* spezialisiert haben⁸, denn nur die Hälfte der ausgewanderten Lateinamerikaner und weniger als 10% ihrer Verwandten in Lateinamerika verfügen über ein Bankkonto.

Mexiko war mit über 16 Mrd. US\$ 2004 der zentrale Empfänger von *remittances* in Lateinamerika, gefolgt von Brasilien. Die Bedeutung der *remittances* und damit auch die Abhängigkeit von den USA für das zweitgrößte lateinamerikanische Land ist enorm: Der private Geldtransfer ist höher als der Zufluss an Direktinvestitionen und die Einnahmen aus dem mexikanischen Tourismussektor. Die jährliche Summe der *remittances* entspricht mehr als zwei Dritteln der Erdölexporte. 11% der Mexikaner oder 11 Millionen

Personen erhalten *remittances*, die sich im Durchschnitt auf 150 € im Monat belaufen. Vor allem die nördlichen mexikanischen Bundesstaaten Guanajuato, Jalisco, Michoacan, San Luis Potosí und Zacatecas verfügen über eine lange Auswanderungstradition in die USA. Sie stellen 32% der Bevölkerung, und in diese fünf Bundesstaaten fließt mit 44% der größte Anteil der mexikanischen *remittances*.

Die Rückflüsse der Diaspora-Community sind in den lateinamerikanischen Kleinstaaten bereits eine Haupteinnahme- und Devisenquelle. Dies ist vor allem in Guatemala, El Salvador, Honduras und Kuba zu beobachten, wo die *remittances* einen Anteil von mehr als 10% an der Gesamtwirtschaft haben.⁹ Die Immigranten im Ausland erwirtschaften zum Teil sogar mehr als ihre Landsleute im Inland: So sind die Einnahmen der in den USA lebenden *Salvadoreños* höher als das Bruttoinlandsprodukt (BIP) ihres Heimatlandes (IADB 2004: 11). In Zentralamerika ist El Salvador das eindrucksvollste Beispiel für die wachsende Bedeutung der *remittances*: Zwei von zehn Haushalten erhalten *remittances*; die Summe der privaten Geldüberweisungen betrug 2002 das Neunfache der gesamten Entwicklungshilfe und war sieben Mal so hoch wie die jährlichen Direktinvestitionen. Aufgrund der massiven Auswanderung in die USA, wo mehr als ein Fünftel der Bevölkerung lebt, wurde für Flüge in die USA sogar ein eigenes Flughafengebäude in San Salvador gebaut.

⁸ Durch die wachsende Konkurrenz der auf *remittances* spezialisierten Transferunternehmen konnten die oft beklagten hohen Kosten der „Überweisungen“ von 15% auf 7% des entsandten Betrags gesenkt werden.

⁹ In Haiti sogar 24,2% des BIP, vgl. Nurse 2004.

Selbst im sozialistischen Kuba sind die *remittances* inzwischen die größte Devisenquelle: Sie sind bedeutender als die Nettoeinnahmen in der Tourismusindustrie oder im Zuckersektor. Der jährliche Zufluss an *remittances* wird auf etwa eine Milliarde US\$ geschätzt, so dass theoretisch jeder *Cuban-American* im Jahr fast 900 US\$ an kubanische Verwandte transferiert. Private Geldtransfers von Verwandten in Miami nach Kuba sind legal, seitdem das Castro-Regime 1993 den Devisenbesitz legalisiert hat und die Clinton-Administration Mitte der 1990er Jahre *remittances* bis zu einer Höhe von 300 US\$ monatlich nach Kuba autorisierte. Nach Ansicht des Ökonomen Pedro Monreal (1999: 73) zeigt Kuba eine für kleine Inseln typische Wirtschaftsstruktur, basierend auf den Einnahmen aus dem Tourismussektor, der Zuckerindustrie und externen Renten (*remittances*). Dies geht einher mit einer wachsenden Abhängigkeit des Landes von den externen Transferleistungen aus den USA.

Stabilitäts- oder Destabilisierungsfaktor remittances?

Durch die *remittances* entsteht am Staat vorbei ein eigenständiges Wirtschaftssystem. Der „familiäre Finanzmarkt“ basiert auf dem ständigen Export von Arbeitskräften, da sonst der Zufluss der externen Renten unterbrochen werden würde. Es handelt sich somit um einen Generationenvertrag, der immer wieder erneuert werden muss. Dieser informelle Finanzmarkt funktioniert auf der Grundlage von privaten Zinsen und Darlehen, denn *remittances* basieren nicht nur auf Altruismus, sondern auch auf den Interessen der Beteiligten. Nach Angaben der CEPAL lassen sich drei Phasen unterscheiden:

- (1) durch die *remittances* zahlen die Emigranten „Zinsen“ für das zuvor gewährte familiäre Darlehen zur Vorbereitung der Auswanderung und/oder die Kosten einer Ausbildung;
- (2) in der zweiten Phase wird ein „Darlehen“ für die Versorgung und Vorbereitung künftiger Auswanderung von Verwandten im Heimatland gewährt;
- (3) schließlich bereiten die Emigranten durch Hausbau, Grundstückskauf und kleinere Geschäfte ihre Rückkehr ins Ursprungsland vor.

Remittances sind die wichtigste und schnellste wirtschaftliche Verbindung zwischen Herkunfts- und Empfängerländern, die durch Migration entsteht. Zwar geht dem neuen Heimatland der

Migranten durch die *remittances* Kaufkraft verloren, es profitiert aber von den Kosten des meist nicht über Banken abgewickelten Geldtransfers. Zudem können, langfristig gesehen, durch die von den *remittances* ausgehenden Modernisierungseffekte im Empfängerland wiederum Anreize für Investitionen und Handel entstehen.

Die Folgen der *remittances* in den Empfängerländern sind sowohl positiv als auch negativ. Einerseits kompensiert der private Geldtransfer einen in den letzten Jahren rückläufigen Zufluss an Direktinvestitionen und Entwicklungshilfe für Lateinamerika. Zudem gehen von den *remittances* Entwicklungsimpulse im einstigen Heimatland aus. Der private Geldtransfer ist gleichzeitig ein zentraler Wirtschafts- und Stabilitätsfaktor in Lateinamerika, der vor allem in Mexiko, Zentralamerika und Kuba die Armut lindert, die Devisenreserven erhöht und soziale Aufstände verhindert. So schaffen die finanziellen Rücktransfers der Migranten einen gewissen Ausgleich für das wachsende Nord-Süd-Gefälle innerhalb Lateinamerikas und in den einzelnen Ländern.

Durch ihren kompensatorischen Effekt verhindern die *remittances* aber gleichzeitig wirtschaftliche und soziale Strukturreformen in den Herkunftsländern der Migranten. Außerdem fördern sie unproduktive Rentenstrukturen in den Empfängerländern. Vor allem in Zentralamerika, in Kuba¹⁰ und in anderen karibischen Ländern wird der Faktor Arbeit durch den Scheck aus dem Ausland ersetzt, der oft höher ist als die im Land verdienten Löhne und Gehälter. Neben der Entstehung von Rentenökonomien bewirken die *remittances* auch eine wachsende Dollarisierung der Ökonomien von Kleinstaaten. Beispiele hierfür sind Ecuador, El Salvador und Guatemala, die Gesetze zur Dollarisierung ihrer Wirtschaft verabschiedet haben. Auch Kuba ist de facto dollarisiert.

Die Abhängigkeit der lateinamerikanischen Länder von den *remittances* ist insofern ein Risiko, als sie keine dauerhafte Einnahmequelle darstellen. Bei den *remittances* handelt es sich um ein vorübergehendes Phänomen der ersten, höchstens aber der zweiten Auswanderergeneration, so dass sie einen unsicheren und zudem unproduktiven Wirtschaftszweig darstellen, der keine dauerhafte ökonomische Stabilität bietet. Zudem werden *remittances* vor allem für den kurzfristigen privaten Konsum verwendet und

¹⁰ In Kuba beträgt der durchschnittliche Monatsverdienst weniger als zehn US\$, der Scheck aus dem Ausland hingegen bis zu 100 US\$ monatlich (dies ist für viele Kubaner ein Jahresverdienst).

weniger für produktive Investitionen oder Bildung: Nach Angaben der mexikanischen Empfänger von *remittances* werden die Geldüberweisungen aus dem Ausland zu 78% für den Lebensunterhalt verwendet, und nur 10% werden investiert oder angelegt (IADB 2004: 31). Zwar lindern sie zeitweilig die Armut, da *remittances* aber vorwiegend dem privaten Konsum und der Vorbereitung künftiger Auswanderung dienen, leisten sie langfristig gesehen einen geringen Beitrag zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der jeweiligen Empfängerländer.

Innen- und außenpolitische Folgen der Migration

Migration zeitigt zunehmend Rückwirkungen auf die Innen- und Außenpolitik der lateinamerikanischen Auswanderungsländer. Einerseits gibt es immer mehr lateinamerikanische Politiker, die lange Zeit im Ausland gelebt haben; andererseits wird die Lobby der lateinamerikanischen Diaspora in den USA und Spanien verstärkt in den Wahlkampf des jeweiligen Ursprungslandes einbezogen. Gleichzeitig steigt durch die Intensivierung der Beziehungen insgesamt auch der politische Einfluss des Aufnahme- auf das Herkunftsland der Migranten. Ein deutliches Beispiel hierfür ist Mexiko, wo die demokratischen Reformen seit Mitte der 1990er Jahre auch eine Folge der engen Verbindungen zu den USA durch Freihandel und Migration waren.

Mexiko ist paradigmatisch für den wachsenden innenpolitischen Einfluss der Migranten im einstigen Heimatland und ihre Instrumentalisierung für außenpolitische Ziele seitens der jeweiligen Regierung. Mit dem Ziel, das negativ besetzte Mexiko-Bild in den USA zu verbessern, die Bildungschancen der Auswanderer in der neuen Heimat zu erhöhen und den Kontakt zum Herkunftsland aufrechtzuerhalten, richtete der damalige Präsident Carlos Salinas de Gortari im Rahmen der Außenpolitik schon 1990 ein Programm für Mexikaner in den USA (*Programa para las Comunidades Mexicanas en el Exterior*, PCME) ein. Darüber hinaus wurde die Zahl der konsularischen Vertretungen zum Schutz der Interessen der Auswanderer in den USA erhöht: Mexiko unterhält über 40 Konsulate in den Vereinigten Staaten.

Auf bilateraler Ebene haben vor allem die mexikanischen Präsidenten Vicente Fox und Ende der 1980er Jahre Carlos Salinas de Gortari, die lange Zeit in den USA gelebt haben, Sonderbeziehungen zum nördlichen Nachbarn aufgebaut. So wurde das Freihandelsabkommen Nafta vom

damaligen Präsidenten Salinas de Gortari angeregt und unter seiner Regierung verhandelt. Seinerseits hat der ehemalige Manager des Coca-Cola-Konzerns und heutige Präsident Vicente Fox verschiedene Vorstöße unternommen, um ein Migrationsabkommen mit den USA zu etablieren, die illegalen Einwanderer zu legalisieren und den Integrationsprozess im Rahmen der Nafta durch einen gemeinsamen Binnenmarkt zu vertiefen.

Darüber hinaus ist Mexiko in Lateinamerika ein Vorreiter für einen „transnationalen Wahlkampf“, der seit vielen Jahren auch in den USA geführt wird. Da sich Präsident Fox eigenen Aussagen zufolge, als Präsident aller Mexikaner versteht, sollen jetzt auch Auswanderer in den USA in Mexiko wählen können. Ein dementsprechendes Gesetz wurde Ende April 2005 vom Senat und Ende Juni vom Abgeordnetenhaus befürwortet. Dies wird die Zahl der Wähler bei den Präsidentschaftswahlen 2006 vermutlich um mehr als 10% erhöhen.

Auch in den Andenländern zeigt die Auswanderung Rückwirkungen auf die Innenpolitik. Bei dem am 15. August 2004 abgehaltenen Referendum über Präsident Hugo Chávez hat die venezolanische Diaspora ebenfalls eine, wenn auch geringe Rolle gespielt. Vor allem die Opposition hatte die venezolanischen Wähler in Spanien und den USA für ihr Ziel der Absetzung des Präsidenten mobilisiert. In Bolivien und Peru wiederum regierten lange Zeit der in den USA aufgewachsene und des Spanischen nur rudimentär mächtige Ex-Präsident Gonzalo Sánchez de Lozada und der in Japan geborene Alberto Fujimori. Auch Fujimoris Nachfolger, der peruanische Präsident Alejandro Toledo, unterhält eine Sonderbeziehung zu den USA, da er vor seiner Amtsübernahme viele Jahre bei der Weltbank in Washington tätig war. Auch auf Ministerebene haben viele lateinamerikanische Politiker in den USA studiert oder gearbeitet und pflegen enge Beziehungen zum nördlichen Nachbarland.

Zwischenbilanz

Dem boomenden *remittance*-Markt und der wachsenden Armut nach zu urteilen, werden sich in den kommenden Jahren eher mehr als weniger Lateinamerikaner für die Auswanderung entscheiden. Die Abwanderung ist das Ergebnis einer politischen und wirtschaftlichen Fehlentwicklung Lateinamerikas. So ist es zwar den meisten Ländern der Region gelungen, zur liberalen Demokratie zurückzukehren, nicht aber die notwendigen politischen, wirtschaftlichen und

sozialen Reformen durchzuführen, um partizipative Gesellschaften zu schaffen und Wohlstand zu verteilen.

Angesichts fehlender ökonomischer Perspektiven und beruflicher Aufstiegschancen im eigenen Land entscheiden sich immer mehr Lateinamerikaner für die Option „exit“ und gegen die Option „voice“. Die individuelle Entscheidung für die Auswanderung verhindert eine politische Artikulation zugunsten von Strukturreformen im eigenen Land – in Form von Wahlbeteiligung, Protestaktionen oder einem Engagement in Organisationen der Zivilgesellschaft – und trägt indirekt

dazu bei, die Machtposition der herrschenden Elite zu konsolidieren.

Gleichzeitig kompensieren die *remittances* soziale Ungleichheit und schaffen unproduktive Rentenökonomien. Indem ein Großteil des Bruttoinlandsprodukts nicht mehr durch Arbeit, sondern durch die Unterstützung von Verwandten im Ausland erzeugt wird, werden ganze Nationen zu „Sozialfällen“. Bislang hat die Auswanderungswelle in Lateinamerika keine Modernisierung bewirkt, sondern eher dazu beigetragen, notwendige politische, soziale und wirtschaftliche Reformen im einstigen Heimatland zu verhindern.

Literaturverzeichnis

- Drekonja, Gerhard (2004): „Lateinamerika wandert aus“, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 9, S. 1051-1055.
- Huntington, Samuel (2004): Who are we? The Challenges to America's National Identity, Simon & Schuster: New York, London, Toronto, Sydney.
- IADB (Inter-American Development Bank) / Multilateral Investment Fund (2004): Sending Money Home: Remittances to Latin America and the Caribbean, Washington, D.C.
- Inter-American Dialogue (2004 und 2005): Remittances by Selected LAC Countries, Washington, D.C.
- International Organisation for Migration (IOM) (2004): Migration from Latin America to Europe: Trends and Policy Challenges, IOM Migration Research Series 16, Genf.
- Monreal, Pedro (1999): „Migration und Überweisungen: Anmerkungen zum Fall Kuba“, in: Lateinamerika, Analysen und Berichte 23 (Themenheft Migrationen), Bad Honnef, S. 73-97.
- Nurse, Keith (2004): „Diaspora, Migration and Development in the Americas“, in: Internationale Politik und Gesellschaft, Nr. 2, S. 107-125.
- Sangmeister, Hartmut (2003): „'Amerika den Amerikanern'. Das Projekt einer gesamtamerikanischen Freihandelszone (ALCA/FTAA) wird in Lateinamerika unterschiedlich beurteilt“, in: Brennpunkt Lateinamerika, Nr. 3.
- The Economist, London, 21.2.2002.

Autorennotiz:

Dr. Susanne Gratius ist in der Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP) in Berlin für Lateinamerika zuständig. Bis 31. Mai 2006 ist sie zur *Fundación para las Relaciones Internacionales y el Diálogo Exterior* (FRIDE) in Madrid beurlaubt.

E-Mail: sgratius@fride.org

Impressum: BRENNPUNKT LATEINAMERIKA erscheint zweimal im Monat und wird vom Institut für Iberoamerika-Kunde (IIK) in Hamburg herausgegeben. Das IIK bildet zusammen mit dem Institut für Allgemeine Überseeforschung, dem Institut für Asienkunde, dem Institut für Afrika-Kunde und dem Deutschen Orient-Institut den Verbund der Stiftung Deutsches Übersee-Institut. Aufgabe des IIK ist die gegenwartsbezogene Beobachtung und wissenschaftliche Untersuchung der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen in Lateinamerika. Das Institut ist bemüht, in seinen Publikationen verschiedene Meinungen zu Wort kommen zu lassen, die jedoch grundsätzlich die Auffassung des/der jeweiligen Autors/Autorin und nicht unbedingt die des Instituts darstellen.

Redaktion: Detlef Nolte; Lektorat und Produktion: Ditta Kloth.

Bezugsbedingungen: € 61,50 p.a. (für Unternehmen und öffentliche Institutionen); € 46,- (für Privatpersonen und Nichtregierungsorganisationen); € 31,- (für Studierende und Erwerbslose). Für den Postversand wird ein zusätzlicher Betrag von € 15,30 erhoben. Einzelausgaben kosten € 3,10 (für Studierende € 2,10). BRENNPUNKT LATEINAMERIKA kann auch zum Abopreis per E-Mail bezogen werden.

INSTITUT FÜR IBEROAMERIKA-KUNDE

Alsterglaci 8 · D-20354 Hamburg · Tel: 040 / 41 47 82 01 · Fax: 040 / 41 47 82 41

E-Mail: iik@iik.duei.de · Internet: <http://www.duei.de/iik>

Zunahme von Frauenmigration

Guatemala, 28. März. Weltweit sind 54% der MigrantInnen Frauen (ca. 90 Mio.), was eine deutliche Zunahme im Verlauf der letzten Jahre ist. Zu diesem Schluss kommt das kürzlich erschienene UNO-Dokument „Frauen und internationale Migration“. Gemäss UNO-Vertreter José Antonio Ocampo stammen die meisten Migrantinnen aus der Karibik und Lateinamerika, ihr bevorzugtes Zielland sind die Vereinigten Staaten, wo sie hoffen, der in ihren Herkunftsländern herrschenden Arbeitslosigkeit und Diskriminierung entfliehen zu können.

Oscar Chacón, Direktor von *Enlaces de América*, der selber guatemaltekischer Herkunft ist, aber schon seit 20 Jahren in den USA lebt, kommt zu ähnlichen Schlüssen wie das UNO-Dokument. Die Migration von lateinamerikanischen Frauen habe in den vergange-

nen 15 bis 20 Jahren stark zugenommen. Oft seien es alleinerziehende Mütter, die ihre Kinder bei Verwandten liessen und Arbeit in anderen Länder suchten, um als „Familienoberhaupt auf Distanz“ zum Überleben der Familie beizusteuern.

Leider würde die spezifische Situation von Frauen, die migrieren, zu wenig beachtet und analysiert. So würden sie oft zu Opfern von Frauenhandel, indem sie mit falschen Versprechungen und der Aussicht auf eine Arbeit im Haushalt einer Familie getäuscht würden und am Ende unfreiwillig als Prostituierte arbeiten müssten. Eines der grossen Probleme sei, dass Migrantinnen im Gegensatz zu Migranten viel weniger soziale Netze haben und in Notsituationen auf sich selber gestellt seien. Was leider auch immer wieder vorkomme sei, dass Männer ihre Freundinnen oder Frauen selber sexuell ausbeuten. Haben sie sich selber

in einem Land etabliert, lassen sie ihre Partnerinnen nachkommen mit dem versprechen, sie zu heiraten und ihnen zu Papieren zu verhelfen, Versprechen, die oft niemals eingelöst werden. Das sei zwar nichts Neues, doch würden Frauen meist keine Anzeige erstatten gegen ihre Peiniger. Einerseits aus Schamgefühl oder emotionaler Abhängigkeit, andererseits seien Anzeigen wegen sexuellem Missbrauchs häufig mit einer unmittelbaren Ausweisung der Frau gekoppelt.

Laut Chacón hat der Menschenhandel eine ganz neue Dimension erhalten, unter anderem habe auch die Ausbeutung von Kindern zu sexuellen Zwecken zugenommen. Der Handel mit Menschen beschränke sich zudem nicht mehr nur auf die Länder Amerikas sondern habe sich durch das internationale Verbrechen auch nach Europa ausgedehnt.

Quelle: Fijate Nr. 332 2005 S. 4

Flucht und interne Vertreibung in Kolumbien

Nora Segura Escobar

Kolumbien und das Panorama der Gewalt

Im Übergang zum 21. Jahrhundert werden in Kolumbien Anhaltspunkte für Frieden und eine weniger beunruhigende Zukunft gesucht. Viele gesellschaftliche Gruppen bemühen sich um einen neuen Diskurs der Brüderlichkeit und der Versöhnung. Die verschiedenen Mächte agieren dagegen gemäß ihrer jeweils eigenen Logik im Namen kollektiver Interessen und der unterschiedlichen Friedensprojekte, die die jeweilige Gruppe zu repräsentieren beansprucht. Gleichzeitig findet man überall im Land verteilt unzählige Familien und Individuen, die gewaltsam aus den ländlichen Regionen vertrieben wurden und jetzt Schutz und Sicherheit in den Städten suchen. In kurzer Zeit werden die meisten von ihnen kaum mehr als »Vertriebene« wahrgenommen werden. Sie werden in der Masse der städtischen Armen aufgehen, die ihrerseits ebenfalls mehrheitlich Produkt früherer gewaltsam provozierter Wanderungsprozesse sind.

Die Gewalt in Kolumbien hat in ihrer unbarmherzigen Kontinuität während der letzten 50 Jahre in erster Linie in den ländlichen Gebieten stattgefunden und hat die Bauern und Siedler zu ihrem vornehmlichen, wenn auch nicht einzigen Opfer werden lassen. Heute belegen die kreuz und quer verlaufenden Migrationsströme (Land - Stadt, zwischen Städten, inter- und innerregional) die umfassende, mobile Geographie der sozialen Konflikte und die außergewöhnlich breite Präsenz bewaffneter Gruppen. Seit Anfang der achtziger Jahre haben die Ausweitung und die Verschärfung der bewaffneten Konflikte dazu geführt, daß für große Teile der Bevölkerung in den umkämpften Gebieten die einzige Option, um sicher leben zu können, die Flucht ist.

Gleichwohl entwickelt sich »das Problem der Vertriebenen« nicht allein aus den Konflikten zwischen bewaffneten Aufständischen, paramilitärischen Banden und dem Staat. Auch andere Formen gewalttätiger Machtausübung vertreiben die Menschen: Megaprojekte der wirtschaftlichen und infrastrukturellen Entwicklung, wirtschaftliche oder militärische Interessen, die bestimmte Regionen zu strategischen Zonen erklären, Landbesitzinteressen und regionale Machtkämpfe liefern weitere Vertreibungs- und Fluchtgründe. Es handelt sich um ein sehr komplexes Geflecht verschiedener Typen von Gewalt, einschließlich der gewöhnlichen Kriminalität, deren Terrorereffekte die unbewaffnete Bevölkerung ebenfalls zur Flucht veranlassen.

Teile der Bevölkerung, die nichts miteinander zu tun haben². Für empirische Untersuchungen und für die öffentliche und private Planung und sozialpolitische Intervention ist eine solche Typologie natürlich unverzichtbar³. Gleichwohl dürfen die sich addierenden und untereinander beeinflussenden Effekte der Dynamik von Armut und sozialem Ausschluss auf Teile der gleichen Bevölkerung nicht unbeachtet bleiben.

Zum Beispiel siedeln sich viele Flüchtlinge auf wegen Erdrutsch- oder Überschwemmungsgefahr nicht bebaubaren Grundstücken der städtischen Randbezirke an; andere sind bereits vor Jahren auf der Suche nach Land in neue Kolonisationsgebiete migriert, wieder andere kommen aus Familien, die sich in ländlicher zurückliegenden Gewaltphasen gezwungen gesehen hatten, ihr Land zu verlassen, oder sie haben als Wanderarbeiter die Runde durch die verschiedenen Wirtschaftsklassen oder landwirtschaftlichen Produktionszyklen gemacht.

Auf jeden Fall ist daran zu erinnern, daß, wenn auch die ersichtlichen Spuren einer gewaltsamen Migration dazu tendieren, schnell in der allgemeinen städtischen Armut aufzugehen⁴, die Wege, die in diese Armut führten, schwerste Erschwernisse, Schutzlosigkeit und Desorientierung hinterlassen: Der urplötzliche und von Terror begleitete Aufbruch, die Erfahrungen mit Tod, Bedrohung und Feindseligkeiten, in vielen Fällen der Bruch der nachbarschaftlichen Solidarität, die materiellen und symbolischen Verluste, die Erosion der Grundlagen von Identität und Selbstachtung etc. machen aus der gewaltsamen Vertreibung eine besondere und sehr traumatische Emigration, die durch die nur geringe oder gar nicht vorhandene Hoffnung auf Rückkehr noch verschärft wird.

Von der Regierung und der Politik wurden die Bevölkerungsverschiebungen, die durch Gewalt provoziert wurden, bis in die neunziger Jahre hinein nicht als »Vertreibung« und mithin nicht als spezifisches Phänomen von Migration aner-

² Die am häufigsten politisierten Bevölkerungsverschiebungen (Flüchtlinge und intern Vertriebene) stehen konzeptionell mit Phänomenen wie Nationalität, Religion, Ethnie oder Klassenzugehörigkeit in Verbindung. Die große Zahl der Flüchtlinge und der unmittlere Zusammenhang mit einem konkreten Ereignis machen sie, ähnlich wie bei Naturkatastrophen, deutlich sichtbar. Vertreibungen aus ökonomischen Gründen führen dagegen normalerweise eher zur Wanderung von Individuen oder einzelnen Familien und sind daher für die Öffentlichkeit fast unsichtbar.

³ Zum Verhältnis von Risiko und Armut vgl. Douglas 1996; für Kolumbien Saavedra 1996.

⁴ Die auf der Hand liegende Frage ist natürlich, wie lange eine Person oder eine Familie als »vertrieben« gelten kann. Die Politik definiert dafür im Ley (Gesetz) 387 von 1997 einen Zeitraum von einem Jahr, der nur ausnahmsweise verlängert werden kann. Andererseits kann man unterstellen, daß die materiellen, emotionalen und die Generationen betreffenden Spuren der Vertreibung für lange Zeit wirksam sind, je nachdem, wie groß die Verluste waren oder wie sie empfunden werden und welche persönlichen und externen Ressourcen im weitesten Sinne den Vertriebenen zum Ausgleich zur Verfügung stehen. Die äußerlich wahrnehmbaren Verluste können dabei sogar sehr schnell wieder verschwinden oder im Sinne des Selbstschutzes und der persönlichen Sicherheit bewußt versteckt werden.

Nachdem dieses Thema jahrelang ignoriert und verschwiegen wurde, sich ungehört von den offiziellen Entscheidungsträgern – nur wenige Stimmen erhoben und einige religiöse und Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs) wichtig, aber notwendig bescheidene Hilfen für die Opfer leisteten, gibt es inzwischen umfangreichere Hilfsmittel in juristischer, institutioneller, wirtschaftlicher, professioneller und organisatorischer Hinsicht. Freilich hat sich selbst dadurch die große Kluft zwischen dem Hilfebedarf für die Vertriebenen und den tatsächlichen Möglichkeiten, Schutz zu gewähren, kaum verringert (Salazar et al. 1998, CODHES 1998b, Universidad Nacional 1997). Im Gegenteil, die bescheidene Finanz Ausstattung verschiedener Behörden, die mit dem Thema befaßt sind, die bürokratische Gleichgültigkeit einiger Funktionäre, aber auch die technischen Schwächen einzelner NGOs sowie die mangelhafte Koordination zwischen Institutionen oder die Profilierungssucht einiger Führungskräfte gehen zu größter Besorgnis Anlaß. Kurz gesagt, die immerhin bereits gewachsene Fähigkeit der kolumbianischen Gesellschaft, mit ihren Problemen umzugehen, steht immer noch in keinem Verhältnis zum Umfang dieser Probleme oder zur Effektivität der ergriffenen Maßnahmen.

Wie wird »Vertreibung« wahrgenommen?

Aus der Sicht der Opfer können erzwungene Bevölkerungsbewegungen als präventive Maßnahme oder als Reaktion auf spezifische Risiken verstanden werden. Sie bedeuten jedoch in jedem Fall auf allen Ebenen der individuellen und kollektiven Organisation einen Bruch mit dem bisherigen Lebensstil und der sozialen Umgebung. Für die bewaffneten Bürgerkriegsparteien sind die Vertreibungen immer das direkte Ergebnis der Strategie des jeweiligen »Feindes«, womit die Verantwortung immer nur einer Seite zugeschoben wird und die andere als unschuldig dargestellt wird.

Analytisch pflegt man je nach Motiv drei Typen erzwungener Migration zu unterscheiden: Migration aus ökonomischen Gründen (Arbeitslosigkeit, technologische Entwicklung, Erschöpfung produktiver Nischenwirtschaft usw.) oder wegen Naturkatastrophen (Überschwemmungen, Bergbrüche, Erdbeben, ökologische Probleme) oder schließlich, drittens, durch physische Gewalt (bewaffnete Auseinandersetzungen, Drohungen, Bombardements, Massaker, drohende Rekrutierung für den Waffendienst usw.). Diese drei Begründungen registriert man so, als seien sie konjunkturelle Erscheinungen von voneinander unabhängigen Dynamiken und als betreffen sie

¹ Die Vorstellung der Flucht (oder, allgemeiner, der nicht freiwilligen Migration) als »präventive Maßnahme« ist einleuchtend bei Überlebenden bedrohlicher Ereignisse, die dann ihr Leben und ihre Sicherheit durch Flucht zu bewahren suchen. (Die das nicht schaffen, sind heute tot.) Unabhängig davon soll durch den Begriff der »Prävention« ein subtiler, aber wichtiger Unterschied zur einfachen »Reaktion« auf den Terror unterstrichen werden.

kannt, obwohl schon in der Dekade zuvor die zunehmende Gewalt in einigen Regionen zu unübersehbaren massiven Vertreibungen geführt hatte.

Während der Zeit der »*Violencia*«, des nicht erklärten Bürgerkrieges zur Jahrhundertmitte, bezog man sich im Rahmen der Konzepte von städtischer Marginalität auf »zur Migration Gezwungene« und entwickelte entsprechende Strategien zur Integration dieser Migranten in die moderne Gesellschaft. Auch die offiziellen Kolonisierungen und die Erweiterung der Agrargrenze stellten Strategien dar, die vertriebene bäuerliche Bevölkerung wieder aufzufangen. Während der ganzen stebziger Jahre verwischte das theoretische Konstrukt »Armut« eine differenzierende Betrachtung der Gewaltopfer, zumal gleichzeitig die (vergleichsweise geringe) Zahl der Vertriebenen sie ebenfalls fast unsichtbar machte. Kurz, die allgemeinen Entwicklungsstrategien zielten schlechthin auf »Arme«, unabhängig von ihrer Entstehungsgeschichte und ohne die spezifischen Gewaltelemente zu berücksichtigen.

Mitte der achtziger Jahre kam es nach dem Ausbruch des Vulkans El Ruiz und anderer Naturkatastrophen zu massiven Migrationen (vgl. Saavedra 1996). Dies führte in der staatlichen Politik zu einer Differenzierung und zur Berücksichtigung der Opfer von Naturkatastrophen, später auch von Opfern des Narco-Terrorismus.

Zu Beginn der neunziger Jahre erweiterte sich das Spektrum der Opfer bewaffneter Gewalt erheblich. Mit dem Begriff der »Vertriebenen« (*desplazados*) berücksichtigte man den Hintergrund dieser Zwangsmigrationen, und schrittweise wurde für diese Bevölkerung eine besondere Politik entwickelt, die schließlich auch ihren gesetzlichen Niederschlag fand (Gesetz 387 vom 18. Juli 1997). Unter der jetzigen Regierung wurden die Schutzmaßnahmen für die Vertriebenen Teil des »Plans Kolumbien« und außerdem in einem Sonderprogramm für »Konfliktzonen« und in einem Drogenanbau-Substitutionsprogramm berücksichtigt.

Diese Fortschritte bei der Anerkennung des »Problems der Vertriebenen« und seine gesetzliche Berücksichtigung als Problem öffentlicher Verantwortung implizieren ein neues soziales Bewusstsein zugunsten der Opfer und neue Aktionsformen. Freilich bleibt die Frage, ob nur rhetorisch oder auch mit wirkli-

⁵ Unter der Regierung Gaviria initiierte das Menschenrechtsbüro des Präsidentenamtes (*Consejería Presidencial para los Derechos Humanos*) einen ersten Bericht des amerikanischen Menschenrechtsinstitutes (*Instituto Americano de Derechos Humanos*), das vor Ort Zeugnisse und Zeugen gesammelt hatte. Die Empfehlungen dieses Berichts zusammen mit denen der kirchlichen und Nicht-Regierungs-Organisationen wurden von einer Regierungskommission ausgewertet und später als »*Programa nacional de atención integral a la población desplazada por violencia*« (Nationales Hilfs-Programm für durch Gewalt Vertriebene) aufgenommen (siehe Departamento Nacional de Planeación – DNP 1995). Die Krise der Regierung Samper verhinderte die institutionelle und legislative Entwicklung dieses Programms.

⁶ Vgl. Departamento Nacional de Planeación 1998, vor allem Kapitel 4 – Entwicklung und Frieden: Instrumente und Prioritäten zur Herstellung des Friedens, S. 225-331.

chem politischen Willen. In welchem Maße findet der Buchstabe des Gesetzes auch seinen Niederschlag zum Beispiel in Haushaltsentscheidungen oder im Aufbau entsprechender Verwaltungsapparate?

Die Vertreibungen in Zahlen

Das Ausmaß und die Verbreitung der mit den bewaffneten Auseinandersetzungen verbundenen Migrationen festzustellen ist natürlich von grundsätzlicher Bedeutung. Obwohl sich, wie erwähnt, die Intensität, die geographische Verbreitung und die Charakteristika des bewaffneten Kampfes schon seit Beginn der achtziger Jahre erheblich geändert hatten, erschien der erste Versuch einer systematischen Bestandsaufnahme dieser spezifischen Vertreibungen erst 1995, erarbeitet nicht etwa vom Staat, sondern von der katholischen Kirche⁷ und einigen NGOs.

Seit 1993 hat das Menschenrechtsbüro beim Präsidenten mit internationaler technischer und finanzieller Hilfe damit begonnen, ein nationales Registrierungssystem der Menschenrechtsverletzungen in Kolumbien einzurichten, das natürlich erzwungene Migrationen zu berücksichtigen hätte. Die Regierungskrise, die praktisch die gesamte Präsidentschaft Sampers 1994-1998 andauerte, behinderte dieses Vorhaben erheblich. Auch in jüngster Zeit gab es nur minimale Fortschritte. Verantwortlich hierfür sind die Änderungen und zeitweiligen Unterbrechungen im Zusammenhang mit dem Regierungswechsel, ferner parteipolitische Wechsel in der Verwaltung der Regierung Pastrana und einige Entscheidungen, die mit ihrer Friedensstrategie zu tun haben.

Die voneinander unabhängigen Zählungen durch Regierungs- und Nicht-Regierungs-Institutionen erbrachten sehr unterschiedliche Resultate: Während NGOs, die sich mit dem Thema beschäftigen, schätzen, daß zwischen 1985 und 1998 etwa anderthalb Millionen Menschen vertrieben worden sind, spricht das Menschenrechtsbüro beim Präsidenten noch während der Gaviria-Regierungszeit im Mai 1998 von etwa 340 000 Personen, die zwischen 1996 und 1998 vertrieben worden seien und »deren Notlage sie vollkommen von staatlicher Hilfe abhängig macht«.

Der Entwicklungsplan der neuen Regierung Pastrana vertraut weder den offiziellen Zahlen der vorherigen Regierung noch denen der NGOs. Er optiert dafür, daß »die Regierung kurzfristig eine einheitliche und offizielle Methode entwickeln und in Zukunft anwenden wird, um die Zahl der vertriebenen Familien«.

⁷ Vgl. Conferencia Episcopal 1995. Diese Studie deckt die Jahre 1985 bis 1994 ab. Das Büro für Menschenrechte und Vertriebene (CODHES), eine NGO, hat später Aktualisierungen veröffentlicht und gibt ein Periodikum heraus. Pérez (1997) deckt die ersten 10 Monate des Jahres 1997 ab. Angesichts der landesweiten Präsenz der bischöflichen Institutionen und der Bedeutung der Kirchen im örtlichen Alltag hat der Klerus gegenüber staatlichen Stellen erhebliche comparative Vorteile bei der Sammlung von Informationen über Vertreibungen.

lien, ihren Herkunftsort und die Gründe für ihre Flucht exakt zu erfassen« (Departamento Nacional 1998, S. 236). Nicht nur die Zahlen, auch die Erfassungsmethoden provozieren offensichtlich das Mißtrauen der neuen Regierung.

Die Priorität, die dem Thema eingeräumt wird, läßt sich daran erkennen, daß das Informationssystem der Regierung Ende 1998 damit begonnen hat, die etwa 12.000 registrierten Vertriebenen der Zeit von 1996 bis 1998 zu systematisieren. Es handelt sich um Personen, die an jedem beliebigen Ankunftsort des Landes das Anerkennungsverfahren als »Vertriebener« durchlaufen haben, was Voraussetzung für Erhalt der staatlichen Nothilfe ist.

Vermutlich macht sich die politische Polarisierung auch bei den Angaben über Vertriebenenanzahlen bemerkbar; eine einigermaßen realistische Schätzung der Vertriebenen seit 1985 dürfte bei ungefähr einer Million Menschen liegen.

Die Geographie der Vertreibung

Die regionale Gliederung Kolumbiens spiegelt sich auch in der Gewaltdynamik wider, in den Besonderheiten der Konfliktlinien, in den bewaffneten Gruppen und ihrer Konfrontation mit den übrigen Machtfaktoren. So artikuliert sich die Logik der Vertreibung / Wiederansiedlung und der Gebietskontrollen entlang den regionalen Strukturen und Dynamiken: Regionen wie Magdalena Medio, die östlichen Llanos und Urabá verfügen bereits über eine lange Geschichte bewaffneter Konflikte und Vertreibungen, während andere Gebiete wie der Nordwesten des Chocó gerade erst in diese Dynamik einbezogen werden.⁸

1. Die Spirale der Gewalt

Die Zahl der Konflikte mit gewaltsamen Vertreibungen stieg ab Anfang der achtziger Jahre erheblich: Die Konflikte erfaßten immer mehr Regionen, ein-

⁸ »Regional« bezieht sich nicht allein oder in erster Linie auf die politisch-administrative Gliederung in »Departamentos«, aber die Sammlung und Präsentation der Daten erfolgte nach diesem Kriterium. Das Lokale als soziopolitische Wirklichkeit artikuliert sich in der Gemeindestruktur entsprechend den Dezentralisierungsprozessen, die die Verfassung von 1991 vorgesehen hat. Nicht umsonst ist der Kampf um die Kontrolle der »municipios« zunehmend zu einem der Schauplätze der Auseinandersetzungen zwischen Aufständischen und ihren Gegnern geworden.

⁹ Erwähnt sei der Fall von Pavarandó. Im Dezember 1996 führten Kämpfe zwischen der Guerilla und paramilitärischen Truppen zur Vertreibung von sieben Stedlungen von Afro-kolumbianern an den Ufern der Flüsse Salaquí und Truando. Die Bevölkerung teilte sich in zwei Gruppen: eine flüchtete in den Urwald in Richtung Panama, wo sie von der Regierung und den Truppen dieses Landes erneut vertrieben wurden. Die anderen gingen nach Pavarandó, wo im März 1997 ungefähr 7.000 Flüchtlinge eintrafen. Die Flucht war extrem mühsam, weil die Angst, liegenzubleiben und elend umzukommen, die sonstigen Schwierigkeiten und Mangelsituationen noch verschärfte. Mangel an Lebensmitteln, Un-terkunft und Medikamenten, Selbstmorde von alten Leuten, tödliche Unfälle, zahlreiche Geburten usw. gehörten zu den dramatischen Erfahrungen dieser Flucht. Diese Gruppe lebte einige Monate in Zeltlagern, wollte aber unbedingt zurückkehren.

schließlich städtischer Gebiete; Zahl und Art der Akteure wuchsen, der Umfang der eingesetzten wirtschaftlichen und technologischen Ressourcen, die Zerstörungskapazität und die Verschärfung des Krieges weiteten sich stark aus. Das führte natürlich zu einem wachsenden Ungleichgewicht zwischen den bewaffneten Gruppen und der unbewaffneten Bevölkerung, was sich in den gewaltsamen Vertreibungen niederschlägt. Die steigende Dynamik der Gewalt und des bewaffneten Konflikts fällt auf der politischen Ebene mit den Friedensverträgen der Regierung Betancur (1982-1986) und der Entstehung der Union Patriótica zusammen und in anderen Bereichen mit der Doppelstrategie der Drogenhändler, den Staat einerseits zu infiltrieren und andererseits offen zu bekämpfen. Das Zusammenspiel dieser Faktoren führte zu einer zuvor unbekanntem Schwäche und Fragmentierung des Staates, zur Krise der Justiz und zu wachsender Rechtslosigkeit.

Zwischen 1981 und 1982 entscheiden die FARC (*Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia* – Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens), in jedem Department eine Heeresinheit aufzubauen. So kommt es zu drei neuen »Frentes« im Caquetá und in der Meta und zu zwei weiteren in Magdalena Medio. Zwischen 1982 und 1983 kommen zu den 15 bestehenden »Frentes« zehn weitere hinzu. »Was die Finanzen betrifft, so spielt in den achtziger Jahren die Coca eine entscheidende Rolle und erklärt die wachsende Zahl bewaffneter Gruppen, die sich in Meta, Guaviare und im Caquetá bilden. Die FARC verbinden sich mit der Cocsazene in den Departments von Putumayo, Cauca, Santander und der Sierra Nevada de Santa Marta.« (Echandia 1997, S. 4). Echandia verweist auch darauf, daß die fortschreitende territoriale Ausdehnung der FARC, die bis heute anhält, parallel zur Ausweitung ihrer Finanzierung verläuft: Zu den Geschäften mit der Coca und mit Entführungen kommen Erpressungen in Regionen anderer dynamischer Wirtschaftsbereiche (Viehzucht, kommerzielle Landwirtschaft, Erdöl, Schmuggel) hinzu – ein deutlicher Unterschied zu den vergleichsweise armen und marginalen Ursprungsregionen der FARC.

Das Wachstum des ELN (*Ejército de Liberación Nacional*) beginnt 1983 mit der Erdölförderung als Finanzierungsbasis, insbesondere im Gebiet von Caño Limón und mit dem Bau der Pipeline nach Coveñas. Es erweitert seine Aktivitäten auf andere Bodenschätze (Gold, Kohle) und auf den Exportmarkt. Ebenfalls zu Beginn der achtziger Jahre erscheint das EPL (*Ejército Popular de Liberación*) vor allem in agroindustriellen Regionen wie Urabá, und ab 1984 erreicht er im Kampf um die Friedensverträge der Regierung Betancur einen erheblichen Bedeutungszuwachs (Echandia 1997).

Die zunehmenden Aktivitäten der Guerilla und des Drogenhandels führten dazu, daß die Militärausgaben weit über denen des vorigen Jahrzehnts lagen. Man konzentrierte sich dabei vor allem auf die Verbesserung der Ausrüstung und auf die Ausweitung der Mannschaften. Die Ausgaben der Streitkräfte wuchsen unter der Präsidentschaft Betancurs (1982-1986) mit Ausnahme des

Jahres 1985 erheblich, ebenso unter Präsident Barco (1986-1990). In den anschließenden vier Jahren der Regierungen Gavirias stieg die Personalstärke sowohl des Heeres als auch der Polizei (Granada 1997, S. 38).¹⁰

Die perverse Dynamik des Krieges erhielt zusätzliche Schubkraft mit der Entwicklung und Ausweitung der paramilitarischen Gruppen, die seit ihrer Gründung in den siebziger Jahren eng mit dem Drogenhandel und den Interessen der Viehzüchter und der Großgrundbesitzer verbunden sind. Der Ausbau der Entführungen oder anderer Erpressungen zur Finanzierungsstrategie provozierte umfangreiche Investitionen zur Privatisierung der Justiz und zur militärischen Effizienzsteigerung. Das ging natürlich ohne Achtung von Recht und Gesetz, von Menschenrechten oder internationalen Konventionen vor sich, je nach Region auch in Komplizenschaft mit den staatlichen Sicherheitskräften.

Angesichts der wachsenden Forderungen nach mehr Sicherheit erlaubte der Staat die Organisierung der bäuerlichen Selbstverteidigungsgruppen (*grupos de autodefensa campesina*)¹¹, von denen die meisten ziemlich rasch von den paramilitarischen Gruppen übernommen wurden. Carlos Castaño¹², öffentlich als Führer der Paramilitärs auftretend, beschrieb zum Beispiel Mitte der neunziger Jahre die bäuerlichen Selbstverteidigungsgruppen von Córdoba und Urabá (ACCU) als »eine sich entwickelnde Organisation mit nationalem Charakter. Wir streben an, daß es überall, wo es eine Guerillafront gibt, auch eine Front der

¹⁰ Granada bezweifelt einen angeblichen Konflikt zwischen Ausgaben für soziale und für Sicherheits-Zwecke. Er geht davon aus, daß das Wirtschaftswachstum beide Bereiche zu finanzieren erlaube und belegt dies mit einem Vergleich der BSP-Anteile der Sozialausgaben (5,48 Prozent) mit denen für Verteidigung und Justiz (2,23 Prozent) zwischen 1950 und 1994.

¹¹ Mit dem naiven Anspruch, die Erfahrungen der »Rondas Campesinas«, der Selbstverteidigungsgruppen Perus während des Kampfes gegen Sendero Luminoso, zu wiederholen, erlaubte die Regierung die Organisierung solcher Gruppen, die grundsätzlich präventive Aufgaben hatten, zum Beispiel Informationen und Warnungen vor möglichen Guerilla-Angriffen an die offiziellen Stellen weiterzugeben. Aber diese Gruppen änderten in vielen Fällen bald ihre Funktionen. Für Urabá informierten 1995 die Hilfskomitees für die Vertreibenen-Organisationen (GAD) über die Existenz zweier großer paramilitärischer Strukturen: Ein rein militärischer Teil (die »Glatzköpfe«, die »Tangozierer« und die »Skorpione«) mit Waffen kurzer und langer Reichweite, Radio- und Kommunikationsstationen, mehrheitlich ehemalige Soldaten, die überaus brutal gegen die Guerilla und ihre soziale Basis vorgehen, steht unter der Führung von Fidel Castaño. Die andere Struktur, die »Bauernselbstverteidigung«, ist mit der Wiederbesiedlung der von den Paramilitärs »gesäuberten« Gebiete beauftragt. Ihre Mitglieder werden meistens aus derselben Region rekrutiert, sie erhalten ein monatliches Salär und verrichten je nach Region Arbeiten in der Landwirtschaft oder der Viehzucht. Vgl. GAD 1995.

¹² Fidel und Carlos Castaño, von der ACCU anerkannte Führer der Paramilitärs, stammen aus einer Familie aus Amalfi, Antioquia. Ihr Vater wurde von der Guerilla entführt und ermordet, weil das Lösegeld nicht bezahlt wurde. Die Motive aus Hass und persönlicher Rache verbanden sich rasch mit anderen Interessen und führten zu Allianzen sowohl mit Teilen der öffentlichen Sicherheitskräfte als auch mit Drogenhändlern und Großgrundbesitzern.

Selbstverteidigungsgruppen gibt. Und wie sich die Dinge in diesem Land entwickeln, so wird das auch passieren, denn der Staat beweist mit seinen Streitkräften jeden Tag seine Unfähigkeit, das Vorrücken der Guerilla zu unterbinden. So müssen wir die Sache selbst in die Hand nehmen und uns entsprechend der Entwicklung unseres Feindes ebenfalls entwickeln.« (Castro 1996, S. 227)¹³.

Damit waren die entscheidenden Voraussetzungen für den unerhörten Aufschwung der bewaffneten Auseinandersetzungen und der Spirale der Gewalt gelegt, der in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre das Ausmaß der Morde, Massaker, Bombardements, Drohungen und damit auch des Terrors und der Vertreibungen explodieren ließ. Wie erwähnt, herrscht jenseits der unmittelbaren bewaffneten Konfrontation, aber mit ihr eng verbunden, ein nach Regionen und Ortschaften unterschiedlich ausgeprägtes Klima allgemeiner Unsicherheit und Angst. In diesem Klima entwickeln sich vielfältige Formen der organisierten Kriminalität, die sich wechselseitig ergänzen, und es entstehen unterschiedliche Banden, deren Mitglieder hin und her wechseln. Das alles wirkt sich auf die Vertreibungen der Bevölkerung aus. Die Konsolidierung des Großgrundbesitzes und der Handel mit Grund und Boden, bei dem die Eigentumstitel nicht völlig abgesichert sind, erzeugen richtige Bewegungen einer Gegen-Agrarreform, während die Entvölkerung der ländlichen Regionen die Arbeitslosigkeit und die Armut in Dörfern und Städten durch die Zuwanderung der Vertriebenen ansteigen läßt.¹⁴

Im Kampf um die Kontrolle der Bevölkerung und der Gebiete verläuft das Kräftemessen zwischen Aufständischen und ihrem Gegenpart öfter nach dem Muster »dem Fisch das Wasser wegnehmen« als in direkter Konfrontation. Innerhalb der Strategie, die soziale Basis des Feindes zu zerstören, kann jeder sich in ein militärisches Ziel verwandeln: Die Organisationen und ihre Repräsentanten und dann auch die Bevölkerung werden zu Freunden oder Feinden, ohne daß es einen Raum gäbe, der Neutralität zuließe.¹⁵ Die Vertreibungs- und

¹³ Im Rahmen der noch höchst ungewissen momentanen Vorkontakte zu Friedensgesprächen, die eventuell zu Verhandlungen und dereinst zum Frieden führen könnten, haben die FARC die Auflösung der Paramilitärs durch den Staat gefordert.

¹⁴ Auf die Anwesenheit der Vertreibenen wird ambivalent oder feindlich reagiert, je nachdem, ob es sich um zivile oder militärische Funktionsträger, um Unternehmer, die Kirche, um NGOs oder um Nachbarn usw. handelt. In einem Fall hatten sich 450 Bauernfamilien auf der Hacienda Bella Cruz, Departament Cesar, niedergelassen, die die Familie des ehemaligen kolumbianischen Botschafters in Belgien, Carlos Arturo Marulanda, als ihr Eigentum reklamierte. 280 Familien wurden durch Paramilitärs vertrieben, eine Gruppe reiste nach Bogotá und besetzte das Agrarreform-Institut INCORA. Die damalige Gouverneurin von Cundinamarca und danach die Verantwortlichen in Staat und Kirche von Boyacá verweigerten ihnen befristete Zuflucht. Schließlich wurden sie in zwei »fincas« in Tolima angesiedelt.

¹⁵ Seit der fast legendären Erfahrung von La India im mittleren Magdalena hat es unzählige Initiativen in Urabá, Chocó und anderen Regionen gegeben, als neutral anerkannte Räume einzurichten. In jenem 1987 begonnenen Projekt gelang es dem Bauernverband von Carare, drei Jahre lang ein höchst schwieriges Projekt des Friedens und der Neutrali-

zung, aber auch die Bedingungen und Ressourcen für ihre Überwindung zu erfassen. Der Zeitabschnitt zwischen beiden Punkten kann sich in verschiedene Etappen aufteilen oder sich in einer einzigen Bewegung zusammenfassen lassen, aber die Dauer kann sehr unterschiedlich und die Grenzen können diffus sein.

Wer sind die Vertriebenen?

Auch wenn man abstrakt von »Vertriebenen« als einer sozialen Kategorie sprechen kann, ist es klar, daß es sich um konkrete Personen, Familien und Dorfgemeinschaften handelt, die von ihrem Land vertrieben und aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen wurden. Viele von ihnen kommen aus kleinen Dörfern auf dem Lande, aber eine bedeutende Gruppe stammt auch aus größeren Ortschaften und mittleren Städten. Alle waren über unterschiedlichste Beschäftigungen oder Beziehungen zum Ackerland oder anderen natürlichen Ressourcen in die lokale und regionale Wirtschaft integriert. In ideologischer Hinsicht mögen sie zu irgendeiner der Konfliktparteien eine gewisse Nähe gehabt haben oder allen gegenüber eher Aversionen entwickelt haben.

Trotz aller Unterschiede teilen sie aber das Schicksal, Opfer von Unsicherheit und Angst zu sein, Hilflosigkeit gegenüber der Macht der Waffen und Schmerz über schwere Verluste erfahren zu haben. Doch auch all diese Erfahrungen unterliegen Besonderheiten, die, wie zum Beispiel soziale Herkunft, Geschlecht oder Alter¹⁷, die spezifischen Bedingungen dafür ausmachen, wie konkret sie der Gewalt ausgesetzt waren und wie groß ihr Risiko oder ihre Chancen waren, zu sterben oder zu überleben (und dann vertrieben zu werden). Die drei Elemente der Vertreibung (vorher – während – nachher) differenzieren sich entsprechend diesen Unterschieden.

Wie erwähnt, wird ein großer Teil der Information über die nationalen und internationalen NGOs, die Kirchen und einige staatliche Einrichtungen, die soziale Dienste und humanitäre Hilfe leisten, gesammelt. Dadurch entsteht das Bild, daß »Vertriebene« sich auf die ärmsten Schichten beschränken und/oder auf jene, die über keinerlei familiäre oder institutionelle alternative Hilfenetze verfügen. Andere soziale Sektoren mit einigen finanziellen, sozialen oder kultu-

¹⁷ Methodisch ist vor dem Risiko zu warnen, auf der Basis von zum Beispiel quantitativ, regional und zeitlich begrenzten Fallgruppen durch Schlußfolgerungen, Extrapolationen oder ähnliches eine angeblich homogene Bevölkerung zu konstruieren. Einer militärischen und überheblichen Sichtweise (unvereinbar mit den Prinzipien der Neutralität und der Wahrnehmung von Differenzierungen und Komplexität), nach der es nur Freunde oder Feinde geben kann, steht eine ebenfalls dichotomische Wahrnehmung gegenüber, die eine scharfe Trennung zwischen der unbewaffneten Bevölkerung und den bewaffneten Gruppen zieht. Es ist im Gegenteil das schwierige Zusammenleben in einem gemeinsamen Raum, das die Beziehungsstruktur für die Zivilbevölkerung definiert. Angst und asymmetrische Machtbeziehungen zwingen dazu, in einer Grenzsituation zu agieren. Um in einer solchen Situation zu überleben, sind Strategien des Schweigens, der Anpassung oder des Sich-Arrangierens unverzichtbar, ohne daß dabei Strömungen der Sympathie gegenüber einer der Konfliktparteien in Teilen der Bevölkerung gelehnet werden sollen.

Fluchtwelten von überall und überall hin betreffen größere Gruppen, Familien oder Einzelpersonen, sie können zyklisch, als Flucht und Rückkehr, als Vertreibung und Wiederansiedlung je nach Sicherheitslage auftreten oder definitiv sein; und es kann sich um einen einmaligen Vorgang oder um eine Folge verschiedener Ereignisse handeln. Daher ist das Bemühen, die geographische Verteilung oder den Umfang einer Vertreibung in einem bestimmten Augenblick genau zu erfassen, allenfalls ein Versuch, sich der inneren Dynamik des Vertreibungsprozesses ein wenig zu nähern.

2. Die Regionen

Mit der Ausbreitung der Guerillagruppen erfolgt eine relative Unterordnung des politischen Projekts unter das militärische. Die Strategien zur Kontrolle des Geländes werden zum entscheidenden Punkt für die Beziehungen zur Bevölkerung. Die Präsenz der Paramilitärs und ihre Verbindung zum Drogenhandel und den Interessen der Großgrundbesitzer richten sich ebenfalls nach der Logik der strategischen Geländesicherung und des Kampfs um das Territorium. So fordert jedes Projekt, welcher Seite auch immer, eine kontrollierte und kontrollierbare Bevölkerung bzw. die Emigration jener, die diese Bedingung nicht erfüllen.

Nach einer Studie der Bischofskonferenz stammten zwischen 1985 und 1994 von insgesamt 586.261 Vertriebenen die meisten aus Antioquia und Santander, gefolgt von Meta, Córdoba und Boyacá. Die Regionen, die die meisten Flüchtlinge aufnahmen, waren Cundinamarca, gefolgt von Santander und Antioquia.

Für das letzte Jahresdrittel 1998 registrierte CODHES die höchsten Vertreibungszahlen in Antioquia, Cundinamarca, Santander, Bolívar und Córdoba. Für die Zeit davor ragen die massiven Vertreibungen im Chocó hervor, die zu den umfangreichsten der jüngeren Geschichte gehören. Als Aufnahmegebiete werden zuerst Bogotá, sodann Antioquia, Santander und Bolívar genannt.

Phänomenologie der Vertreibung

Wenn man die Vertreibungen als Migrationsbewegung betrachtet, ist es analytisch sehr wichtig, einen variablen Zeitabschnitt durch ein »Vorher« und ein »Nachher« zu berücksichtigen, um die Dimension der Zerstörung und Entwur-

tät, gleich weit entfernt von allen Konfliktparteien (Guerrilla, Armee, Drogenhändler und Paramilitärs) zu unterhalten und einige Entwicklungsprojekte für die Region zu initiieren. Das brachte ihnen 1989 den Alternativen Friedensnobelpreis ein. Jüngst publizierte eine indianische Gruppe aus Antioquia und Chocó, die Embera, ein Manifest, in dem sie ihre »aktive Neutralität« erklärte. Im Moment begleitet die NGO CINEP unter der Bezeichnung »Friedensgemeinschaften« die Rückkehr der Vertriebenen von Risucio-Pavarandó. Die Realisierungschancen und die Auswirkungen solcher Initiativen bedürfen einer sorgsamsten Analyse, vor allem hinsichtlich ihrer Bedeutung für die aktuellen Friedensperspektiven.

¹⁶ In CODHES 1998b werden 93.072 neue Fälle von Vertriebenen für das erste Trimester genannt.

reellen Mitteln und/oder institutionellen oder einigermaßen solventen familiären Hilfenetzen, die gar nicht erst humanitäre Hilfe nachfragen, bleiben aus der Zählung und der Analyse ausgeschlossen. So wird die frühere typische soziale Zusammensetzung der ländlichen Gemeinschaften ausgelöscht in der undifferenzierten Wahrnehmung einer »Opferbevölkerung«, die drei Etappen der Vertreibung durchläuft.

Geschlechterrollen

Das Geschlecht, symbolische Konstruktion des Unterschieds zwischen Männern und Frauen und strukturierendes Prinzip der Beziehungen, bezieht sich im Krieg auf ein dichotomisches Schema, nach dem die Männer sich mehr darüber definieren, was sie tun, während die Frauen sich über das definieren, was sie sind. Sehr schematisch lässt sich das in folgenden Elementen zusammenfassen:

In der Situation »vor der Vertreibung« sind die Männer (mehr als die Frauen) bewaffnete Akteure und als solche eher unmittelbare Opfer des Krieges. Da Männer mehr als Frauen in sozialen, gesellschaftlichen, gewerkschaftlichen oder politischen Organisationen mitarbeiten, werden sie auch deshalb eher zu militärischen Zielen. Die Frauen ihrerseits sind in erster Linie »Stellvertreter-Opfer« des Krieges, wegen tatsächlicher oder unterstellter Beziehungen zu Mitkämpfern oder aus Gründen, die nichts mit der Funktion als soziale Akteure oder Vertreter der Gemeinschaft zu tun haben. Im Gegenteil, die sexuelle Gewalt, die spezifische und atavistische Aggressionsform gegen Frauen, erhält im Kontext des Krieges Elemente der Macht und der Erniedrigung des Feindes »Mann« und gleichzeitig der Bestätigung der Herrschaft des Mannes über die Frau. Frauen, die mitkämpfen und/oder in politischen, gewerkschaftlichen, religiösen oder kommunalen Organisationen tätig sind, unterliegen dem doppelten Risiko, dem der Männer und dem der Frauen.

In der Phase »nach der Vertreibung« und verbunden mit den Überlebens- und Überwindungsstrategien drückt sich das dichotomische Schema der Geschlechter sowohl auf dem Arbeitsmarkt als auch in anderen Sektoren aus: In einem nicht landwirtschaftlich geprägten Kontext sind beide Geschlechter dazu verurteilt, Gelegenheitsarbeiten zu suchen. Erfahrungen und Kenntnisse aus dem Haushalt erlauben den Frauen, sich auf dem Arbeitsmarkt, zum Beispiel bei persönlichen Dienstleistungen usw., umzutun, während die aus der bäuerlichen Tätigkeit stammenden Kenntnisse der Männer es weit schwerer machen, sich in das städtische, nicht-landwirtschaftliche Wirtschaftsleben einzubringen. In diesem Zusammenhang entdecken Frauen öfter neue Dimensionen ihrer sozialen Rolle, einen Lebensraum, der viel größer als der bisherige ist. Dadurch bieten sich ihnen mitunter Möglichkeiten, die Traumatisierungen der Vertreibung zu überwinden. Für die Männer bedeutet die Erosion ihrer Rolle als Ernährer der Familie, zentrales Element ihrer männlichen Identität und Basis ihrer häuslichen Macht, zusätzlich zur Vertreibung einen weiteren Verlust.

Die Bereitschaft zur Rückkehr und/oder zur Umsiedlung und der Aufbau eines neuen Lebensprojektes in ländlich-bäuerlicher oder städtischer Umgebung

sind ebenfalls über die Geschlechterrollen und durch die zuvor genannten unterschiedlichen Erfahrungen vermittelt. Es ist bemerkenswert, daß in den wenigen Erfahrungen, die vom Staat oder vor allem von nationalen und internationalen NGOs gefördert wurden, die Rekonstruktion des Gemeinschaftslebens die üblichen Geschlechterrollen reproduzierte: Für Frauen gab es gesellschaftliche Teilhabe wiederum nur in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter, und sie wurden erneut als aktive Teilnehmerinnen aus dem öffentlichen und kommunalen Leben ausgeschlossen.

Der Generationenaspekt, der altersbedingte Unterschiede in den Tätigkeiten und den sozialen Beziehungen definiert, vergrößert im Krieg für Jugendliche die Risiken der Rekrutierung und des Todes, während er für die Älteren einen relativen Schutz bedeutet. Kindheit verwandelt sich dagegen im Rahmen der Logik der Waffen von einer Schutzzone in eine Quelle spezifischer Risiken. Diese altersbedingten Unterschiede spielen ebenfalls in der Übergangszeit »nach der Vertreibung« eine Rolle und zwar zugunsten der Kinder und Jugendlichen und zuungunsten der Alten (vgl. Alvarez et al. 1998).

Die Haushalte der Vertriebenen spiegeln spezifische Momente der Kriegssituation wider, die denen ähnlich sind, die als Resultat von Armut identifiziert werden: relativ wenige Männer und überproportional viele Frauen und Kinder unter 14 Jahren, Witwen und Waisen, Haushalte mit nur einem Elternteil und alleinerziehende Frauen als Haushaltsvorstand. Das führt zu entsprechender Schutzlosigkeit und Fragilität, Produkt des Krieges und der Armut.

Wirtschaft und Beschäftigungsverhältnisse

Im ländlichen Raum und für die bäuerliche Wirtschaft ist das Land das Mittel der wirtschaftlichen und der kulturell-symbolischen Produktion. Es bildet die entscheidende Basis der sozialen Beziehungen, der Aktivitäten und Lebensprojekte und die Quelle der Identität. Aber auch andere Beschäftigungen und wirtschaftliche Aktivitäten etwa im Handel und bei Dienstleistungen bildeten vor der Vertreibung Einkommensquellen.

In einer landesweiten Befragung von 796 männlichen und weiblichen Haushaltsvorständen waren zum Beispiel unter den 56 Prozent der ländlichen Haushalte 36 Prozent vor der Vertreibung Eigentümer ihres Landes, während keine der anderen Besitzformen wie Pachtverhältnisse verschiedener Art mehr als jeweils fünf Prozent ausmachten. Heute sind nurmehr 2,6 Prozent von ihnen

¹⁸ Referenzen finden sich in folgenden Quellen: Eine Auswahl von 796 befragten Haushalten, die CODHES-SISDES 1995 durchführte. Die Studie »La mujer desplazada y la violencia« (Salazar et al. 1996), die von einer Forschungsgruppe unter meiner Leitung und der Beratung von Donny Meertens für das Menschenrechtsbüro der Präsidentschaft erarbeitet wurde, erfaßt Villavivencio, Barrancabermeja und Montería, die Hauptstädte dreier Regionen mit heftigen Konflikten und Epizentren von Vertreibungen. Salazar et al. 1999 erfaßt Bogotá, Bucaramanga und Piedecuesta. Beide Studien stützen sich – neben den in den genannten Städten konsultierten Primärquellen – auf Informationen und Erfahrungen von NGO-Mitarbeitern, die in diesen Regionen mit Vertriebenen arbeiten.

Eigentümer, was die Frage aufwirft, was mit dem Eigentum der übrigen 33,4 Prozent geschehen ist.

In einigen wenigen Fällen konnten das Land, die Ernte, die Tiere, die Wohnhäuser durch die Nähe von Verwandten oder Freunden geschützt werden. In anderen Fällen wurden Haus und Hof in der Hoffnung auf bessere Zeiten verlassen, Ernten und Saatgut gingen verloren; wieder andere schließlich konnten ihren Besitz, wenn auch nur unter Wert, verkaufen und ihr neues Leben mit diesem Erlös beginnen. Nach der Umfrage haben 7,2 Prozent ihren Besitz verkauft, und 40 Prozent verließen ihr Land, was ebenfalls darauf verweist, daß es andere Formen der Landhaltung gegeben hat als die des Eigentums. Die übrigen 8,8 Prozent verloren ihr Hab und Gut in unterschiedlichem Ausmaß.

Fast die Hälfte aller Befragten waren als Produzenten (fast 30 Prozent) oder als Lohnabhängige (15 Prozent) in der Land- und Viehwirtschaft tätig gewesen. Mit der Vertreibung sind diese beiden Beschäftigungsformen heute um 91,4 Prozent bei Haushaltsvorständen und um 89 Prozent bei anderen Haushaltsmitgliedern zurückgegangen.

Hinter diesen Zahlen verbergen sich vielschichtige Krisensituationen, provoziert durch die Zerstörung der materiellen, psychischen und sozialen Alltagszusammenhänge, die weit über die Einzelperson und ihre Familie hinausreicht. Die anhaltende Gewalt und die Zerstörungen schließen eine Rekonstruktion des häuslichen und des sozialen Lebensraumes praktisch aus. Die kurz- und mittelfristigen Auswirkungen auf das lokale und regionale Leben sind unabsehbar. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Konsolidierung des Großgrundbesitzes und die Konzentration des Reichtums parallel zu den Vertreibungen und der Entvölkerung weiter Landstriche verliefen und daß andererseits die Verteilung von Gütern, die wegen unrechtmäßiger Bereicherung beschlagnahmt wurden, weiterhin so gut wie ausgeschlossen ist.

Die berufliche Qualifikation ist ein weiteres Merkmal, das es zu untersuchen gilt. In der erwähnten Befragung waren die Haushaltsvorstände öffentliche Angestellte, Lehrer, Kaufleute, Freiberufler und Arbeitslose. Aber auch fliegende Händler und Gelegenheitsarbeiter waren vertreten und belegen eine recht heterogene sozioökonomische Zusammensetzung¹⁹. Insgesamt handelt es sich um mittlere und untere Qualifikationsniveaus und bescheidene Einkommensgruppen. Bemerkenswert ist ferner der große Anteil der Frauen, deren prioritäre Beschäftigung der »Haushalt« war, während nur eine winzige Gruppe (1,25 Prozent) als Hausangestellte gearbeitet hat.

¹⁹ Camilo Echandía verbindet in seiner Analyse des ELN die Ausbeutung natürlicher Ressourcen mit einer weitreichenden und raschen Arbeitsmigration und zugleich einer Ausweitung des ELN-Einflusses auf Menschen mit frustrierten Hoffnungen auf einen Arbeitsplatz und Abneigung gegenüber den in dieser Region arbeitenden Firmen.

²⁰ In diesen Fällen gibt es gleich zwei Gründe, Frauen- und Kinderarbeit nicht wahrzunehmen: einer bezieht sich auf die Hausarbeit (die, wie man weiß, vom Bewußtsein und dem Geldbeutel nur erfährt wird, wenn es um Hausangestellte geht), und der andere hat mit der

Nach der Ankunft erhöht sich die Zahl der Straßenverkäuferinnen und -verkäufer, der (männlichen) Angestellten und Händler, während die Zahl der Leiharbeiter und öffentlichen Angestellten unter Männern und Frauen abnimmt. Zwei besonders »weibliche« Beschäftigungstypen, der Haushalt und die bezahlte Hausarbeit, unterliegen einem bemerkenswerten Wandel: die Arbeit im (eigenen) Haushalt halbiert sich, und die bezahlte Hausarbeit steigt auf 58,8 Prozent²¹.

Bildung und Ausbildung

Daß in den ländlichen Regionen Erwachsene und Kinder arbeiten, ist so verbreitet, daß Bildungs- und Ausbildungsphasen wie »Schulzeit« kein sonderlich relevanter Bezugspunkt für den Alltag der Bevölkerung darstellen. Schon vor der Flucht haben von den vertriebenen Kindern und Jugendlichen nur wenige die Schule besucht, weil ökonomische oder geographische Gründe die Teilnahme am Unterricht erschweren, weil die Familie Schulbildung gering oder gar nicht achtete oder weil früh schon Geld verdient werden mußte. Man kann davon ausgehen, daß die wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Ankunftsland diese Tendenzen noch verstärken und Kinder und Jugendliche noch stärker Gelegenheitsarbeiten und zeitweilige Beschäftigung zu Lasten des Schulbesuchs suchen werden. Das gilt vor allem für Mädchen und weibliche Jugendliche, die als Mutterersatz im Haushalt, bei der Kinderbetreuung und beim Verkauf kleiner Dienstleistungen oder zubereiteter Speisen in den Arbeitszusammenhang integriert werden.

Bei den Erwachsenen, den männlichen und weiblichen Haushaltsvorständen, belegte die Befragung bei 57,4 Prozent vollständige oder unvollständige Primarschulausbildung, bei etwa 20 Prozent Sekundarschule und bei 6 Prozent eine technische oder Universitätsausbildung. 16 Prozent haben nie eine formale Schulbildung genossen, das sind 4 Prozent mehr als im nationalen Durchschnitt. Außerhalb der ländlichen Welt bestimmen die Regeln der Schriftkultur vielfältige Beziehungen des privaten und des öffentlichen Alltags, des städtischen Lebens und der Arbeitsbeziehungen und grenzen damit jene aus, die mangels

landwirtschaftlichen Tätigkeit zu tun, die nicht über die Geldökonomie (sondern häufig als Familienarbeit) vermittelte ist und daher ebenfalls nicht als »Arbeit« erscheint.

²¹ Die (bezahlte) Hausarbeit bietet für Frauen eine ähnliche Beschäftigungsnische wie für die Männer der Bausektor. Beide Tätigkeitsbereiche sind ganz unten in der Hierarchie angesiedelt, mit niedrigen und höchst instabilen Einkommen und mit für Frauen noch größeren Nachteilen in der arbeitsrechtlichen Situation. Normalerweise handelt es sich um teilweise Beschäftigung in verschiedenen Haushalten mit Löhnen unter dem Mindestlohn und ohne irgendwelche arbeitsrechtlichen Vergünstigungen (Urlaub, Arbeitslosengeld, Weihnachtsgeld, was etwa 2,5 zusätzliche Löhne ausmacht).

²² In einer Gruppe von zwölf Jugendlichen zwischen 12 und 16 Jahren in Bogotá, die aus verschiedenen Regionen vor zwei bis 25 Monaten vertrieben worden waren, fand ich nur zwei, die keine Lohnarbeitserfahrung hatten. Etliche studierten und arbeiteten gleichzeitig relativ kontinuierlich, und drei hatten sich definitiv vom schulischen Leben verabschiedet.

Schulbesuchs oder als funktionale Analphabeten diese Schriftkultur nicht beherrschen.

Über die Schulpflichtigen unter den Vertriebenen gibt es auf nationaler Ebene leider keine Informationen. Auch läßt sich nicht feststellen, wie die Vertreibung sich auf den Schulbesuch und den Schulabbruch auswirkt. Eine Untersuchung in Bogotá ergab, daß 77 Prozent der schulpflichtigen Kinder und Jugendlichen nicht zur Schule gingen und von den restlichen 23 Prozent ein Drittel ökonomische Probleme hatte, am Schuljahr 1999 teilzunehmen. Unter den schulpflichtigen Kindern der Vertriebenen nehmen schätzungsweise 60 Prozent im Moment nicht am Schulunterricht teil, während es vorher nur etwa ein Drittel war (vgl. Andrade 1999).

Das Alter

Hier interessiert das Alter in erster Linie als Ausdruck der Abhängigkeitsbeziehungen der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen in der Arbeitswelt und der sozialen Sicherung. Die vertreibungsbedingte größere Verwundbarkeit, Instabilität und Schutzlosigkeit drückt sich in einer stärker wechselseitigen Abhängigkeit von Erwachsenen und Kindern aus. Das heißt, wie aus den »armen« Familien bekannt, führen die Überlebensstrategien dazu, daß alle Mitglieder der Familie durch unterschiedlichste Tätigkeit zum Lebensunterhalt beitragen müssen.

Unter den Haushaltsvorständen ist die Altersgruppe der 30- bis 40-jährigen mit 37 Prozent die größte, gefolgt von den 20- bis 30-jährigen (25,4 Prozent) und den 40- bis 50-jährigen (21 Prozent). Frauen und Minderjährige sind bekanntlich unter den Vertriebenen besonders stark und Greise und Ältere eher gering vertreten.²³ In der Untersuchung der Bischofskonferenz stellen Kinder unter 14 Jahren 42,3 Prozent, in der Studie von CODHES über ländliche Haushalte sind es sogar 57,6 Prozent.

Solidaritätsbeziehungen

Natürlich führen die Vertreibung und die damit verbundene Mittellosigkeit zu einer erheblichen Abhängigkeit von öffentlicher und privater Hilfe. Die Möglichkeit, persönliche oder familiäre Hilfsnetze zu entwickeln, kann daher die Ungewißheiten und Unsicherheiten, die Angst und die Instabilität verringern und möglicherweise die Phase der Schutzlosigkeit und Abhängigkeit verkürzen.²⁴ Die öffentliche Hilfe ist im allgemeinen sehr begrenzt und einzelfallbezogen. Dadurch erhält die private Solidarität von Verwandten und Freunden besondere Bedeutung. Jenseits der ökonomischen Leistungsfähigkeit oder der

²³ Unter NGO-Mitarbeitern und Experten ist das unbestritten, zumal diese Tatsache mit den geschlechts- und altersspezifischen Selektionskriterien der Rekrutierung bewaffneter Gruppen korrespondiert (mehr Männer als Frauen, mehr Jugendliche beiderlei Geschlechts als Ältere). Im übrigen entspricht das auch der größeren öffentlichen Präsenz der Männer und den kulturellen Traditionen der Mutterschaft und der Verantwortung für den Haushalt bei den Frauen. Vgl. Segura Escobar 1998.

²⁴ Im Gegensatz dazu kann eine paternalistisch gewährte Hilfe die Abhängigkeit perpetuieren und die eigenen Kräfte bis hin zu einer »Almosen-« und Bettelmentalität schwächen.

familiären Beziehungen hängt man sonst von der karitativen Arbeit der Kirchen und nationaler sowie internationaler NGOs ab.

Nach der hier referierten Befragung, die vor Verabschiedung des Regierungsprogramms zum Schutz der Vertriebenen erfolgte, nimmt unter den Hilfenquellen die Familie den ersten Rang ein (11,2 Prozent), dann Freunde (7 Prozent), gefolgt von NGOs (4,7 Prozent), und erst am Schluß kommt dann die Regierung. Die Reihenfolge verläuft mithin vom privaten und informellen Kontext hin zum formellen und öffentlich-staatlichen. Die Solidarität der politischen, gewerkschaftlichen oder kirchlichen Organisationen ist sehr begrenzt.

Erfahrungen in und mit Organisationen und die Teilnahme an formellen oder informellen Strukturen, der Kontakt mit einer wie auch immer gearteten »institutionellen« Kultur und die Auseinandersetzung mit nicht-persönlichen, vermittelten Beziehungen sind nützlich, um den Beziehungs- und Existenzraum zu erweitern, um an Informationen über die Welt außerhalb des dörflichen Horizontes zu kommen. All diese Faktoren sind in den Perioden vor und besonders auch nach der Vertreibung von erheblicher Bedeutung.

Diese Erfahrungen (die in den ländlichen und agrarischen Gemeinschaften, auf die wir uns beziehen, eher der männlichen als der weiblichen Welt entsprechen) sind eine wichtige Hilfe gegenüber den bürokratischen Labyrinth im Ankunftsort, vor allem in den großen Städten. In der genannten Befragung haben 58,2 Prozent der Haushaltsvorstände auf die Frage nach früheren organisatorischen oder institutionellen Einbindungen nicht geantwortet, und weniger als 15 Prozent gaben an, in kommunalen, politischen (10 Prozent), gewerkschaftlichen (6,5 Prozent), religiösen (4 Prozent) oder genossenschaftlichen (3,9 Prozent) Organisationen tätig gewesen zu sein. An *Indígena*-Organisationen beteiligten sich 1,8 Prozent der durch Gewalt vertriebenen Haushaltsvorstände.

Wie bereits erwähnt, werden in den Konfliktzonen soziale Organisationen, ihre Repräsentanten und Mitglieder und selbst ihre Sympathisanten leicht zu militärischen Zielen. Das erklärt die genannten Daten, die nicht unbedingt den tatsächlichen Organisationsgrad in den Heimatregionen widerspiegeln.

In den Ankunftsorten können die Personen, die zuvor bereits politisch engagiert waren, geneigt sein, ihre bisherige organisatorische Bindung zu erneuern. Aber der größte Teil der Ankommenden lehnt eine Mitgliedschaft in einer sozialen Organisation entschieden ab, vor allem, wenn es sich um eine Organisation der Vertriebenen handelt. Das könnte daran liegen, daß der Kampf ums Überleben alle Kräfte beansprucht, aber auch an Angst oder daran, daß eine organisatorische Bindung nicht für nützlich gehalten wird oder daß man nur auf die eigene Kraft vertraut, um die Probleme zu lösen.²⁵ Die Ablehnung, sich mit anderen Vertriebenen gemeinsam zu organisieren, ist eindeutiger. Die Vertrie-

²⁵ Dieser mißtrauische Individualismus scheint keine Folge der Vertreibung zu sein. Vielmehr ist er eine ausgeprägte Haltung der armen Schichten, Ausdruck vielleicht auch des harten Wettbewerbs um das tägliche Überleben. Solidarität wird trotzdem geübt und koexistiert mit diesem Individualismus.

benen haben mehr oder minder deutlich soziale Ablehnung erfahren, haben das Stigma des Hinausgeworfenen, des Entwurzelten, des Gefährlichen oder des nicht Vertrauenswürdigen gespürt und versuchen deshalb, das Kainsmal des unerwünschten Gastes auszulöschen.

Das alles heißt nicht, daß sich nicht auch an den Zielorten die Solidarität und die Identifikation mit anderen Vertriebenen zeige, zum Beispiel was die Weitergabe von Informationen über institutionelle Hilfsmöglichkeiten, über bestehende Rechte oder die Existenz von NGOs und anderen philanthropischen Organisationen betrifft. Diese gemeinsame Identität erlaubt auch, dankbar die Großzügigkeit, den Schutz und den guten Willen von Personen und Organisationen anzuerkennen, den sie erfahren haben. Aber es handelt sich dabei um individuelle und punktuelle Beziehungen, und nicht um eine grundsätzliche positive Wertschätzung des Potentials, das kollektive Aktionen besitzen.

Wohnung

Zum früheren Besitz, der durch die Vertreibung verloren ging, gehören auch die Wohnung und die Haushaltseinrichtung. In der Befragung sind vor der Vertreibung 57,4 Prozent der Haushalte Eigentümer ihrer Wohnung gewesen, heute sind es nur noch 13,4 Prozent, während sich die Zahl der Mieter verdoppelt hat (von 23 auf 48 Prozent) und die Zahl anderer Wohnverhältnisse von 16 auf 24 Prozent gestiegen ist.

Die Wohnungsfrage kann für viele Vertriebene das schwierigste Problem im Zuge der Wiederansiedlung werden. Die anfängliche Aufnahme im Haus von Verwandten oder Freunden wird schnell problematisch und führt oft zu Erniedrigungen und Unbehagen, vor allem, wenn es Kinder gibt. Eine Mietwohnung zu bekommen, ist mit Kindern schwieriger; auch Vertriebene zu sein, ist von Nachteil.

Die regelmäßige Mietzahlung und die Miethöhe²⁶ bedrücken die ohnehin mageren und ungesicherte Haushaltskasse. Das nutzen betrügerische Wohnungsbauunternehmer und Organisatoren von Landbesetzungen aus, die teilweise die Vertriebenen direkt an den Busstationen oder anderen Anknüpfungspunkten einzufangen versuchen.

Perspektiven der Rückkehr

Schließlich ist die Art, wie man sich – als Alternative zur Rückkehr in die Heimat – die Umsiedlung an einen neuen Ort oder den Verbleib am ersten Zielort vorstellt, ein entscheidender Punkt, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bestimmt. Die Tatsache, daß in den meisten Regionen die Faktoren, die zur Vertreibung führten, weiterhin andauern, schließt eine Rückkehr praktisch aus,

²⁶ Einige der befragten Personen in Bogotá bezahlten Ende 1998 bei einem gesetzlichen Mindestlohn von 203.000 Pesos (120 US Dollar) eine Monatsmiete zwischen 50.000 und 80.000 Pesos (etwa 30 bis 50 US Dollar). Dabei hatte niemand eine feste Beschäftigung, die ein regelmäßiges Einkommen garantiert hätte, und viele waren arbeitslos und/oder suchten Arbeit.

ausgenommen im Bereich der Wünsche und der Phantasie (denen auch die Registrierung unterliegen kann).

Von den 779 befragten Haushaltsvorständen sprechen sich 62,8 Prozent dafür aus, am augenblicklichen Aufenthaltsort zu verbleiben. Man sieht sich in die städtische Ökonomie integriert als Kleinunternehmer(in) oder als Lohnabhängige(r), oder man erhofft sich eine Einkommensperspektive im Handel oder im Dienstleistungsgewerbe. Der in diesen Antworten zum Ausdruck kommende Realismus reflektiert vielleicht eher eine resignative Anpassung an die nicht selbst zu bestimmenden Verhältnisse und/oder an eine wenig erfreuliche Arbeitsmarktsituation und bezieht sich weniger auf ein wirklich gewolltes selbstbestimmtes Lebensprojekt. Denn es fällt schwer, zu glauben, daß die augenblickliche Übergangsphase wirklich definitiv in eine städtische Lebensperspektive mündet²⁸ oder daß sie sich in der Hoffnung auf ein glaubwürdiges Angebot im Rahmen der Agrarprogramme der Regierung verlängert.

²⁷ In verschiedenen Formen und Momenten hat die Politik die Vertriebenen stillschweigend als ländliche und bäuerliche Bevölkerung definiert und daraus als grundsätzliche Perspektive die freiwillige Rückkehr in die Heimatorte entwickelt oder ersatzweise ihre Neuansiedlung in entsprechenden ländlichen Regionen. Solange jedoch der Friedensprozess und die Perspektiven für die Sicherheit und ein friedliches Zusammenleben nicht Fortschritte gemacht haben, gibt es die erste Alternative der freiwilligen Rückkehr einfach nicht, und wenn man an die Neuansiedlung aller Vertriebenen denkt, so ist auch die zweite Alternative nicht real. Beispielhaft hierfür illustrieren die Fälle der Orte Pavarandó (Chocó) und La Miel (Tolima) die Rückkehr- und Neuansiedlungserfahrungen sowie die erheblichen Schwierigkeiten und die politischen, ökonomischen, institutionellen und technischen Kosten, die damit verbunden sind. Wie erwähnt, lagen in Pavarandó zwei Erfahrungen mit unterschiedlichen Ergebnissen vor: Einerseits die Rückkehr im Rahmen des Vorschlags der »Friedensdörfer« und der Forderung des Rechts auf Nichtvertreibung, was die Begleitung durch die Jesuiten-NGO CINEP sowie Schulungskurse, solche neutralen Gemeinschaften aufzubauen, umfaßte. Diese Erfahrung wurde von Frankreich durch die Verteilung eines Menschenrechtspreises, durch Bargeld und durch Solidaritätsstrukturen zwischen Schwestergemeinden im Chocó und in Frankreich unterstützt. Parallel dazu fand – anfänglich unter der Schirmherrschaft des Menschenrechtsbüros des Präsidenten – ein Umsiedlungsprozess statt. Die fehlende Kontinuität durch den Regierungswechsel führte zu unbefriedigenden Ergebnissen für die Dorfgemeinschaften und zu geringen Chancen einer Konsolidierung. Im Fall La Miel kaufte die Regierung zwei Hazienden in Tolima, um 70 der 280 Bauernfamilien anzusiedeln, die aus der Hacienda Bella Cruz im Department Cesar vertrieben worden waren. Die Summe der Fehler und die sehr hohen Kosten in jeglicher Hinsicht bilden das beste Beispiel dafür, wie ein staatlicher Interventionsprozess nicht verlaufen sollte. Unter den Befragten in Bogotá scheint es eine starke Tendenz zu geben, durch persönliche Initiativen an den Heimatort zurückzukehren oder eine Neuansiedlung in benachbarten Orten zu versuchen. Das scheint damit zusammenzuhängen, daß der Lebensunterhalt nicht gesichert werden kann bzw. die Unsicherheit in Bogotá nicht auszuhalten ist.

²⁸ Der Begriff »Übergangsphase« besitzt die notwendige Flexibilität, um sehr unterschiedliche Prozesse und variable Zeiträume zu erfassen, was für diese Analyse hilfreich ist. »Übergangsphase« beschreibt nur, daß es sich um eine Verbindung zwischen zwei Stadien, Situationen oder Augenblicken handelt, ohne Kontinuität oder Bruch auszuschließen.

Im Gegensatz dazu möchten 17,3 Prozent nach Hause zurückkehren. Zugang zu Land ist für sie dabei eine Voraussetzung ihrer Rückkehr. Auch wenn unbekannt ist, welche Beziehung zum Land sie vor der Vertreibung hatten, ob sie ihr Land verloren oder ob es sich um einen bisher unerfüllten Wunsch handelt, kommt darin die fehlende Verwurzelung im augenblicklichen Aufenthaltsort zum Ausdruck: Die Sehnsucht nach ihrem früheren Leben auf dem Lande ist weiterhin sehr lebendig. Es ist auffallend, daß nur 3,9 Prozent dieser Haushaltsvorstände Frauen sind. Eine gleich große Gruppe (17 Prozent) wie jene, die zurückkehren möchte, zieht vor, an einem »anderen« Ort angesiedelt zu werden, ohne dessen Charakteristika jedoch genau zu benennen. Beide Gruppen, die zusammen mehr als ein Drittel aller Befragten ausmachen, fühlen sich also an ihrem momentanen Wohnort nicht heimisch und möchten die Suche fortsetzen, was bei der zweiten Gruppe auch die Rückkehr in die Heimat einschließt.

Auf einer sehr kleinen empirischen Basis kann man auch die Haltung einer Gruppe von Kindern und Jugendlichen vergleichen, die über ihren Rückkehr- oder Bleibewunsch in Soacha (Cundinamarca) befragt wurden. Erwartungsgemäß verbinden die Erwachsenen die Entscheidung über Verbleib oder Rückkehr mit den Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten oder der Ernährungssituation, während für Jugendliche andere Faktoren eine Rolle spielen.

Fast die gesamte Gruppe erhofft sich glühend die Rückkehr und verbindet damit den Wunsch nach Bewegungsfreiheit, nach Spiel und Arbeit und die Sehnsucht nach Verwandten und Freunden, nach den Tieren, dem Klima, dem Fluß oder anderen Charakteristika der ländlichen Welt. Denn die Gefahren auf den Straßen von Bogotá und Umgebung schränken die zeitlichen und räumlichen Möglichkeiten, um sich mit seinesgleichen zu treffen oder Freizeitaktivitäten und Spielen nachzugehen, schmerzlich ein. Dazu kommt das ständige Risiko von Überfällen, Raub, Schlägereien und Gewalt.

Schluß: Die Krise der Vertreibung

Gewaltsame Vertreibung ist per Definition durch die Brüche, Diskontinuitäten, Verluste und Wunden, die mit der Vertreibung verbunden sind, eine traumatische Erfahrung. Aber die Folgen und die Formen der Überwindung dieser Traumatisierungen können höchst unterschiedlich sein:

Vom Gesichtspunkt der Rekonstruktion eines Lebensprojektes aus gesehen, impliziert das Ende eines Zyklus, einen neuen existenziellen Rahmen zu definieren, eine persönlich-familiäre Identität und einen konkreten Raum-/Orts-Bezug der sozialen Beziehungen und Tätigkeiten.

²⁹ Unter den heutigen weiblichen Haushaltsvorständen besaßen 15 Prozent bereits vor der Vertreibung irgendeine Beziehung zu Grund und Boden, als Eigentümerinnen (11 Prozent), Pächterinnen, Neusiedlerinnen oder über andere bzw. kombinierte Besitzformen. Obwohl nicht bekannt ist, ob diese Frauen auch schon vor der Vertreibung Haushaltsvorstand waren, ist vor allem bei den Eigentümerinnen der Rückkehrwunsch recht eindeutig.

Die Verschärfung der bewaffneten Konflikte und der Gewalt sowie die Strategie, die Bevölkerung und das Territorium zu kontrollieren, produzieren ein Klima des Terrors und zerstören die nachbarschaftliche Solidarität. Mißtrauen und Denunziantentum vergiften die sozialen Beziehungen und schwächen insgesamt den nachbarschaftlichen Zusammenhalt, die kollektiven Organisationsprozesse, die Integrationsrituale und die Normalität des Alltags.

Die Verluste reichen vom Tod oder dem Verschwinden von Familienangehörigen, Freunden und Nachbarn über den Verlust der gewohnten Tätigkeit, der sozialen Beziehungen und der physischen Umwelt; kurz, alles, was den Alltag ausmacht und die individuelle und kollektive Identität bestimmt, geht verloren. Das physische Verlassen der Heimat läßt die Angst und ihre Folgen nicht verschwinden. Im Gegenteil, je nach den Umständen perpetuieren sich die Folgen der Orientierungslosigkeit, der Verlust des Vertrauens in die eigene Kraft, Mutlosigkeit usw.; das heißt, was die Selbstwahrnehmung und das Selbstbewußtsein mindert, was die eigenen Fähigkeiten zerstört und was eine aktive Lebensgestaltung verhindert, wird zum Dauerzustand.

Die Schwierigkeiten, sich auf dem engen und ohnehin vom informellen Sektor überlaufenen Arbeitsmarkt einzubringen, bilden vielleicht den kritischsten Punkt am Ankunftsort. Vor allem bei den Männern, die zuvor landwirtschaftlich tätig waren, erweisen sich ihre Fertigkeiten und Erfahrungen fast immer als nutzlos beim Wettbewerb um nicht-landwirtschaftliche Arbeitsplätze und Erwerbsquellen. Das führt zu einer Vielfalt von kleinen Jobs auf niedrigster Stufe und höchst geringem Einkommen. Bei jenen, die bereits zuvor nichts anderes gewohnt waren, mag sich die Krise weniger heftig auswirken.

Für die Frauen gibt es normalerweise größere Chancen, ihre bisherigen Aktivitäten fortzusetzen und mit einer Erwerbsperspektive zu verbinden. Ihre im Haushalt und im privaten Bereich entwickelten Fertigkeiten und Fähigkeiten können sich schnell bei persönlichen Dienstleistungen, beim Zubereiten und Verkauf von Mahlzeiten oder bei anderen Aktivitäten umsetzen. Das kann über die rein wirtschaftliche Dimension hinausgehende Effekte haben.

Häusliche und außerhäusliche Kinderarbeit ist ein weiterer Aspekt bei der Analyse des Prozesses der Niederlassung am Ankunftsort. Die häuslichen Pflichten und die Beaufsichtigung der jüngeren Geschwister, der Straßenverkauf auf niedrigstem Niveau, Besorgungen und Trägerdienste, Betteln und viele andere Gelegenheitsarbeiten machen dem regelmäßigen Schulbesuch bei vielen Minderjährigen Konkurrenz.

Vor diesem Hintergrund ändern sich die Beziehungen der Paare deutlich; die traditionelle Arbeitsteilung nach Geschlecht oder Lebensalter gerät in die Krise. Die Sicherung des Lebensunterhaltes, Grundlage der schwindenden Identität und der Autorität des Mannes, geht auf die Frauen oder die Kinder und Jugendlichen über. Traditionelle und tief verwurzelte männliche Verhaltensmuster wie Alkoholkonsum und Gewalt treten schärfer hervor, die Gewalt innerhalb und

außerhalb der Familie nimmt zu. Aber der Mann greift auch zu einer weiteren und in unseren Traditionen keineswegs neuen Antwort: Der Ehegatte/Vater verläßt die Familie einfach.

Die Frauen dagegen finden durch ihre Arbeit eine enge Beziehung zur materiellen Wirtschaft und damit eine Quelle der Macht, um ihre Position in der Familie neu zu definieren und/oder eine Möglichkeit, ihren Informations- und Kontakthorizont zu erweitern.³⁰ Zugleich aber führt das auch zur Verdoppelung oder auf jeden Fall zur Verlängerung ihrer täglichen Arbeitszeit.

Daß Frauen zum alleinigen Haushaltsvorstand werden, weil der Mann gestorben ist oder physisch oder funktional die Familie verlassen hat, ist in Flüchtlingsfamilien ein weiterer Effekt der Vertreibung.³¹ In diesen Familien ergeben sich erneut Ähnlichkeiten mit jenen Haushalten, die nach konventionellen Methoden (unbefriedigte Grundbedürfnisse oder andere Armutseffinitionen) als »arm« definiert werden. Aber der Weg, auf dem diese Haushalte in diese Kategorie geraten, kann erhebliche Unterschiede zu denen der »armen« Haushalte aufweisen, die für die Analyse und die Hilfsangebote von Belang sind.

Die Vertreibung verweist auch auf kaum abzuschätzende kollektive Krisen in verschiedenen Bereichen des nationalen Lebens. Durch die Ankunft von Vertriebene verschärfen sich Probleme in den Städten, die auch vorher bereits bestanden. Dies gilt für die Problemfelder wie Wohnungsnot, unzureichende öffentliche Dienste, Erziehungs- und Bildungseinrichtungen, Gesundheitswesen und vor allem Arbeitsplätze und Einkommensquellen. In Städten wie Cartagena, Montería, Barrancabermeja oder Cali sind die Veränderungen in der städtischen

³⁰ Die Strategien, den Lebensunterhalt der Familie zu sichern, können individuell und kollektiv sehr therapeutische weibliche Rituale und Praktiken begünstigen. Das wird zum Beispiel deutlich im Fall der »Gemeinschaftsküche« (*olla comunitaria*) in Montería, einer Erfahrung, die später an anderen Orten wiederholt wurde: Einige sehr arme Frauen entschlossen sich, ihre höchst kärglichen Lebensmittel zusammenzuwerfen und gemeinsame Mahlzeiten zu bereiten. Diese tägliche Erfahrung führte zu verschiedenen positiven Ergebnissen. Zum einen ergaben sich ökonomische Vorteile. Diese Nische der Solidarität und Sozialität spielte eine erhebliche Rolle dabei, daß die Frauen zunächst in der Familie, dann in der Nachbarschaft und schließlich in der ganzen Stadt wahrgenommen und anerkannt wurden. Der Effekt des wachsenden Selbstbewußtseins ist offensichtlich, aber, wie mir ein indigener Führer sagte, »für die Männer gibt es keine Gemeinschaftsküche«.

³¹ Es gibt ja bereits eine breite Debatte über die Rolle der Frau als Familienoberhaupt, speziell in Zusammenhang mit der Diskussion über die »Verweiblichung der Armut«. Mit den Erscheinungsformen der männlichen oder weiblichen Witwer- bzw. Witwenschaft beschäftigt sich die akademische Forschung aber erst seit kurzem. Die zum Beispiel gegen die *Unión Patriótica* gerichtete oder vom Terrorismus der Drogenhändler ausgehende politische Gewalt verhalf den sogenannten »Witwen der Gewalt« in den letzten Jahren zu einiger öffentlicher und organisatorischer Präsenz (vgl. Segura Escobar 1991). In Familien, in denen das alleinerziehende Familienoberhaupt ein Mann ist, bilden sich interessanterweise ähnliche Muster heraus wie bei alleinerziehenden Frauen (vgl. Segura Escobar et al. 1996).

Physiognomie und die Ausweitung des informellen Sektors offensichtlich. In Bogotá fallen die wachsenden Stadtrandstiedlungen auf.³² Kollektive Aktionen der Vertriebenen, Besetzungen öffentlicher Einrichtungen, Märsche und andere Formen, Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hat es in verschiedenen Teilen des Landes gegeben, manchmal vermengt mit anderen Protestursachen. Barrancabermeja durchlebte einen Monat explosiver sozialer Spannung mit Vertriebenenmärschen. Aber die massive, sichtbare Präsenz der Vertriebenen hat eine paradoxe Folge: Im allgemeinen Bewußtsein werden sie mit Unsicherheit, unerwünschten Problemen, Subversion und Verbrechen in Verbindung gebracht. Dadurch erscheinen sie als Urheber ihres eigenen Unglücks, und man schiebt ihnen auch noch die Verantwortung für ihre Notlage zu.

Übersetzt aus dem Spanischen von Albrecht Koschützke

Literatur

Alvarez, Miguel et al. (1998): Desplazamiento forzoso y reubicación: un estudio de caso, Procuraduría General de la Nación; Procuraduría delegada para la defensa del menor y de la familia; Instituto de Estudios del Ministerio Público, Bogotá.

Andrade, Beatriz et al. (1999): El derecho a la educación de niños, niñas y jóvenes en situación de desplazamiento en Santafé de Bogotá, CODHES, Bogotá.

Castro Caycedo, Germán (1996): En secreto, Planeta Colombiano Editorial, Bogotá.

CODHES Informa (1998a): Primer semestre 1998: más violencia, más desplazados. Boletín No. 11, 15 de julio.

CODHES Informa (1998b): Desplazados en medio del conflicto. Boletín No. 14, 30 de octubre.

CODHES Informa (1998c): Desplazamiento forzado y políticas públicas. Entre la precariedad del Estado y el asistencialismo. Boletín No. 12, 24 de julio.

CODHES Informa (1998d): Desplazados: actores de paz, constructores de vida y solidaridad. Segundo informe de Bogotá. Boletín No. 15, 10 de diciembre.

CODHES Informa (1998e): Alerta Temprana. Informe No.1, 7 de mayo.

Conferencia Episcopal de Colombia (1995): Derechos Humanos. Desplazados por violencia en Colombia, Bogotá.

³² Wir verwenden ausdrücklich den Terminus »Ankunftsort« und sprechen nicht von »aufnehmenden Städten«, um die ethische und politische Verantwortung der lokalen Verwaltung zu betonen. Gerade Bogotá zeichnet sich durch besonders geringen politischen Willen aus, sich der Probleme der Vertriebenen anzunehmen. Das schlägt sich nieder im Fehlen eines spezifischen Programms und auch der Anwendung und institutionellen Entwicklung des Gesetzes 387. Charakteristisch ist folgende Anekdote: Im Zuge des Erdbebens in der Kaffee-Region kamen zahlreiche Bebenopfer auf der Suche nach Schutz und Hilfe nach Bogotá. Die Stadtverwaltung gewährte Zuschüsse für Zeitsunterkünfte und einige Nothilfeprogramme, verbot aber den Mitarbeitern, die Bebenopfer als »Vertriebene« zu bezeichnen. Ein Kommentar erübrigt sich.

- Cubides, Fernando (1997): Los paramilitares y su estrategia, Paz Pública. Programa de Estudios sobre Seguridad, Justicia y Violencia, Universidad de los Andes, Bogotá. Documento de Trabajo No. 8.
- Departamento Nacional de Planeación, DNP (1995): Programa nacional de atención integral a la población desplazada por la violencia, Documentos Conpes. No. 2804 del 13 de septiembre y No. 2924 de 1997.
- Departamento Nacional de Planeación, DNP (1998): Cambio para construir la paz 1998-2002. Bases, Bogotá, noviembre.
- Douglas, Mary (1996): La aceptabilidad del riesgo según las ciencias sociales, Paidós, Barcelona.
- Echandia, Camilo (1987): Expansión territorial de la guerrilla colombiana: geografía, economía y violencia. Paz Pública. Programa de Estudios sobre Seguridad, Justicia y Violencia. Universidad de los Andes. Bogotá. Documento de Trabajo No. 1.
- Granada, Camilo José (1997): La evolución del gasto en seguridad y defensa en Colombia 1950-1994, Paz Pública. Programa de Estudios sobre Seguridad, Justicia y Violencia, Universidad de los Andes, Bogotá. Documento de Trabajo No. 6.
- GAD - Grupo de apoyo a organizaciones de desplazados (Cinep, Fedes, Ilsa, Comisión Andina de Juristas, Brigadas Internacionales de Paz, Comisión intercongregacional de justicia y paz, Sección movilidad humana de la Conferencia Episcopal y Consejería en proyectos para refugiados latinoamericanos) (1995): Urabá: El mayor éxodo de los últimos años, Bogotá, junio.
- GAD (1996): Informe de la situación del desplazamiento interno en Colombia. Presentado al Representante Especial del Secretario General de la ONU, Bogotá.
- Pérez, Diego (1997): Informe sobre el desplazamiento forzado en Colombia, CINEP, Centro de investigación y educación popular, Bogotá, noviembre.
- Saavedra, María del Rosario (1996): Desastre y riesgo: actores sociales en la reconstrucción de Armero y Chinchiná, CINEP, Bogotá.
- Salazar, Marcela, Hernández, Esperanza und Montoya, Ana María (1998): Identificación de la oferta para la atención a la población desplazada por la violencia política en Colombia. Informe Ejecutivo, Comité Internacional de la Cruz Roja, Bogotá.
- Segura Escobar, Nora et al. (1996): La mujer desplazada y la violencia. Informe de Investigación presentado a la Consejería Presidencial para los Derechos Humanos, Bogotá.
- Segura Escobar, Nora et al. (1999): Desplazamiento y reconstrucción de proyectos de vida. Programa de Estudios Género, Mujer y Desarrollo, Universidad Nacional y COLCIENCIAS (Estudio en proceso).
- Segura Escobar, Nora (1991): Mujer y narcotráfico. Consideraciones sobre un problema no considerado, in: Revista FORO, No. 14, Bogotá, abril.
- Segura Escobar, Nora (1998): Desplazamiento en Colombia: perspectivas de género, in: Revista FORO, No. 34, Bogotá, junio.
- Universidad Nacional de Colombia (1997): Estructura familiar, niñez y conflicto armado. Informe de Investigación, Facultad de Derecho, Bogotá.

Resumen

Durante años el desplazamiento interno como consecuencia directa de los conflictos armados en Colombia no fue considerado como forma específica de la migración forzada por acciones de violencia. Más allá de la migración interna por motivos económicos o de la expulsión por fuerzas de la naturaleza hoy se reconoce políticamente el problema de los desplazados por razones de violencia. Estos migrantes sin embargo pierden sus características como desplazados, apareciendo muy rápidamente sólo como parte de las masas marginales en los barrios pobres de las ciudades. No diferenciarlos de los pobres urbanos complica desarrollar estrategias específicas de proyectos de ayuda social como también acciones políticas frente al hecho del desplazamiento. En la medida en la que se ignora lo excepcional de la experiencia de los desplazados por violencia, las ofertas de ayuda sufren de un esquematismo abstracto como lo sufren también los inmigrantes que existen sobre los refugiados internos. Se analiza a nivel conceptual y en base a investigaciones empíricas algunas de las especificidades de la migración forzada por violencia en el contexto colombiano actual. Como importantes criterios analíticos están considerados entre otros los tres hitos temporales del desplazamiento (pre - en - post) y las diferentes precondiciones y consecuencias del desplazamiento según el género, lo generacional, con referencia a la calificación profesional y a las perspectivas laborales como también a los roles sociales y los redes de cooperación (familia, vecinos etc.).

Summary

For many years internal displacement as a direct result of the armed conflicts in Colombia were not considered as a specific expression of forced migration by violent actions. Nowadays the problems of displaced persons in the context of Colombian violence are politically recognized as being different from those of the migrants leaving for economic reasons or because of natural disasters. However, displaced persons as a specific group will disappear very soon in the melting pot of »poverty« and marginality in the shanty towns of the big cities. This makes it very difficult to design specific aid programs for the displaced and to start political action against displacement. Without specific consideration of the exceptional experience of the displaced persons, aid programs will not meet their specific purposes and will suffer of escapism as it reiterates the stereotypical image of displaced persons. The article analyzes relevant concepts and empirical studies in order to identify and to describe some specific characteristics of displacement in Colombia. Special emphasis will be placed on analytical criteria such as the time factor (before - during - after displacement) and the different preconditions and consequences with regard to gender issues, generational differences, educational and professional levels, labor market perspectives, social roles, and networks.



Kolumbianische Flüchtlinge im Nachbarland Ecuador

Der kolumbianische Staatspräsident bestritt derzeit, dass es in seinem Land Krieg gibt, und will den internen bewaffneten Konflikt nur als terroristische Bedrohung und Gewaltzustand verstanden wissen. Wenn es keinen Krieg gibt, gibt es auch keine Menschen, die davor fliehen müssen, und internationales Recht, das für Flüchtlinge gilt, kommt nicht zur Anwendung. Es ist also ein gefährliches Spiel mit Begriffen, das Präsident Alvaro Uribe betreibt, vor allem in Bezug auf die drei Millionen Binnenflüchtlinge innerhalb von Kolumbiens Grenzen, aber auch für diejenigen, die außerhalb Kolumbiens Zuflucht suchen. Parallel zur Durchsetzung des „Plan Colombia“ ab der Jahrtausendwende haben die Fluchtbewegungen in die Nachbarländer Kolumbiens zugenommen. Der folgende Artikel beschreibt die Situation von kolumbianischen Flüchtlingen in Ecuador, insbesondere die Lage der Frauen.

Frauen klar im Nachteil

VON BETTINA REIS

In den letzten Jahren sind immer mehr Menschen aus Kolumbien nach Ecuador zugewandert. Nach Angaben des dortigen Außenministeriums lebten im Oktober 2003 eine Viertelmillion KolumbianerInnen „irregulär“ in dem Andenland, das im Norden an Kolumbien grenzt.

Viele KolumbianerInnen, die nach Ecuador gehen, tun dies aus politischen Gründen. Sie flüchten vor der Gewalt der bewaffneten Akteure und dem Krieg. Oder sie flüchten, weil der Staat als Drogenbekämpfung gefährliche Herbizide einsetzt und damit die Existenzgrundlagen von Kleinbauern vernichtet. Wie viele kolumbianische Flüchtlinge unter den 250 000 „Illegalen“ in Ecuador sind und welchen Prozentsatz sie unter den „legalen“ kolumbianischen ImmigrantInnen stellen, die eine Arbeits- oder sonstige Aufenthaltserlaubnis haben, ist nicht zu ermitteln. Denn viele Verfolgte versuchen durch Anonymität Spuren zu verwischen und damit ihren Peinigern zu entkommen. Einfach „im normalen Leben“ unterzutauchen und ja nicht auffällig zu werden ist der Wunsch von vielen Flüchtlingen. Sie versuchen gerade diesen Umstand, nämlich Flüchtling zu sein, nicht preiszugeben. Außer der Angst, am neuen Wohnort entdeckt und weiter drangsaliert zu werden, verbindet sich mit der Anonymität auch die Hoffnung, irgendwann wieder in die Heimat zurück zu können. Die Statistiken über Asylanträge, die beim Außenministerium in Quito von KolumbianerInnen gestellt werden,

spiegeln den Verlauf des Krieges in Kolumbien und dessen Verschärfung in den letzten Jahren wider: Wurden im Jahr 2000 lediglich 362 Anträge verzeichnet, waren es 2001 schon 2929 und 2003 das Vierfache, nämlich 11 391. Von 2000 bis 2004 suchten insgesamt 27 495 Personen aus Kolumbien offiziell Zuflucht in Ecuador. Der Zeitraum korrespondiert mit der Durchführung des militärisch orientierten „Plan Colombia“, dessen Kernzonen in Südkolumbien liegen. Betroffen ist überdurchschnittlich das Amazonas-Departement Putumayo, das unmittelbar an Ecuador grenzt. 2004 war die Zahl von offiziell Schutzsuchenden rückläufig. Dies hängt aber nicht mit einer Verbesserung der Situation in Kolumbien zusammen, sondern mit der Auflage eines polizeilichen Führungszeugnisses für die Grenzüberschreitung. Sich das „noch schnell mal“ für die Flucht zu besorgen ist aber für Menschen in ländlichen Gebieten, in denen die Guerilla, Paramilitärs und die Armee das Sagen haben, unmöglich. Eine solche Auflage verstöße gegen internationale Vereinbarungen, meinen Flüchtlingsorganisationen in Ecuador.

Wurden im Jahr 2001 immerhin noch 47,1 Prozent der Asylanträge bewilligt, sind die positiven Bescheide in 2002 und 2003 deutlich zurückgegangen. Nur 23 respektive 28 Prozent wurden als Flüchtlinge anerkannt. Allein 2003 wurden über 4000 Anträge abgelehnt. Für die Anträge sind zwei Instanzen zuständig, die UN-Flüchtlingsbehörde (UNHCR) und das Außenministerium Ecuadors. Befürwortet die erste Instanz einen Antrag, lehnt die zweite ihn

ab oder umgekehrt. Oft spielten sehr persönliche Kriterien eine Rolle, merken kritische Stimmen an. In vielen Fällen können die Betroffenen die Motive ihrer Flucht nicht mit „Nachweisen“ belegen. Die Widerspruchsverfahren sind langwierig und wenig aussichtsreich. Durch ein anderes Visum den Aufenthalt zu legalisieren ist für die meisten zu teuer. Beispielsweise kostet ein „Visum aus Schutzgründen“ zwischen 400 und 500 US-Dollar. Wenn die Ausweispapiere nicht in Ordnung sind, erhöht sich die Gefahr, abgeschoben zu werden. Die Flüchtlinge leben in ständiger Sorge. Viele bleiben illegal im Land. „Besser in Ecuador im Gefängnis, als in Kolumbien tot durch eine Kugel“, sagt ein Betroffener.

Die meisten Flüchtlinge aus Kolumbien kommen aus den südlichen Departements Nariño, Putumayo, Cauca und Valle del Cauca. Oft bleiben sie unweit der Grenze, in den nördlichen Provinzen von Ecuador: Esmeraldas, Carchi, Imbabura und Sucumbíos. Die meisten Asylanträge werden aber weiter in Quito (Provinz Pichincha) gestellt, was einerseits mit vergleichbar besseren Arbeitsmöglichkeiten, aber auch mit der Anonymität in der Großstadt Quito zusammenhängt. Zwischen 2002 und 2004 wurde die Stadt Lago Agrio (Provinz Sucumbíos) zur zweiten Stadt in Bezug auf Asylanträge. Dorthin flüchten vor allem LandarbeiterInnen aus der benachbarten Region Putumayo. Im Gegensatz zu den Binnenflüchtlingen in Kolumbien sind unter den Flüchtlingen in Ecuador mehr Männer als Frauen (57 Prozent). Nach statistischen Daten sind ca. zwei Drittel der Flüchtlinge zwischen 20 und 40 Jahren alt, also im besten „Familienalter“. Die Frauen, die über die

Grenze geflüchtet sind, haben nach einer Feldstudie durchschnittlich 3,5 Kinder. Oft sind davon nicht alle mit nach Ecuador gekommen, was für die Mütter eine ständige Quelle der Besorgnis ist. Ungefähr die Hälfte der Frauen ist alleinerziehend.

In Ecuador sind 61 Prozent der Bevölkerung arm und 26 Prozent extrem bedürftig. Ecuador ist also ein armes Land, das vor allem arme Flüchtlinge aufnimmt. Die meisten „GrenzgängerInnen“ kommen aus ländlichen Konfliktzonen in Kolumbien. Wirtschaftliche und soziale Probleme mit der Integration und dem Zugang zum Arbeitsmarkt sind vorprogrammiert. Während ihr Asylantrag läuft, dürfen Flüchtlinge auch in Ecuador – zumindest offiziell – nicht arbeiten. Die Entscheidungen verzögern sich Monate, oft über ein Jahr.

Das Unifem-Regionalprogramm für Frieden und Sicherheit in Ecuador richtet seine Aufmerksamkeit vor allem auf die weiblichen Flüchtlinge aus Kolumbien und hat eine Feldstudie durchgeführt. Ziel dieser Studie war es, die besondere Situation von Frauen als Flüchtlinge sichtbar zu machen und Informationsgrundlagen für bessere Prävention und Schutz zu erarbeiten. Im Dezember 2004 wurde der Bericht in Quito vorgelegt.

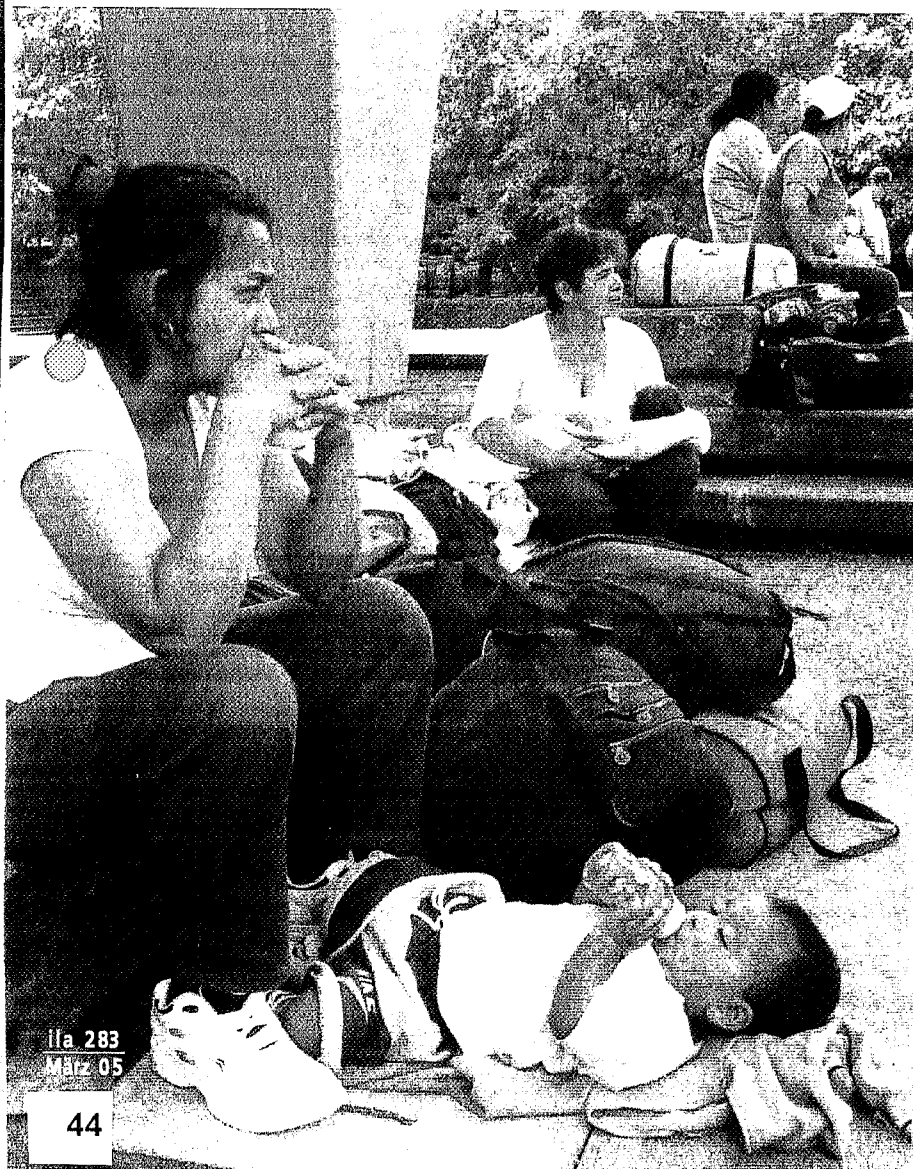
Unabhängig von Geschlecht und sozialer Herkunft wirken sich der Krieg in Kolumbien, die Flucht, die meist über mehrere Stationen verläuft, und die Schwierigkeiten in einem neuen Land auf alle Betroffenen problematisch aus, aber Frauen und Mädchen sind dieser Situation besonders ausgeliefert und ungeschützt, meinen die Autorinnen.

Aufgrund ihres Geschlechts sind sie höheren Risiken, Diskriminierung und der Verletzung von Grundrechten ausgesetzt.

Die Autorinnen der Studie untersuchen systematisch die Geschichte von kolumbianischen Flüchtlingsfrauen. Die Frauen haben ihre nächsten Angehörigen verloren, ihr Land, ihr Haus, die Familienbeziehungen und die sozialen Netze, auf denen ihr Alltag aufbaute. „Alles, was für sie wie eine Achse oder zumindest ein wesentlicher Teil ihres Lebensinhaltes war, ist für sie weg“, folgert die Studie. Direkter Auslöser für die Flucht ist häufig die Ermordung, das „Verschwindenlassen“ oder die Entführung ihrer Lebensgefährten, eines Sohnes oder eines anderen nahen Angehörigen. Der Verlust eines geliebten Menschen hat unzählige Folgen. Oft führt er zur Trennung der Familien. Die Frauen können nicht mehr in Kolumbien bleiben und flüchten nach Ecuador, allein oder mit einem Teil der Restfamilie. Ihre „Habe“ sind die Kinder, vielleicht noch ein alter Koffer.

„Ich bin ehrlich, hier gefällt es mir nicht, weil ich so weit weg von den Meinen bin. Ich kann mich nicht konzentrieren, weil ich immer daran denke, dass ich doch eigentlich in Kolumbien sein will“, beschreibt eine Betroffene die Entwurzelung. Eine Mitarbeiterin der katholischen Migrationspastoral, die die Geflüchteten aus Kolumbien unterstützt, sorgt sich um die Alleinerziehenden: „Sie leiden besonders unter Depressionen, einige denken sogar an Selbstmord.“

Die Traumatisierung durch den gewaltsamen Tod eines nahen Angehörigen und die gebündelten



Verluste der Frauen verstärken ihre psychologischen Probleme im Aufnahmeland. Sie leiden unter Depressionen, Einsamkeit und Angst. Selbst wenn sie einen Flüchtlingsstatus haben, fürchten sie oft noch erkannt und möglicherweise ausgewiesen zu werden. Die Hölle machen diejenigen durch, die keine gültigen Ausweisdokumente haben.

„Unser größtes Problem sind die Papiere. Wir haben dauernd Angst, festgenommen und abgeschoben zu werden. Auch wenn sie mir die Anerkennung als Flüchtling verweigert haben, ist es für mich unmöglich, nach Kolumbien zurückzugehen.“

Gewalt und Willkür, die sie in Kolumbien erlebten, gekoppelt mit ihrer Verletzbarkeit in Ecuador, führen dazu, dass sich die Frauen isolieren. Ihr Misstrauen hält auch in der neuen Umgebung an. Sie vermeiden Kontakte und Kommunikation, egal, ob es sich um ihre Landsleute oder um EcuadorianerInnen handelt. Flüchtlinge ohne Papiere gehen aus Angst kaum aus dem Haus. „Auch wenn Misstrauen und Isolation in gewisser Weise Teil einer Überlebensstrategie sind, wird dadurch die Einheit und Selbstorganisation der Frauen verhindert“, bedauern die Unifem-Autorinnen.

Die ecuadorianische Polizei setzt weibliche Flüchtlinge häufig sexuell unter Druck. Dabei nützen Migrationsbeamte die aufenthaltsrechtlichen Probleme der Frauen aus. Sie fordern sexuelle Gefälligkeiten und versprechen im Gegenzug, die Frauen nicht festzunehmen und vor Abschiebung zu schützen. Wenn die Frauen sich weigern darauf einzugehen, müssen sie Repressalien fürchten. „Eine junge Frau, die in einer Bäckerei arbeitete, wollte mit einem Offizier nicht ausgehen. Er nahm sie fest, weil sie keine Papiere und keine Arbeitserlaubnis hatte. Nach zwölf Tagen wurde sie abgeschoben“, erzählt die Mitarbeiterin einer Unterstützungsorganisation. Auch manche Arbeitgeber versuchen die schwierige Situation von Flüchtlingsfrauen mit „Verführung“ und Erpressung auszunutzen. Laut UNHCR-Büro vor Ort leiden die kolumbianischen Frauen erheblich unter den sexuellen Belästigungen und der Zuschreibung, Huren zu sein. „Für mich ist das schlimm, dass sie uns hier wie Prostituierte behandeln. Die Männer denken, dass die Tatsache, allein mit zwei Kindern hier zu sein, bedeutet, dass auf meiner Stirn ein P (für *puta*, Prostituierte) geschrieben steht. Hier kann jeder herkommen und sagen: ‚Komm, ich geb’ dir fünf Dollar, geh mit mir ins Bett!‘ Das hat mich hier am meisten mitgenommen.“

Nach den Auswertungen der Studie kommt es auch in den Partnerbeziehungen, egal ob mit den früheren Ehemännern oder neuen Lebensgefährten, in der Regel Ecuadorianer, häufig zu Gewalt. Die Abhängigkeitsbeziehung verstärkend drohen die „neuen“ Männer auch damit, die Frauen als *indocumentadas* („ohne Papiere“) bei den Behörden zu verpfeifen. Das Ausgeliefertsein der Frauen stärkt die Tendenzen, Gewalttaten im häuslichen Bereich nicht anzuzeigen.

Die neuen Beziehungen, die kolumbianische Frauen in der Fluchtsituation eingehen und von denen sie sich Schutz und materielle Unterstützung versprechen, sind oft nicht von Dauer. „Wenn die Frauen, die hier allein ankommen, einen Partner finden, dann sind das meist Männer von Unternehmen oder von Militär und Polizei, also Leute, die auch nur vorübergehend hier sind. Sie machen ihnen ein Kind und verschwinden wieder“, kommentiert eine Frau sarkastisch. Laut den Autorinnen verursache die Situation,

mittellos zu sein, keine Papiere zu haben und in einem fremden Land zu leben, negative Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen und „perpetuiert Beziehungen männlicher Macht, bei denen sich Frauen in klarem Nachteil befinden“.

Aber auch die Partnerbeziehungen, die schon vor der Flucht bestanden, verändern sich. Oft kommen die Männer nicht damit zurecht, noch weniger Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten als die Frauen zu haben. Der Verlust der traditionellen Verdienerrolle kann bei Männern zu negativen Gefühlen führen, was zu einer weiteren Belastung für die Frauen werden kann. „Vor der Flucht hatte ihr Mann Arbeit, er brachte das Geld nach Hause. Jetzt ist er depressiv, sagt nur: ‚Ich hab alles verloren‘ und will nicht mehr arbeiten. Die Frau muss die ganze Verantwortung übernehmen, für die Schule, die Kinder, die Hausarbeit, außerdem muss sie sehen, wie sie Geld verdient. Sie müssen also Superfrauen sein und alle Rollen auf einmal übernehmen“, folgert die Vertreterin der Migrationspastoral in Carchi.

Das Bild, das man im Aufnahmeland von den kolumbianischen Frauen hat, ist ambivalent und die Stereotypenbildung fließend. Einerseits wird die anpackende Art der Kolumbianerinnen geschätzt, sie werden als „tüchtig“ und „einnehmend“ bewertet; andererseits werden sie auch als Bedrohung beim Kampf um die Arbeitsplätze gesehen. Kompliziert wird es mit der verallgemeinerten Zuschreibung, dass Kolumbianerinnen per se „leichte Frauen“ seien, Frauen, „die die Männer wegnehmen“. Diese Vorstellungen sind so stark, dass sie Misstrauen und Eifersucht bei den Ecuadorianerinnen erzeugen. „Hier gibt es die Einstellung, dass man sich vor einem kolumbianischen Mann hüten soll, und wenn es sich um eine kolumbianische Frau handelt, soll man die Ehemänner hüten“, führt eine Interviewpartnerin an. Ein Vertreter der „International Organisation for Migration“ (IOM) gibt zu verstehen: „Der Unterschied ist, dass die kolumbianischen Frauen emanzipierter sind. Sie sind aufgeschlossener und offener. Deshalb sind sie hier gesellschaftlich schlecht angesehen, werden als anders empfunden.“

Arbeit finden kolumbianische Flüchtlingsfrauen eigentlich nur in Haushalten und im informellen Sektor wie im Straßenverkauf. In der ersten Phase der Flucht erledigen sie oft Arbeiten unbezahlt, im Tausch werden ihnen Essen und ein Bett im Haus angeboten. Eine Verbesserung tritt ein, wenn sie sich ein Zimmer anmieten und dadurch mehr Unabhängigkeit schaffen können. Für Alleinerziehende ist es äußerst schwierig, eine bezahlte Stelle zu bekommen. Auch die Möglichkeiten, in einem Haushalt zu arbeiten, sind beschränkt, weil dort oft verlangt wird, mit der Familie als *interna*, also rund um die Uhr, zu leben, was sie wegen ihrer eigenen Familienverantwortung nicht können.

Die prekäre wirtschaftliche Situation von Frauen, die flüchten mussten, führt nicht selten zu Prostituierung, auch schon von Jugendlichen. „Viele Frauen sagen, ich mache das, weil ich Kinder habe, ich muss Miete zahlen, muss sehen, wo ich das Essen für morgen hernehme“, sagt eine Betreuerin. Zu den Problemen der Fluchtsituation kommen für diese Frauen noch die Probleme der Armutsprostitution hinzu. Aufgrund des Sex-Berufes der Mutter werden die Kinder oft diskriminiert und ausgegrenzt.

Im Bericht werden auch Fälle aufgeführt, bei denen die Notsituation der Flüchtlinge von internationalen Frauenhandelsnetzwerken ausgenutzt wird. Eine Afrokolumbianerin erzählt: „Man sagte mir, ich solle nach Italien und dort eine ältere Frau versorgen. Aber dann sagte man mir, ich solle mir das Haar gelb färben und die Fingernägel wachsen lassen, ich solle auf einen älteren Herrn aufpassen. Für 4000 Dollar sollte ich einen Vertrag für mehrere Jahre unterschreiben. Aber sie ließen mich Fotos nur in Shorts aufnehmen. Nach vier Tagen habe ich gemerkt, was da gespielt wurde, und habe abgesagt.“

Obwohl der Unifem-Bericht die problematischen Seiten hervorhebt, wird auch über positive Erfahrungen in Ecuador als Aufnahmeland berichtet. Nach der ersten Phase, die von Unkenntnis und Misstrauen geprägt ist, konnten sich viele Frauen gut in die Aufnahmegesellschaft einfinden und schätzen die erhaltene Unterstützung. Auch sind sie zuweilen Menschen begegnet, die ihnen halfen, auch wenn sie selbst nur sehr bescheidene Mittel hatten. Erleichternd finden es viele Frauen, dass sie mit ihren Kindern in einer relativ ruhigen und nicht mehr lebensbedrohlichen Umgebung leben können.

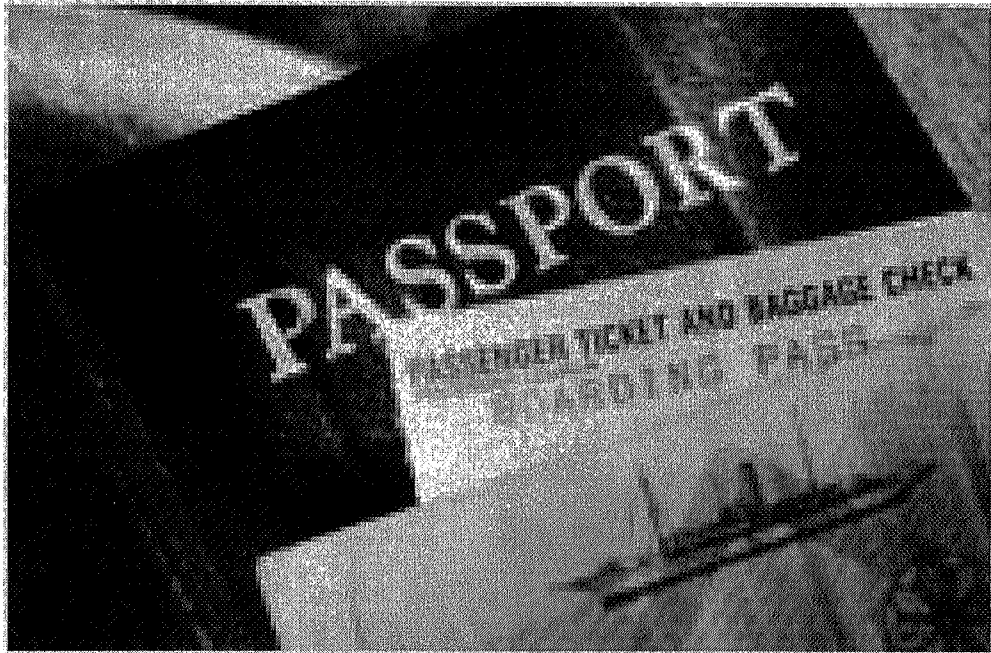
Laut Studie wussten die meisten Kolumbianerinnen, die wegen der Kriegs- und Gewaltsituation nach Ecuador flohen, nicht, dass sie dort Asyl beantragen konnten, und hatten infolgedessen auch keine Informationen darüber, wo sie Schutz und Hilfe suchen konnten. Zur Anlaufstelle für Flüchtlinge wird vor allem die Migrationspastoral. In den nördlichen Provinzen Ecuadors teilt sie sich die Büros mit dem UNHCR. Sie hat Hilfsabkommen mit der UN-Flüchtlingsbehörde abgeschlossen, um die Dienstleistungen zu ergänzen: Rechtsberatung, Sozialarbeit und humanitäre Hilfe. Für die Flüchtlinge sind aber nicht nur materielle Leistungen ausschlaggebend, sondern auch das Engagement und die Menschlichkeit, mit der das Personal der katholischen Organisation arbeitet. Sie finden dort auch in schwierigen Situationen Unterstützung.

Die Beurteilung der Arbeit des UNHCR von Seiten der Flüchtlinge hängt oft davon ab, wie ihr Asylantrag ausgeht. Während das UNHCR nur mit den „offiziellen“ Flüchtlingen arbeitet, kümmert sich die Migrationspastoral um alle, egal ob ein Antrag befürwortet, abgelehnt oder aus bestimmten Gründen gar nicht gestellt wurde. „Wir als Missionarinnen für die MigrantInnen können doch nicht einfach Leute, die ohne Papiere und ohne Mittel sind, mit leeren Händen weggehen lassen, weil ihr Fall abgelehnt wurde.“ Die Migrationspastoral kümmert sich vorzugsweise um die besonders verletzbare Gruppe der alleinerziehenden Mütter.

„Für die kolumbianischen Frauen hat sich durch die Fluchtsituation viel geändert. Dies hat aber nicht dazu beigetragen, dass sie sich selbst als Subjekte wahrnehmen, die mit Rechten ausgestattet sind. Deshalb verstehen sie die humanitäre Hilfe, die sie bekommen, auch nicht als ein Recht, sondern eher als einen Gefallen, für den sie dankbar sind, auch wenn sie sich manchmal wünschen, dass die Hilfe ein bisschen großzügiger ausfallen könnte“, folgern die Autorinnen der Flüchtlingsstudie. Der Text der Studie gibt insgesamt einen guten Einblick in die Situation und Nöte der kolumbianischen Flüchtlinge in Ecuador und ist von einem menschenrechtlichen und Gender-Ansatz geleitet. Es ist zu wünschen, dass die vermittelten Erkenntnisse zu konkreten Verbesserungen für die Betroffenen führen. ♣

Migration und Gender in Lateinamerika

Eine Einführung



Zur Einführung: Die Gender-Dimension von Migration

Migration, als freiwillige oder erzwungene räumliche Veränderung von Individuen oder Gruppen, ist ein weltweites Phänomen und so alt wie die Geschichte der Menschheit selbst. Wanderungsbewegungen hatten und haben die unterschiedlichsten Ursachen, Motivationen, Bedingungen, Formen und erfolgen über unterschiedliche Distanzen. Migration kann als Krise aber auch als Chance erlebt werden.

Gerade in den heutigen Zeiten der „globalisierten Welt“ ist Migration eine Aktivität die weltweit zunimmt und an Bedeutung gewinnt. Insbesondere bei der Migration über nationalstaatliche Grenzen hinweg stoßen MigrantInnen heute mehr denn je auf Hindernisse in Form von Abschottung und beschränkten Zuwanderungsmöglichkeiten. Die Situation in den Ankunftsändern ist beispielsweise geprägt durch weitere Barrieren wie Gesetze und Maßnahmen, die nur für die Zugewanderten gelten.

Lateinamerikanische Auswandernde fühlen sich zunehmend von Europa als Ziel ihrer Migration angezogen. Während sich in den letzten Jahrzehnten die lateinamerikanische Community in Deutschland vorwiegend als "Exil" verstand und aus politischen Flüchtlingen zusammensetzte, steigt inzwischen die Zahl der legalen und vor allem der illegalisierten (undokumentierten) Migrantinnen und Migranten aus anderen Gründen. Menschen werden beispielsweise durch Gewalt und Bürgerkrieg aus ihrer Heimat vertrieben (Kolumbien) oder sind durch ökonomische und wirtschaftliche Krisen (Argentinien, Uruguay) gezwungen ihre Region zu verlassen.

Der Begriff Gender bezieht sich auf kulturelle und soziale Normen und Werte, die die Position von Frauen und Männern in der Gesellschaft bestimmen. Diese sind weltweit geprägt durch ökonomische, soziale und politische Dominanzstrukturen zugunsten der Männer (z.B. alltägliche Lebens- und Arbeitsbereiche und die sozial zugewiesenen Rollen und Positionen von Individuen, die als Frauen oder Männer definiert werden). Gender als grundlegende binäre Kategorie liegt jeglicher Interaktion zugrunde.

In der Migrationsforschung herrscht eine Langzeitperspektive vor, in der eine männliche Symbolik dominiert. Dabei wurde und wird die Wanderung von Frauen entweder nicht wahrgenommen und erwähnt oder sie werden als Abhängige der Männer, als Mit- oder Nachwandernde beschrieben.

Nachdem die Beteiligung von Frauen an internationalen und historischen Migrationsprozessen erst im Verlauf der 80er Jahre des 20. Jh. von der Migrationsforschung "entdeckt" wurde, sprach man in den 90er Jahren gern von der „Feminisierung“ der Migration. Dies war zwar kein neues Phänomen, gleichzeitig wurde jedoch eine weltweite Zunahme von migrierenden Frauen festgestellt.

Frauen sind insgesamt in einem den Männern ähnlichen Ausmaß an der internationalen Migration beteiligt und Männer- und Frauenmigration weisen Parallelitäten auf. Erst die Betrachtung explizit vom "Standpunkt der Frauen" aus zeigt, dass Migrationsprozesse von Frauen und ihre Leben als Migrantinnen viele Eigenheiten aufweisen.

Frauen finden gänzlich andere soziale, rechtliche und ökonomische (Ausgangs- und Zugangs) Bedingungen vor als Männer. Migrantinnen sind z.B. Billigarbeitskräfte in der neuen globalen Dienstleistungsindustrie in frauenspezifischen Arbeitsfeldern und/oder erfahren durch die Migration und Erwerbstätigkeit im Zuwanderungsland oft eine hohe erwerbsbezogene Desqualifikation.

Auch Migrationsprozesse sind in Strukturen eingebettet, die geschlechtsspezifisch geprägt sind. Orte an denen Geschlechterbilder konstruiert werden, sind z.B. die Genderkultur im Herkunftsland, Vermittlungsagenturen für Arbeitskräfte, Netzwerke, in der Einreise- und Aufnahmepolitik des Einwanderungs-Landes, in der Genderkultur und ethnischen Zugehörigkeit im Zuwanderungsland sowie in der Migrationsforschung.

Im Zuge internationaler Migration und deren Steuerung spielen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit eine sehr wichtige Rolle. Diese Konstruktionen beeinflussen z.B.:

- wer unter welchen Voraussetzungen migriert
- wie sich die Netzwerke gestalten
- wer eine Einreisebewilligung/genehmigung erhält
- wie Migrantinnen und Miranten im Zuwanderungsland aufgenommen werden
- wie über Migration berichtet wird

Mit dem Etikett als "nachziehende Familienangehörige" und als "gehandelte Frauen" wird Migrantinnen beispielsweise ein eigenständiges und selbstbewusstes Handeln abgesprochen. Frauen werden damit als passive Objekte (mit Warencharakter) und nicht als aktive Subjekte betrachtet.

Solche Darstellungen und Analysen fördern vielmehr eine paternalistische Haltung gegenüber Frauen aus Asien, Afrika, Lateinamerika und Osteuropa. Dabei werden Klischees an der Grenzlinie von Sexismus und Rassismus aufgebaut. Migration von Frauen in die entwickelten Marktwirtschaften aus der Perspektive von Abhängigkeit und Frauenhandel sind demnach

unzulänglich. Statt dessen sollte die Handlungsfähigkeit von Frauen sichtbar werden. Individuelle Entscheidungen und der Wille zum eigenen Lebensentwurf steuern die Migrationsprozesse der meisten Frauen.

Festzuhalten bleibt, dass Geschlecht die Migrationssituation beeinflusst. Im Zuge der Migration können massive Rekonstruktionen der Geschlechtlichkeit stattfinden. Diese Prozesse lassen sich jedoch nicht eindeutig als "Befreiung" oder "Zwangsverstärkung" beschreiben. Ob beispielsweise Frauen dabei ein mehr an Selbstbewusstsein und Freiheit im familiären Kontext gewinnen oder nicht, hängt sehr von der konkreten Ausgestaltung der Lebenssituation am Zielort der Migration ab und ist darüber hinaus immer in Verbindung mit der Geschlechterstruktur am Herkunftsort zu sehen. Um diese Prozesse differenziert zu betrachten, ist eine Auseinandersetzung mit unseren Bildern zu "Weiblichkeit" und "Männlichkeit" notwendig. Damit verbunden ist die Forderung, sich auf die Erfahrungen der Migrantinnen und Migranten selbst einzulassen.

Steffi Holz

**EXPERT GROUP MEETING ON INTERNATIONAL
MIGRATION AND DEVELOPMENT IN
LATIN AMERICA AND THE CARIBBEAN**

Population Division

Department of Economic and Social Affairs

United Nations Secretariat

Mexico City, 30 November – 2 December 2005

**WOMEN, GENDER, AND INTERNATIONAL MIGRATION ACROSS AND
BEYOND THE AMERICAS:
INEQUALITIES AND LIMITED EMPOWERMENT***

Patricia R. Pessar**

* The views expressed in the paper do not imply the expression of any opinion on the part of the United Nations Secretariat.
**Yale University, USA.

A. MIGRATION AS A GENDERED PHENOMENON

In the last several decades, scholars from different disciplines have employed a variety of qualitative and quantitative methods to identify, explore and explain how gender shapes human life in all its phases. Gender is the meaning people give to the biological reality that there are two sexes. It is a human invention that organizes our behavior and thought, not as a set of static structures or roles but as an ongoing process (e.g., Hondagneu-Sotelo, 1999; Lorber, 1994; Ortner, 1996). The act of bringing gender centrally into migration studies represents an attempt to remedy many decades during which migration scholarship paid little attention to gender. The field had eschewed female migrants owing to the widely shared assumption that women (and children) migrate to accompany or to reunite with their breadwinner migrant husbands. Beginning in the 1970s, the dearth of research on women was replaced by a flurry of historical and contemporary studies that took women migrants as the primary subject of inquiry; many other studies incorporated “gender” by inserting the variable of sex into their quantitative data collection. More recently, poststructuralist scholars have argued against comparing males versus females and their corresponding gender “roles” for a more dynamic and fluid conceptualization of gender as relational and situational. In everyday life and even in many scholarly circles gender operates so “naturally” that it may easily escape our awareness. To measure its effects we must first see gender operating, as this paper on international migration across and beyond the Americas sets out to do.

B. THE FEMINIZATION OF MIGRATION

For at least one-half century women have made up the majority of internal migrants in Latin America and the Caribbean. This has been the result of both gendered transformations in agriculture alongside the precipitous decline in women’s craft production, on the one hand, and heightened demand for female urban workers, on the others. Latin American and Caribbean women have participate in interurban migrations, temporary, in rural-rural migrations, and in the increased female employment in export-oriented agricultural production and in manufacturing (Arizpe, 1977; Beneria and Roldan, 1987; Fernández-Kelly, 1983; Carillo and Hernández, 1985; Recchini de Lattes, 1988; Oliveira and Roberts, 1993; Ellis and others, 1996; de los Reyes, 2001). Whereas in the 1960s and 1970s, single women predominated among internal migrants, the economic crisis of the 1980s has propelled married women with young children into the labor force as well (Aziza, 2000; de Oliveira, 1990). Many of these women have elected to migrate internally in order to be able to continue to care for their families locally (Escobar and others, 1987). Others have made the difficult decision to migrate internationally and to pass on childcare responsibilities and other domestic duties to stay-at-home partners, kin, and paid domestic servants (Ortega, 2001; Aymer, 1997; Hondagneu-Sotelo, 2001). Thus, in Latin America and the Caribbean where today some 25 million people reside outside their countries of origin, the decades-old predominance of women as internal migrants is being complemented by growing numbers of female international migrants who cross borders within the Americas and beyond to Europe.

Since the 1980s women and children in Latin America and the Caribbean have been particularly handicapped due to cut backs in government programs for education, housing, and health care. Moreover, austerity and structural adjustment programs have exacerbated poverty and greatly increased levels of unemployment. In this environment, single and married women have increasingly been tapped to shoulder the burden of their households’ survival (ECLAC, 1995; Repak 1995; Sorensen and Olwig 2002; Sassen, 2002; Woo Morales, 2001). Export-oriented and subsistence agriculture, informal work, employment in export-processing zones, sex work, and emigration are strategies that many women have adopted.

For those engaged locally in the proliferating sector of export-processing manufacturing—out-migration may be but a step away. Studies show that the higher the percentage of women working in local manufacturing, the greater the chance that any one woman will emigrate abroad (Massey and others, 1998). Economic need, reinforced by knowledge of global workplace

culture, the development of work-based, transnational social networks, and exposure to first-world commodities create a powerful mix of incentives. After years of virtual disregard for the ways in which social networks and migrant social capital are gendered, we are coming to appreciate how extremely gendered social networks are. As pioneering research in Mexico has proven, many women have had to wait for the development of more female-centered networks to embark on a project of outmigration (Cerutti, 2001; Curran and Rivero-Fuentes, 2003).

In speaking about women and export-oriented manufacturing, I would be remiss were I to neglect to mention the growing incidents of femicide within such nations as Mexico and Guatemala and along international borders. These murders have followed the establishment of neoliberal policies, heightened female labor force participation and male under-and-unemployment, and the tolerance of violence against women by certain Latin American governments (Wright, 2001; 1997). It is imperative that advocates of women's, workers', and migrants' rights join forces to ensure that femicides are no longer tolerated by governments and are eradicated from women's lives.

Sex work is another form of labor that has grown and internationalized. Research among female sex workers in countries heavily dependent upon tourism, like the Dominican Republic and Cuba, has documented how certain women approach their sexual labors as a means to forge transnational ties so as to continue to receive money, goods, and the most-coveted prize of all: an immigrant visa from foreign clients (Brennan, 2004; 2001). Latin American and Caribbean sex workers also migrate internationally within the Americas and to Europe (Kempadoo 1998). In formulating policies on national and international sex work, we must not confuse—as do many U.S. politicians-- a self-righteous morality with women's limited agency. We should also take care to distinguish between the victims of trafficking and those who elect sex work as a form of labor—seeking to eradicate the former while providing alternatives, protections, and rights for the latter.

My discussion thus far has privileged the economic conditions promoting female internal and international migration. For wives, single mothers, daughters and sons, gender and generational inequalities within migrant households and communities may prove to be important factors promoting migration as subordinated household members seek greater freedom over their mobility, productivity, consumption, and social life (Grasmuck and Pessar 1991; Hondagneu-Sotelo 1994; Vega Briones 2002). Migration can also be an escape from hetero-normative sexual constraints (Luibhéid, 2005; Cantú, 1999).

1. Gender and the Demand for Immigrant Labor

Gender also conditions migratory practices and policies within labor-importing countries in the Americas and Europe. These societies have also experienced restructuring in the face of global competition and the subsequent growth of deskilled, female-intensive industries, particularly in service, healthcare, microelectronics and apparel manufacturing. In the United States, Canada, and Europe, gender and race work together to render Latin American and Caribbean women more employable in these labor-intensive industries than their male counterparts. This outcome rests on patriarchal and racist assumptions that women can afford to work for less, do not mind dead-end jobs, and are more suited physiologically to certain kinds of detailed and routine work (Espiritu 1997). As a male production manager and hiring supervisor in Silicon Valley, California explained: "Just three things I look for in hiring [entry-level, high-tech manufacturing operatives]: Small, foreign, and female. You find those three things and you're pretty much automatically guaranteed the right kind of workforce. These little foreign gals are grateful to be hired—no matter what" (Hossfeld 1994:6).

In wealthier Latin American and Caribbean nations and in North America and Europe, the demand for international domestic workers has also boomed (Aymer, 1997; Ortega, 2001; Hondagneu-Sotelo, 2001). Although domestic service is considered to be a menial job, in many cases this female immigrant workforce possesses a relatively high level of education, as is the case with Peruvian domestic workers in Chile whose ranks include some 70 percent who have completed either high school or university education (Ortega, 2001).

Throughout the Americas and beyond the demand for foreign domestic servants has been spurred by an escalation in native-born female employment and the shortage of nationals available for domestic service alongside the undercutting of social welfare policies favorable to women and children. It is hardly surprising, then, that in Spain approximately half of all annual immigrant quotas have been designated for domestic workers. And a goodly number of these women originate from Latin America. Some have worried that such quota laws further ghettoize female migrants into “women’s work” by placing a priority on domestic workers. In light of such patterns, we might easily jump to conclusions about the “triple marginality” of migrant women as domestic help-- individuals who find themselves on the wrong side of the intersection of gender, race, and class. Paradoxically, certain advantages can accrue to the stereotype of domestic service as “women’s work.” First, it eases access for female migrants into a sector where job opportunities are proliferating. Research in countries like Italy and the United States shows that men commonly find their way into domestic service or landscaping by following on the heels of an already employed wife or girlfriend. Second, immigrant women in domestic service may have advantages over men with respect to citizenship and access to state entitlements, like social security. This is the case because immigrant domestic workers in such countries as Spain and Italy are more likely than men to have entered legally. Moreover, their records of stable and uninterrupted employment pave the way toward future citizenship. Finally, in these countries immigrant women’s organizations have been in the vanguard of efforts that demand that local governments deliver on promises regarding legalization, labor and social security protections, and health care (Calavita, 2006; Chell-Robinson, 2000; Ribas-Mateos, 2000; Rubio, 2003). These findings indicate that we must ask under what specific conditions of state recruitment and societal incorporation specific categories of women and men are differentially disadvantaged or rewarded, disenfranchised or mobilized (Pessar 2001; Mahler and Pessar 2001). Clearly, additive models of immigrant women’s oppression may not always be accurate or strategically useful (Calavita, 2006).

In light of the multiple gendered factors conditioning international migration, it is simply inexcusable for prestigious international entities like the recent Global Commission on International Migration (2005) to continue to release “universal” findings about the causes of migration which neglect to consider the important role of gender.

C. CHANGING GENDER IDEOLOGIES AND RELATIONS

1. Partners and Children Who Stay Behind

Migration studies often neglect the family members left behind. This leaves us at a loss to appreciate the new activities and responsibilities migrant household members may assume with the departure of husbands, wives, parents, brothers, and sisters. The scant research available for Latin America and the Caribbean focuses on wives who stay behind or the female kin who care for migrants’ children (Soto, 1987; Aymer, 1997). In light of the growing international feminization of migration and the departure of married wives and mothers, we need more research on the ways in which stay-at-home husbands and fathers adjust their masculine identities, practices, and domestic power dynamics to conform to this altered situation.

The literature that does exist on the stay-at-home wives of migrants reveals a mixed picture. Not surprisingly, the outcomes for women are conditioned by existing gender ideologies, the flexibility or rigidity of proscribed gender roles, family organization and post-marital residential norms. In those communities and family structures in which women are highly dependent on males and patrilocal residence prevails, women may find themselves residing with their husband’s kin, carefully monitored by them, and afforded little or no control over their movements, their income-generating activities, and the use of remittances. In such cases, outmigration may simply reinforce conventional gender ideologies and roles (Grasmuck and Pessar 1991; Georges, 1992; Goldring, 1996; Mahler, 1999). There are other cases in which women left behind—often as provisional household heads—are called upon to assume roles and tasks previously assigned primarily or only to men (Chaney and Lewis, 1980; Mummert, 1988; Kyle,

1995; D'Aubeterre Buzengo, 1995). These women may be obligated to initiate or increase income-generating activities to compensate for finances lost when men migrate or when remittances are erratic or insufficient. While these new responsibilities increase women's burdens, wives may also become sufficiently empowered to attempt to emigrate themselves, even against their spouses' wishes (Hondagneu-Sotelo, 1994). On the other hand, there are also instances in which women (commonly from more economically secure households) are forbidden by migrant husbands to work outside the home. In these domestic units local income generation is reduced, if not totally abandoned, and women and their children become wholly dependent on male migrants and remittances. These women, too, may balk at their reduced autonomy and heightened dependence, and develop strategies to migrate abroad (Grasmuck and Pessar 1991).

Although kin networks prove to be remarkably resilient throughout Latin America and the Caribbean, there are definite gendered and generational costs. These include stay-at-home wives abandoned by their immigrant husbands, what Judith Ennew (1982) calls the "grandmother syndrome"—elderly women charged with raising their children of their own immigrant offspring, and the practice of sending unruly children "home" to be raised by kin (Mahler, 1991; Guarnizo, 1997)

2. Remittances, Gender, and Development

The time is right to ask how gender shapes remittance flows, informal practices, and official policies. To date there are few studies that disaggregate remittances by the sex of remitters and senders or that, more ambitiously, offer comprehensive gendered analyses of their findings. To reveal why and how gender operates here, we require detailed analyses of who earns remitted income, what they are *not* spent on in order that they might be sent abroad and who is affected by this lack of spending, who transmits and controls the money and who benefits from the profits generated by these transactions.

Fortunately, there have been recent moves by international lending institutions like the Inter-American Development Bank and the United Nations International Research and Training Institute for the Advancement of Women (INSTRAW) to develop a more gender-based approach to remittances. These developments are both promising *and* troubling. Despite these organizations' efforts, the conversation among policy makers in general revolves around the "productive" uses of remittances and how to promote them. These officials decry the fact that the bulk of remittances are spent by recipients on purportedly "unproductive" purchases such as food, shelter, clothing, and education. Their goal is to increase the percentage of funds that are saved, not spent, so that the capital might be invested.

Gender seeps subtly into a seemingly neutral notion of "productive" versus "unproductive" uses of remittances. The value of capital investments for socioeconomic development is undeniable. Yet, these discussions often fail to adequately engage the situation of actual remittance recipients—families that are frequently headed by women. One wonders why these families should be singled out for disciplining when what they receive barely meets the needs of their dependents, particularly given that remittance streams can be paltry and irregular. Is it appropriate to not characterize as "productive" expenditures on children's nutrition, education, and welfare? Is there a less gendered rhetoric that might be substituted? And should recipients of remittances be disproportionately burdened with the responsibility for the development of home country economies? Why not invest as much or more effort in lowering interest rates offered by financial institutions in remittance-impacted countries, institutions that in many if not most cases are controlled by and have harnessed credit largely on behalf of male elites? Investing in banking the unbanked, through building branches in communities where remittance recipients live, might be a productive strategy (Mahler and Pessar, 2006).

3. Transnational Migrant Households and Immigrant Mothers

The myth of the sole or primary male breadwinner continues to hold weight throughout the Americas and beyond. It serves the interests of employers who use the myth to legitimate paying women lower wages than men—75% less throughout Latin America and the Caribbean

(Grynspan, 2003). It benefits husbands of working wives who continue to pass on major responsibilities in childcare and housework to their wage-earning wives, and perhaps also, to a migrant maid and nanny. And, the myth of the sole or primary male breadwinner benefits male leaders of states and ethnic communities. They discipline wives and daughters to view wage employment and "public" lives as incompatible with their primary duties to uphold patriarchal national honor and ethnic traditions largely within the confines of the household.

Nonetheless, such ideology about gender roles flies in the face of everyday practice. Worldwide, one-fifth of all households are headed by women; and one-half of all women between ages 15 and 65 are engaged in paid work (Hochschild, 2002: 19; Ehrenreich and Hochschild, 2002: 6). Reconstituted gender ideologies are clearly in order. These must acknowledge women's large-scale labor force participation worldwide. They must also envision "the family" as composed of both multiple breadwinners of both sexes and variations in forms of parenting, including transnational mothering (Hondagneu-Sotelo and Avila, 1997). In regions like the Eastern Caribbean where there has been a long history of female-headed households and female internal and international migration, masculinities and femininities already incorporate these notions (Aymer, 1997). These ideological constructs must be disseminated more widely and retooled accordingly to ensure that transnational migrant households and transnational migrant mothers are not the objects of disdain and stigmatization. Finally, new ideologies must recognize that many global businesses rely on female labor, as do those poorer nations that benefit tremendously from women's sizeable remittances.

Research in labor-exporting countries has shown, not surprisingly, that children of immigrant mothers do best when their mothers' sacrifices and contributions are affirmed both privately and publicly, when a stable core of caregivers is in place, and when routine contact with mothers abroad is maintained (Aymer 1997; Parreñas 2002). Unfortunately such flexibility has been undercut of late, especially for undocumented women in North America and Europe. Concerns about unprotected borders have led to a more stringent policing of national borders and to the accompanying elevation in fees for "professional" border crossers and visa brokers. Although a few years ago undocumented Mexican and Central American female workers in the U.S. might have taken periodic trips back home to reunite with family, today these reunions have become riskier and far less frequent. We can hear the anguish such separation instills in the words of a migrant mother who cares for other women's children. "If I had wings, I would fly home to my children. Just for a moment, to see my children and take care of their needs, help them, then fly back here to continue my work" (Parreñas, 2002: 42).

Among the most progressive critics are those who view the plight of migrant mothers and their children as a human rights issue. They draw our attention to Article 9 of the United Nations Declaration of the Rights of the Child (1959) that states, a child "should grow up in a family environment, in an atmosphere of happiness, love, and understanding [and] not be separated from his or her parents against their will." Ironically, just at the moment when free trade proponents are celebrating globalization and transnationalism, nation-state borders have become very real obstacles to many immigrant women who given the appropriate circumstances would want to be reunited with their children. "Demanding the right for women workers to choose their own motherhood arrangements would be the beginning of truly just family and work policies, policies that address not only inequalities of gender but also inequalities of race, class, and citizenship status" (Hondagneu-Sotelo and Avila 1997:568).

4. Gender Ideologies and Relations When Men and Women Cross International Borders

When men and women migrate internationally they are confronted with alternative gender ideologies, institutions, and practices. This encounter can lead to varied (and mixed) outcomes. They include: challenges and renegotiations of pre-migration gender ideologies, beliefs, relations, and practices; a wider acceptance and consolidation of counter-hegemonic gender regimes, which were available prior to departure; and the reproduction, if not intensification, of original gender beliefs and norms.

Although immigration is surely not a panacea for women's empowerment, research does point to certain consistent gains. Within households, Latin American and Caribbean immigrant women have often been able to use their wages and increased access to state services as leverage to attain more control over household decision-making, over personal and household expenditures, and over spatial mobility. Many studies also document greater male participation in household and childcare responsibilities, albeit not approaching real parity. In one study that attempted to track these changes, Pierrette Hondagneu-Sotelo (1994) found a direct relationship between the pattern of family migration and how gender relations and domestic work were negotiated. In instances of "stage migration," when men migrated first and resided abroad for years before their wives joined them, the men learned household tasks and were more willing to assist their spouses when the two were reunited in the United States. Conversely, when the family emigrated as a unit, the man generally expected his wife to replicate pre-existing gender practices, and many wives, including those who worked outside the home, acceded to these wishes.

If international migration often leads to an improvement in women's status, the opposite can hold for men who commonly experience a decrease in relative authority and privilege within households, workplaces, and the wider community (Foner 1978; Eastmond, 1993; Margolis 1994; Hagan, 1994; Peña, 1991; Menjivar, 2000). These contrasting gendered outcomes often condition immigrants' orientations to settlement versus return. Research with Mexican, Dominican, Salvadoran, Jamaican, and Haitian immigrants in the United States reveals that women are more likely than men to pursue strategies to prolong their residence and attempt to reunite family members abroad (Pessar, 1986; Guendelman and Perez-Itriago, 1987; Foner, 1987; Guarnizo, 1996; Mahler, 1997; Fouron and Glick Schiller, 2001). In her research with Mexican immigrants of rural backgrounds, Luin Goldring (1996) found that women were reluctant to return to Zacatecas, Mexico because they reasoned they could not easily find waged work outside the home, would not have access to time-saving technology, and would be given less license to participate in community organizations. The women also perceived that their children would receive better educations and employment opportunities in the United States.

Among Mexicans and many other Latin American and Caribbean populations, men often develop transnational ties that will facilitate a speedier and smoother return. In certain cases, like Mexican migration, men may be assisted by state officials. Research on Mexican hometown associations (HTA's) and on Mexican local, state, and federal officials has revealed a definitive male bias. Migrant women play essential roles in the fundraising necessary to initiate development projects in their hometowns. Yet, they typically are deprived access to the increased power and social capital that accrue to male hometown association participants because decision-making and project implementation are perceived as male prerogatives, both by the men in the associations and more importantly by government officials who co-sponsor and shepherd the projects to fruition (Goldring, 2001). Fortunately exceptions do exist such as the an initiative in the town of Tendeparaqua in which HTAs and the government worked together to purchase sewing machines, train female workers, and arrange for these women to market school uniforms to the State (Orozco, 2003). When immigrant women who participate in immigrant associations are relegated to the roles of party planners, cooks, and beauty queen contestants, they are marginalized from the rewards of transnational citizenship, and they may become even more committed to a strategy of permanent settlement abroad (Jones-Correa, 1998 ; Goldring, 2001).

D. GUATEMALAN REFUGEES AND GENDER PARITY WON AND LOST: A CASE STUDY

Examples from Latin America, the Caribbean, North America, and Europe reveal that migration can be a vehicle for empowerment and broadened forms of citizenship. The following case study of Guatemalan refugees is a cautionary tale, however. It illustrates how gains in gender empowerment, especially with respect to citizenship, may be achieved in exile only to be squandered upon return.

Guatemalan refugees were displaced by a bloody war that raged for more than thirty-five years until an internationally brokered peace agreement was signed in December 1996. The insurgency was ignited by a grossly inequitable distribution of income and land, a brutal history of ethnic genocide and discrimination, and the elite's unwillingness to entertain peaceful

organizing around civil reforms and economic rights (Carmack, 1988; Falla, 1994). Initially, in the 1960s and 1970s, social activists were targeted for repression, disappearance, and murder. In the early 1980s, when such selective violence proved incapable of stemming popular reformist struggles, and at a time when some were even predicting the imminent victory of the guerrilla forces, the Guatemalan government unleashed its horrific Scorched Earth campaign. It targeted the western highlands and adjacent lowland areas. At least 100,000 civilians were killed and more than 400 villages razed. Some 150,000 to 200,000 people, the majority of whom were indigenous, fled to neighboring Mexico (U.S. Committee for Refugees, 1993).

Sometimes traveling in entire community groups, thousands of victims of the Scorched Earth campaign began crossing into Mexico in the early 1980s. Many settled in Chiapas, and it was this group that benefited from the Mexican government's agreement to recognize a subset of the Guatemalans as refugees. This group of 43,000 was permitted to settle in camps in southern Mexico, where individuals and families were assisted by the Mexican government's refugee agency, the Catholic Church, the UNCHR, and international NGOs (Aguilar Zinzer, 1991).

In many instances, refugee families had to rent the lands they lived and worked on from Mexican owners. Wages were needed both to pay this rent and to supplement the food aid received from the Mexican government and UNHCR. In the pursuit of wages, women found themselves at a distinct disadvantage. In Guatemala women had been able to contribute income as artisans and traders. By contrast, in the early years of exile, women found their access to local markets in rural Mexico severely limited. Similarly, wage work was generally hard to find, and the travel and lodging expenses for a couple and their children often outweighed the extremely low wages women were paid. As a consequence, women tended to be left at home by their wage-earning husbands (Billings, 1995).

Women's self-esteem plummeted as they became increasingly dependent upon male partners. In 1992, a 32-year-old Chuj woman lamented: "When I cry I say to myself, 'What a shame that I am a women.' If I weren't I could walk where I want and with money in my hand." And a 35-year-old Chuj stated: "We have no way to help ourselves. We can't go out and earn anything. We see the men. They can earn and we're dependent on them" (ibid: 174).

1. *The Creation of Female Refugee Subjects*

If in these early years of exile Guatemalan refugee women found themselves particularly adrift and needy, they were to meet up with representatives of an international refugee regime poised to acknowledge this condition and determined to turn it around dramatically. The women were extremely fortunate because, earlier and worldwide, most female refugees had encountered indifference on the part of local and international personnel charged with administering refugee programs (Martin, 1991). It was only in the 1980s that activists in the international women's movement managed to gain the attention of high-ranking officials of the United Nations and convince them to treat refugee women as persons with special needs and potentials. Consequently, in 1991, some forty years after the founding of the United Nations High Commission for Human Rights (UNHCR), U.N. guidelines for the Protection of Refugee Women were finally issued. This achievement followed on the heels of international feminist struggles and accomplishments, such as the proclamation of 1976-1985 as the U.N. Decade of Women and the 1985 Nairobi meeting in which refugee women first emerged as a special category of migrant (ibid). As the product of a progressive social movement, refugee *women* were refashioned as active subjects with specific needs, obligations, and rights. According to the 1995 Beijing Platform for Action: "The strength and resilience that women refugees display in the face of displacement is not acknowledged. Women's voices need to be represented in policy-making that affects them, including in processes to prevent conflicts before they result in the need for communities to flee (In Mertus, 1999: 125). And, more forcefully, the Women's Commission for Refugee Women and Children asserts: "[R]ather than seeing refugee women as *victims* who need to be protected, protection must be recognized as a woman's *right* (1992:4).

The fate of Guatemalan refugee women and men was significantly shaped by the convergence in time between their arrival in Mexico and this new construction of refugee women as rights-bearing subjects

who were poised for empowerment as women and as citizens of localities, nations, and the world community. As a UNHCR representative who worked with Guatemalan refugees observes:

[W]omen were singled out to implement small economic projects. Even when these were unsuccessful economically, [they] brought refugee women together. NGOs, UNHCR, and the women's organizations eventually approached their work with refugees with a defined agenda of empowering women as a necessary step to ensuring women's participation in creating durable solutions for themselves, their families, and the community (Worby, 1998b: 6).

2. From Female Consciousness to Feminist Consciousness

It is noteworthy that Guatemalan refugee women quickly moved beyond mere participation in modest income-generating projects to create a feminist organization, Mamá Maquín. The latter boasted some 8,000 members in its heyday. In the words of its leadership: "Our demands should not be reduced to small economic projects, but rather to become ourselves—active subjects, women with a consciousness about gender, ethnicity, and class—in order to participate in social and national projects where we women play an active role, side-by-side with men" (Billings, 1995: 261).

The founding of Mamá Maquín and the formulation of its feminist platform reveal a marked change in political consciousness. Many women made a transition from a "female consciousness," which places human nurturing above all other social and political requirements (Kaplan, 1982), and from actions based on "practical interests" (Molyneux, 1982) centered around family survival, to a "feminist" and "strategic consciousness" (Ibid). These women concluded that all struggles for equality must be connected to a broader, strategic struggle for women's rights. These were notions of female personhood, citizenship, and struggle that emerged largely in exile. While still in Guatemala, some of the refugee women had participated in progressive organizations such as Catholic Action and the Committee of Campesino Unity (CUC), as well as in various guerrilla movements (Sinclair, 1995; Hooks, 1993; Colom, 1998). Although these entities emphasized equity in ethnic and class relations, they were largely silent on matters of gender oppression and certainly did not see the fostering of feminist consciousness as central to their mission.

Although for many women a feminist consciousness was forged in exile, its roots go back to asymmetrical gendered relations that existed long before. For example, a young refugee woman reported during a workshop on human rights:

Before we left Guatemala, when I was 19 years old, I helped my father work the fields. If we didn't work hard enough he hit us. When this happened we had no right to question him or say anything. At home, the women had no right to speak nor to complain that there was too much work. It was worse in the community where only the men make community decisions. They thought that women were only there to have children and serve them. We had to put up with the drinking and hitting and people saying that women weren't worth the same as men. All of this seemed normal... Now it's different. We know that we have rights and that in order for these rights to be respected we have to carry out the struggle among all of us (Billings, 1995: 225).

Another woman told a representative of a Canadian-based international development agency:

Some people and agencies mistakenly see our indigenous communal approach, where both women and men participate in many tasks, as a sign that women have a sense of their value in the community. This isn't usually so. Women participate as part of the community but their self-esteem remains low... They don't realize the value of their own contributions nor their capacity to learn new skills and assume new roles (Arbour, 1995: 10).

As these remarks illustrate, the past was revisited in workshops on human rights, women's rights, and violence. Norms and practices that were previously naturalized were now denounced as forms of patriarchal privilege and violence that were no longer tolerable.

3. Violence to Bodies and Homes

In the 1970s during the initial phase of selective repression and violence in Guatemala, the army and death squads focused on popular leaders who operated in such arenas as community cooperatives, labor unions, and local government. These were sites that rural and indigenous Guatemalans perceived as “public” and “male.” Although women, either as activists or as close kin of male victims, suffered greatly during this initial phase, they became far more implicated and terrorized over the course of the government’s Scorched Earth campaign. In the early 1980s the state aimed to separate the insurgents brutally from their popular base. In practice, this meant destroying the quotidian infrastructure through such acts as massacring *campesino* families, and/or burning their homes and *milpas* (small farming plots). In these acts of broad-based destruction, the army invaded women’s “personal” spaces and denied them their most important role: to maintain *la lucha* (the struggle), i.e., what women must do simply to keep their families alive from one day to the next (Ehlers, 1990: 46).

The state-instigated intrusion into domestic space dissolved the appearance of a fixed divide between male/public and female/private spheres. This was an incursion steeped in ethnic and gender symbolism and fueled by patriarchal rage. Diane Nelson describes a “terrible intimacy” between Mayan and ladino (2001: 332). The latter’s vision of the nation evokes the power asymmetries embedded in the patriarchal nuclear family and imagines the nation as home: the ladino as father/husband, and the Maya as wife and mother. In the 1980s as the nation bled along class and ethnic lines, powerful ladinos struck out violently against their “wayward” and “disloyal wives.” During the attacks indigenous females were frequently raped and murdered. Other atrocities included ripping the unborn from their mothers’ bodies and smashing them against house beams and trees. There were also incidents of ritual burnings of indigenous women’s clothing; woven articles of dress (*traje*) that symbolized both women and their ethnic communities (Billings, 1995).

A willingness to imbue these searing experiences with alternative meanings and purpose is what many refugee women brought to their participation in human rights and women’s rights workshops. The following commentary about the Guatemalan organization of war widows, CONAVIGUA, applies equally well, to their refugee sisters in Mexico: “Their sense of “knowing,” of learning from each other’s experience, which was in conflict with ‘the [State’s official] truth,’ was continually being reconstituted, especially as patterns of violence against them began to emerge. [They queried] ‘If they say we are mothers who should be respected, and yet treat us and our daughters with rape and torture, who are these men who sexualize us, soil us, and degrade us?’” (Schirmer, 1993: 63).

In rights workshops the refugee women came to question first “the truth” and then the claimers of “truth.” They also came to challenge those “cultural” prescriptions that held that the home was female, private space. Some came to question why women’s authority in the household was subordinated to men’s and why they routinely blocked her participation in more formal public venues for decision-making. As one woman explained during a workshop on violence: “Indigenous men violate women’s rights, yes, but it’s not their fault. The rich have put that idea in their heads that women are only good for taking care of children. They say that a woman is only a woman when she’s in the house. But we women have no rights to decide what should be done in our homes, and then in our country we women have no rights to decide or to participateNone of us knew our rights so we weren’t able to defend ourselves” (Billings, 1995:223-234).

In the spirit of “defending themselves” and claiming rights from a patriarchal state, the rich, and male family members and neighbors, thousands of Guatemalan refugee women in camps in Mexico joined women’s organizations, such as Mamá Maquín, Madre Tierra, and Ixmucané.

4. Refugee Camps and Multiple Constructs of “Home”

The patriarchal household was one among several manifestations of “home” present in the camps. Others included camps as reenactments of home communities, and camps as international, global villages.

Each alternative had its own gender dynamic. Each also placed specific constraints, and afforded distinct opportunities for, women's empowerment.

For the most part, domestic units were configured according to the norms of the heterosexual, patriarchal family. While women were assigned to *la lucha* of ensuring their household's basic subsistence, their duties were significantly lightened by the food aid, technology (e.g., electric corn grinders), and income-generation projects available in the camps. Indeed, women commented that these supports freed up their time and enabled many to participate in women's organizations and to attend workshops. Moreover, given the close physical proximity of households, camp residents were well aware of those men who forbade their female kin from participating in these initiatives. Not infrequently, more receptive senior men would be dispatched to counsel reconsideration. Although certain female refugee leaders and administrative staff endeavored to increase gender parity within domestic units, definite constraints were placed on their actions. Consequently, after a group of women urged that problems of domestic violence within refugee households be publicly aired and redressed, they were rebuked by other women and men who insisted on focusing solely on state-orchestrated violence (Billings, 1995).

Camps also come to represent local communities left behind. For example, individual camps were given the names of indigenous Guatemalan communities, and refugees struggled to maintain Mayan practices that had been outlawed in Guatemala by the occupying army (ibid). Camp life—like local communities—retained highly masculinized features. Only men held positions as *representes*—leaders who coordinated all facets of camp life and served as community spokespersons. Males also predominated among the camps' *promotores*, overseers of such essential activities as food collection and distribution, medical assistance, and education. Men filled the ranks of the Permanent Commission, the refugee body chosen to negotiate the terms of an organized and collective return to Guatemala. Finally, male *responsables*, guerilla organizers and spokesmen were highly influential in all camps.

Acting on behalf of the larger guerilla organization, the *responsables* pressed refugee women to create separate women's organizations. With the Cold War receding and external funding for their cause greatly reduced, guerilla leaders viewed this new interest in refugee women's projects and organizations as a windfall. While it is the case that guerilla leaders had earlier refused to include gender equity within their political platform, the men's actions were not entirely manipulative of women. Rather, the overture by international donors created an opening for certain women within the guerilla organization to advance their long-frustrated goal to foreground gender among the other forms of oppression to be eradicated. Indeed, some of the earliest members of Mamá Maquín were women who had become disaffected by the movement's failure to address patriarchal privilege and female combatants' special needs (e.g., as pregnancy and childcare) (Pessar, 2001).

The third manifestation of home present in the camp setting was a supranational formation akin to the global village. Here, officials of Mexican, intergovernmental, and nongovernmental organizations frequently encouraged Guatemalan refugee women to imagine and fashion modes of belonging and participation that included full membership in local, national, and transnational collectivities, such as those linked to human rights, women's rights, and indigenous rights. Not infrequently, women were introduced to values and expectations about gendered citizenship that contradicted those operating in households and ethnic communities. For example, women were urged to move well beyond the household; yet in doing so, they challenged common beliefs that females who routinely interacted with nonfamilial men (especially at night) were prostitutes or witches (ibid; Burgos-Debray, 1984).

In the camp-as-global village, refugee women and men were exposed to a universal language of human and women's rights. For example, women who attended workshops on women's rights were given instructional brochures that contained line drawings that simply, but eloquently, positioned indigenous, Guatemalan women—with their subordinated quotidian lives—alongside official national and international legal documents. One brochure, for example, shows a musing indigenous woman who asks, "What is my reality? Beneath a picture of men attending a public meeting, she is instructed, "Public positions are almost always held by men, based on the inequality between men and women. This impedes our participation." She counters, "And how could it be?" The question is "answered" by an accompanying drawing of women proclaiming, "We win!" And beneath it is article 7-8 of the U.N.

Convention to Eliminate Discrimination Against Women (CEDAW), which reads, "All countries should take measures such that women participate in political life equally with men" (Billings, 1995: 285). In another example, on International Women's Day, pamphlets were distributed in the camps stating, "All of us women have the right to struggle for equality, which is a human right. We take our example from Rigoberta Menchú, who won the Nobel Peace Prize in 1992, who struggles for the indigenous and for human rights" (ibid: 278).

The discursive elements contained in these and scores of other similar texts belong to that globalized genre of meanings that Arjun Appadurai calls "ideoscapes." By this term, he refers to the traveling concatenation of tropes "that are often directly political and frequently have to do with the ideologies of states and the counterideologies of movements explicitly oriented to capturing state power or a piece of it" (1996: 36). The ideoscapes refugee women were exposed to exhorted them to widen their horizons, and to stake claim to "pieces" of local and state power that unbeknown to them, were already legitimately theirs. As women came to weave new tropes of human rights and women's rights into the *testimonios* (testimonial accounts) they delivered publicly in camp workshops, in encounters with international visitors, and at international conferences they seemed to confirm Ruth Lister's claim that, "We are today witnessing the emergence of a global civil society, in which women are playing a central role (1997: 18).

Women's participation in global civil society was certainly facilitated by their residence in a supranational formation that operated as a transnational entrepôt. Through the comings and goings of internationals and owing to the presence of modern technology, the refugees experienced a marked quickening in the pace and intensity of movement and communication across space, as well as the geographical stretching out of social relations (Massey, 1994). Such time-space compression did not similarly affect all who lived in, or passed through the camps. Nor did all benefit equally from its potentials. Employing the concept of "the power geometry," Doreen Massey observes: [D]ifferent social groups, and different individuals are placed in very distinct ways in relation to these flows and interconnections...[M]obility, and control over mobility, both reflects and reinforces power" (1994: 148, 150).

In the case of Mexican refugee camps, the refugees and the internationals differed greatly in their mobility, in their access to transnational flows of people, ideas, commodities, and services, and in their control over the content and directionality of these flows. Clearly, the internationals held the reins of power—a hard lesson the refugee women would learn when they returned to remote communities in Guatemala, still needing the aid of their international supporters. Refugee women and men also differed with respect to their patterns of mobility and control over flows of information and resources. Female leaders concentrated on travels to and contacts with grass-root supporters in North America and Europe. By contrast men, as guerrilla fighters and representatives of returnee groups, directed their actions more toward Guatemala and toward formal bodies like the UNHCR, the Guatemalan state, and the guerrilla organization, the Guatemalan National Revolutionary Unity (URNG). This division of labor would have profound impacts later on the lives of returnee women and men, as well.

5. *The Supranational Meets the National: The Abandonment of Refugee Women*

The limitations for women of supranational forms of citizenship became clear when the refugees entered into formal negotiations regarding their collective return. At this juncture the refugees' key political interlocutors became officials of the Guatemalan state. When crucial matters of gendered citizenship within the context of the nation-state were at issue, both the male refugee leadership and the women's previously stalwart supporter, the UNHCR, failed them miserably.

Despite women's objections, men totally dominated the ranks of the Permanent Commissions, the elected body charged with negotiating, alongside representatives of the Guatemalan and Mexican governments and officials of the UNHCR, the terms of the refugees' collective return (Billings, 1995; Morel, 1998; Worby, 1998a).¹ UNHCR assumed a key role in financing the activities of the Permanent Commissions and had it so chosen, it might have asserted financial leverage to insist upon and facilitate a greater role for women. In an extremely frank admission, Terry Morel, a UNHCR representative who

worked closely with the refugee women in Mexico, publicly decried this failure of political will when she wrote:

Initially UNHCR did not take up the matter of women's participation in the representational structures responsible for the refugees' return. I am daring enough to state that this owed to our institutional difficulty in immediately defending the rights of women within traditional spaces of power. [Although we financed the representatives during their negotiations,] we never questioned the absence of women. This means that we [actually] fortified male leadership at the expense of the women's organizations (1998:16).

An unprecedented feature of the October 8, 1992 Accords was the Guatemalan government's agreement to help refugees recover lands occupied by others, and to obtain lands for all landless adult refugees. Although they had not been present during the negotiations, women militated for joint ownership of these properties. They did so only after analyzing the extreme vulnerability of women (and their children) who were abandoned by their partners and often deprived of the families' land and belongings.ⁱⁱ As Mamá Maquín's leadership opined:

We realized that women who were married or in common law unions were not taken into account in regards to the right to land, [o]nly men, widows and single mothers....That is when we decided to fight for the right to be joint owners of the land for our own security and that of our daughters and sons, so that we will not be left out in the street if the man sells the land or abandons his partner. This also means recognizing the economic value of the work that we carry out in the house and in the fields (cited in Worby, 1999:1).

There were early signs that these demands would not be easily met. With all the controversial concessions the Permanent Commission sought to extract from Guatemalan authorities, the provision to provide women explicit rights to land was hardly an item that the all-male negotiating team was eager to press. Indeed they only did so, at the last moment, to placate an insistent female UNHCR official.

While this was a victory of sorts, female returnees have faced a host of obstacles in their attempts to have this concession formally institutionalized. First, the majority of male returnees failed to make good on their pledge to support the women's access to land titles. As one man explained to me, when I asked if his wife was officially registered as a co-owner of their land in the Ixcán Grande community of Los Angeles: "Why should she be? My name is there on the title, and I represent her and our children." In fact, it took me several tries before this man even understood the gist of my enquiry. His initial bafflement, and subsequent remarks, underscore how deeply entwined are notions of Mayan masculinity, patriarchal authority in the household, and control over land in highland peasant communities (Wilson, 1995). The male returnee leadership similarly reneged on its promise to joint ownership: a guarantee which some observers believe was extended in an opportunistic fashion to take advantage of international sympathies for the indigenous Guatemalan women, and to gain international support for the overall return and its provision for land (Worby, 1999).

If returnee men developed social amnesia regarding their agreement to extend women co-ownership of land, so too, did Guatemalan state officials. As a UNHCR official explained to me, "Government authorities and government lawyers have never 'understood' the need for this initiative. Consequently, they have thus far refused to design and implement administrative policies and practices to facilitate joint ownership of land."ⁱⁱⁱ Although correct, I would suggest that this noncompliance had deeper, more troubling roots.

While the refugees in Mexico were involved in fashioning gender relations in a somewhat more equitable fashion, many of their counterparts back in army-controlled villages were experiencing a hardening of patriarchal values and norms. Guatemala, a nation at war against guerrilla insurgents chose the familiar path of equating masculinity with patriotism and national belonging (see Yuval-Davis, 1997). Thus, indigenous males--who before the violence, had been largely disparaged and forgotten by the state--were now "rehabilitated" as patriots. That is, as long as they agreed to serve in the army or in the ubiquitous civil patrols. In this capacity, indigenous men were charged with protecting rural communities and the Guatemalan nation against the guerrilla enemies of the state. Even women were drawn into highly masculinized displays of loyalty. For example, in a community in the department of Alta Verapaz, the local representative from the army's civic affairs office ordered all the village's women and children to

line up in front of the Guatemalan flag post in the main square. As one observer wrote: "In what appeared to be a well-rehearsed pantomime, the women, all of them dressed in *traje* (indigenous dress), flung themselves reluctantly forward, feigning combat against a non-existent aggressor, their imaginary rifles poised in empty, outstretched arms" (Americas Watch, 1986: 17).

In other communities women were required to obtain passes from the army to travel to local markets and they were transported there in army trucks. In this way masculine discipline and policing were imposed on a set of practices and public spaces in which women had, until recently, experienced a far greater degree of control and autonomy (Ehlers, 1990; Bossen, 1944). Upon return, refugee women bumped up against the norms and practices of this highly-masculinized regime when they requested that government authorities make good on their promises to the organized women.

6. *Returnees and the Guatemalan State*

For over a decade, then, Guatemalan officials had invested heavily in the production of nationalistic, state-surveilled, rural citizens and localities. In the mid-1990s they confronted thousands of already-suspect Guatemalan nationals^{iv} returning home along with an entourage of U.N. officials, international accompaniers, and international donors and NGOs--all eager to build civil society. Indigenous women, including Rigoberta Menchù, were showcased. Government officials might well have envisioned the need for a "strong-armed" approach to reimposing the state, along with its highly masculinized practices, on the returnees. Paradoxically, though, in many cases it was the returnees who were the instigators of a closer relationship with the state. This was often the case because--as a consequence of their experiences in exile-- both returnee women and men came to view themselves as full Guatemalan citizens and modern subjects who had grown used to the amenities and up-to-date transportation, communication, and social services they had enjoyed in exile.^v The challenges the returnees faced was to make their rural communities conform to these new subjectivities, and to do so they turned increasingly to the Guatemalan state. They needed government officials to help them litigate land conflicts with "recalcitrant" neighboring (non-returnee) villages, and to obtain such modern amenities as roads, electricity, and licensed teachers (Stepputat, 1997).

In this modernizing project, the state found a formidable ally in the *male* returnee leadership. This new alliance posed significant problems for returnee women, however. In exile, it will be recalled, women had little success in penetrating male-dominated, local and national power structures. Moreover, their allies were often representatives of the very transnational entities--such as, U.S. solidarity groups--that the state distrusted and sought to marginalize. The problems certain refugee women have experienced are illustrated in the case of the Ixcán Grande Cooperative--home of a large number of the returnees.^{vi}

a. *Returnees to the Ixcán Grande Cooperative*

The Ixcán Grande Cooperative (IGC), located in the tropical lowlands of northern Quiché, had been one of the most progressive communities in all of Guatemala.^{vii} The five communities that comprise the IGC were sites of early guerrilla organizing in the 70s, and of brutal state-orchestrated violence in the 80s. Many members of the cooperative were murdered, joined the guerrilla, or were forced into exile (Falla, 1994). The cooperative's male leaders were among the earliest and most influential authorities in the Mexican refugee camps; and many served as representatives in the Permanent Commissions. It is thus with great dismay that Guatemalan, and international supporters watched these male leaders make common cause with "the enemy". For example, with the blessing of government officials and military authorities, male (returnee) leaders have actively pursued a brand of development that involves attracting foreign oil interests and privatizing cooperative lands (Davis, 1998).

In 1997 as part of a move aimed at consolidating power and at removing all challengers, the IGC's male leadership accused the members of Mamá Maquín of being guerrilla sympathizers. In flagrant violation of the provisions for free association in the Peace Accords, the cooperative's leaders declared "illegal" any group like Mamá Maquín that held meetings in the community without their permission. This threat was soon followed by the burning of Mamá Maquín headquarters in the Ixcán Grande community of Pueblo Nuevo. Reflecting on the refugees' years in exile, Paula Worby has written:

"[Once] the women began to take charge of their own organizations and conscious-raising to demand visible and formal roles in decision-making, this may have been perceived by men, consciously or unconsciously, as overstepping the acceptable limits they had prescribed for women's roles" (1998b: 10). What likely constrained male leaders from retaliating against the "uppity" women back then were, of course, the resources organized women obtained from international donors and the public relations benefits all the refugees accrued in international circles from images of fully-participatory refugee women. In the burning of Mamá Maquín's headquarters--a flagrant act of erasure directed at the women's only public space within the community--we find sad evidence that once the refugees had returned home and their male leaders had allied themselves with the state, women's "visibility" was no longer needed nor even tolerated.

Although the men sought to disenfranchise the organized women, the leadership of Mamá Maquín based in Guatemala City had other plans. They still believed in their power within the international "community" and, accordingly, sent urgent faxes addressed to "the Guatemalan government," "the people and governments of the world," "the national and international press," and "the popular movement in general." They hoped that international supporters would--as in the past-- support them decisively in their latest struggle. Instead, very little if any effective pressure was brought to bear.^{viii}

Reluctantly, then, in the late 1990s many of the members of Mamá Maquín in the Ixcán Grande communities succumbed to the intimidation of the male leadership and to the urging of their husbands to drop out of the organization completely (Worby, 1998a: 9). In the cooperative community of Los Angeles, Mamá Maquín had been entirely replaced by a women's development committee that was controlled by the male leadership (the directorate); as one man explained, the directorate comes up with the ideas for women's projects and "write up the requests, and then we get the women to sign them."^{ix}

The weakening, if not total abandonment of Mamá Maquín was not the only political loss these returnee women endured. Contrary to the women's understandings prior to their return, only men and widowed women have been granted titles to communal land. Membership to the communities' official governing board is determined by ownership of these titles. Thus once again, women with partners have found themselves excluded from full citizenship within their communities. Under such unfavorable circumstances, women have seen their interests trampled upon. In one particularly egregious case, the male directorate exacted a far more severe punishment on a man who had stolen a cow than on another who had raped a female member of the community.^x

b. *Certain Gains Remain*

To end on such a resigned note would be inaccurate and misrepresent the overall struggle that many refugee women and men remain committed to. If we accept the feminist precept that "the political" resides in all cultural and social relations and domains, then women seem to have made their greatest strides in the micro-politics of the household and kinship spheres--not within community politics, as they had anticipated prior to their return (Mamá Maquín/CIAM, 1994). In Los Angeles and Chaculá (Huehuetenango), the two returnee communities I have studied,^{xi} several couples pointed with pride to such practices as equity between partners in household budgeting and in reproductive decisions. They also noted the reduced incidence of domestic violence against women and their greater spatial mobility. It is striking that the majority of the interviewees in both communities employed a human rights discourse when they described more equitable gender relations in their own homes. Evaristo López Calmo, a 30 year-old Mam resident of Chaculá reflected:

In the old days when a couple married the woman became the property of the man. In this way he dominated all the decisions because he was the head of the household. And that's what we were taught from the time we were little; but then the situation changed.... In exile the women learned that they had rights equal to men. There's no difference. Before we never practiced this, women were treated like animals.... Now when I earn money I don't put it in my pocket like my father did. I bring it to the house and my wife and I decide together how to spend it.^{xii}

And Petrona López García explained:

It used to be that the woman is a woman and the man is a man. She has to feed him, wash his clothes, care for him; and while he's in bed resting, she's there working until 8 or 9 at night, still giving and giving. But [Mamá Maquín] taught us that the woman has ten fingers and the man has

ten fingers....It's not that the man is worth more or the woman worth more; they're equal. My husband gives me liberty to work in whatever job I choose.^{xiii} Now this seems strange to those who remained behind in my village....Even my own mother says to my husband, "Aren't you afraid she will find another man and do bad things because you allow her to go wherever she pleases?"^{xiv}

Although many women and some men in both communities publicly expressed consternation over the women's failure to participate more fully and equally in the community's political and economic affairs, these individuals did hold out hope for the future. They pointed admiringly to their daughters who have higher education levels compared to other Guatemalan rural girls, and who have often chosen to marry later and/or delay childbearing in order to pursue their educations or careers. In writing about such practices, Worby concludes: "In this way they are varying the roles played by women and subsequently increasing recognition among men as to their different capabilities" (1999:6).

Finally, over the course of the last decade as Guatemalan rural communities have absorbed the shocks of the nation's structural adjustment program and the lack of competitiveness of its traditional agricultural commodities in world markets, many returnee women have had to reassess their thinking about the family and local communities. The women's discourse and practices have modulated, no longer focusing so insistently upon patriarchy as a primary source of women's oppression. Instead they more freely acknowledge that families and local communities are sites of protection from, and resistance to, global capitalism and national forms of class and racial oppression. It is in this spirit that the current leadership of Mamá Maquín has developed a program to educate rural communities about the dangers of globalization and Plan Panama and to enlist women and men collectively to analyze the local and national impacts of these new developments. Although there is a gender component to this educational program (e.g., the current and growing demand for female workers in export-processing industries) gender is not foregrounded. The dilemma confronting these returnees, and many other poor women in Guatemala, is to defend and hold together their families and communities, while attempting gradually to reform those gendered norms and practices that continue to disenfranchise them.

The fact that international governmental and non-governmental organizations, which labored so effectively to empower Guatemalan refugee women in exile, failed to sustain these efforts once the refugees returned home was a great opportunity lost. Its consequences not only redound to refugee women and men but to all Guatemalans.

CONCLUSION

It is heartening that the United Nations has elected to focus its energies and resources on the pressing global challenges associated with contemporary immigration and refugee displacement. Moreover, the fact that I was asked to write a paper on women and gender reveals that a growing number of researchers and policy makers acknowledge that migration is a gendered phenomenon. Having said this, I would hope that very soon this kind of free-standing paper on women and gender will become unnecessary. This will occur when there is a shared understanding that *all dimensions* of migration are fully gendered, and when we agree that gender-free methodologies, data sets, and analyses represent impediments to our overall research and policy goals. The challenge for policy makers and immigration advocates is to translate our gendered research findings into best practices (see United Nations, 2005).

Gender equity is a crucial dimension of democracy, social justice, sustainability, and the eradication of social inequality. As currently constituted migration within and beyond the Americas is sustained by, and benefits from, gender inequity. There are, however, a few countervailing trends wherein migration has contributed to women's empowerment within households, communities, and supranational coalitions. It is these countervailing trends that must be celebrated, solidified, and repatriated successfully back home.

Although there is a fine and growing body of research, both quantitatively and qualitatively-based studies are needed to assist policy makers to recognize and address linkages between gender equality and international migration within and beyond the Americas. Among those questions necessitating fuller answers are:

- What are the factors that cause individuals regardless of gender to migrate internationally, and what are those factors that are gender specific? To what extent has the global increase in female labor force participation and in gendered recruitment patterns by governments and private actors changed the gender composition and origins and destinations of contemporary immigrants?
- To what extent does the feminization of migration reflect and exacerbate gender inequalities rather than contribute to greater gender parity? How are these outcomes influenced by such additional factors as race, education, ethnicity, religion, sexual orientation, and the legal status accorded to migrant women, (e.g., documented labor migrants, refugees, undocumented migrants, seasonal workers)?
- How can the rights and security of immigrant and refugee women best be protected, particularly from labor abuses, sexual exploitation, trafficking, and involuntary prostitution?
- How can immigrant and refugee men and women contribute to the economic development and political democratization of their countries of origin, particularly through such mechanisms as remittances, home town associations, ties to transnational social organizations and social movements, and temporary and permanent return?
- How can the social and economic security of migrants' partners and children left behind (i.e., members of transnational migrant households) be improved to mitigate long periods of separation and heightened dependence?

REFERENCES

- Aguilar Zinzer, A.
 1991 "Repatriation of Guatemalan Refugees in Mexico: Conditions and Prospects." In *Repatriation Under Conflict in Central America*. Eds. M.A.Larkin, F. C. Cuny and B. Stein. Washington D.C.: Georgetown University, Center for Immigration Policy and Refugee Assistance. Pp. 57-114.
- Americas Watch Committee
 1986 *Civil Patrols in Guatemala*. New York: Americas Watch Committee.
- Appadurai, A.
 1996 *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Arbour, F.
 1994 "Voices of Women: A New Force Shaping the Guatemalan Return." Refugee 13, 16-17.
- Ariza, M.
 2000 *Ya no soy la que dejé atrás...Mujeres migrantes en República Dominicana*. México: Instituto de Investigaciones Sociales. Editorial Plaza y Valdés.
- Arizpe, L.
 1977 "Women in the Informal Labor Sector: The Case of Mexico City." *Signs* 3(1):25-37.
- Aymer, P.
 1997 *Uprooted Women: Migrant Domesticity in the Caribbean*. London: Praeger.
- Billings, D.
 1995 "Identities, Consciousness, and Organizing in Exile: Guatemalan Refugee Women in the Camps of Southern Mexico." PhD. dissertation, University of Michigan.
- Bossen, L.
 1984 *The Redivision of Labor: Women and Economic Choice in Four Guatemalan Communities*. Albany: State University of New York Press.
- Brennan, D.
 2004 *What's Love Got to Do With It?: Transnational Desires and Sex Tourism in the Dominican Republic*. Durham: Duke University Press.
- 2001 "Tourism in Transnational Places: Dominican Sex Workers and the German Sex Tourists Imagine One Another," *Identities: Global Studies in Culture and Power*, 7(4):441-459.
- Burgos-Debray, E. (Ed.)
 1984 *I, Rigoberta Menchú: An Indian Woman in Guatemala*. London: Verso Editions.
- Calavita, K.
 2006 "Gender, Migration, and Law: Crossing Borders and Bridging Disciplines." "Gender and Migration Revisited, Special Issue. *International Migration Review*.
- Cantú, L.
 1999 "Border Crossing: Mexican Men and the Sexuality of Migration." PhD. dissertation, University of California, Irvine.
- Carmack, R. (Ed.)
 1988 *Harvest of Violence: The Mayan Indians and the Guatemalan Crisis*. Norman: University of Oklahoma Press.
- Carrillo, J. ad A. Hernández
 1985 *Mujeres fronterizas en la industria maquiladora*. México: SEP-Cefnonex.
- Cerutti, M.
 2001 "On the Auspices of Female Migration between Mexico and the United States." *Demography* 38: 187-200.
- Chaney, E. and M. Lewis

- 1980 "Women, Migration and the Decline of Smallholder Agriculture." Office of Women in International Development, Michigan State University, East Lansing, MI.
- Chavez, L.
1992 *Shadowed Lives: Undocumented Immigrants in American Society*. San Diego, CA: Harcourt Brace Jovanovich.
Chell-Robinson, V.
2000 "Female Migrants in Italy: Coping in a Country of New Immigration." In *Gender and Migration in Southern Europe: Women on the Move*. Ed. F. Anthias and G. Lazaridis. New York: Berg. Pp. 103-123.
Colom, Y.
1998 *Mujeres en la alborada: guerilla y participación femenina en Guatemala, 1973-1978*. Guatemala City, Guatemala: Artemis & Edinter.
- Curran, S. R. and E. Rivero-Fuentes
2003 "Engendering Migrant Networks: The case of Mexican Migration," *Demography* 40(2):289-307.
D'Aubeterre Buzengo, M.E.
1995 "Tiempos de espera: emigración masculina y situación de las mujeres en San Miguel Acuecomac, Puebla." In *Relaciones de Género y transformaciones agrarias*. Eds. S González Montes and V. Salles. México: El Colegio de México. Pp. 255-300.
- Dandler, J. and C, Medeiros
1988 "Temporary Migration from Cochabamba, Bolivia to Argentina: Patterns and Impact in Sending Areas." In *When Borders Don't Divide: Labor Migration and Refugee Movements in the Americas*. Ed. P. Pessar. New York: Center for Migration Studies Press. Pp 8-41.
- Davis, A.
1998 "Biting at Each Other, Rolling in the Dust": Homegrown Counterinsurgency in Ixcán Grande. *NCOORD Newsletter* 7(3), 4-8.
- de los Reyes, P.
2001 "Women and Migrants: Continuity and Change in Patterns of Female Migration in Latin America." In *Women, Gender and Labour Migration*. Ed. P. Sharpe. London: Routledge. Pp. 275-289.
- Donato, K., D. Gabaccia, J. Holdaway; M. Manalasan, and P. Pessar
2006 "Gender and Migration Revisited." Special Issue, *International Migration Review*. Eastmond, M.
1993 "Reconstructing Life: Chilean Refugee Women and the Dilemmas of Exile." In *Migrant Women: Crossing Boundaries and Changing Identities*. Ed. G. Buijs. Oxford: Berg Publishers. Pp. 35-53.
- ECLAC
1995 *Family and Future: A Regional Programme in Latin America and the Caribbean*. Santiago.
- Ehlers, T.
1990 *Silent Looms*. Boulder: Westview Press
- Ehrenreich, B. and A. R. Hochschild.
2002 "Introduction," In *Global Woman*. Eds. B. Ehrenreich and A. R. Hochschild, New York: Metropolitan Books. Pp. 1-13.
- Ellis, M., D. Conway and A. Bailey
1996 "The Circular Migration of Puerto Rican Women: Towards a Gendered Explanation," *International Migration Review* 34:31-64.
- Ennew, J.
1982 "Family Structure, Unemployment and Child Labor in Jamaica." *Development and Change* 13(4): 551-563.
- Escobar, A. and M. González de la Rocha

- 1988 "Microindustria, informalidad, y crisis en Guadalajara, 1982-1988. *Estudios Sociologicos* 6: 553-581.
- Falla, R.
1994 *Massacres in the Jungle: Ixcán, Guatemala, 1975-1982*. Boulder: Westview Press.
- Fernández-Kelly, M.P.
1983. *For We Are Sold, I and My People: Women and Industry in Mexico's Frontier*. Albany: State University of New York Press.
- Foner, N.
1978 *Jamaica Farewell: Jamaican Migrants in London*. Berkeley: University of California Press.
-
- "The Jamaicans: Race and Ethnicity among Jamaicans in New York City. In *New Immigrants in New York City*. Ed, N. Foner. New York: Columbia University Press. Pp.195-218.
- Fouron, G. and N. Glick Schiller
2001 "All in the Family: Gender, Transnational Migration, and the Nation-State," *Identities: Global Studies in Culture and Power* 7(4):539-582.
- García Hernández, G. and N. García
1996 "Mamá Maquín Refugee Women: Participation and Organization. In *Development and Diaspora: Gender and the Refugee Experience*. Eds. W. Giles, H. Moussa, & P. Van Esterik. Ontario, Canada: Artemis Enterprises Publication. Pp. 258-267.
- Georges, E.
1992 "Gender, Class, and Migration in the Dominican Republic: Women's Experiences in a Transnational Community." In *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered. Vol. 645*. Eds. N. Glick Schiller, L. Basch and C. Blanc-Szanton. New York: New York Academy of Sciences. Pp. 81-99.
- Global Commission on International Migration
2005 "Migration in an Interconnected World: New Directions for Action." Report of the Global Commission on International Migration. Switzerland.
- Goldring, L.
2001 "The Gender and Geography of Citizenship in Mexico-U.S. Transnational Spaces," *Identities: Global Studies in Culture and Power* 7(4):501-537.
-
- 1996 "Gendered Memory: Constructions of Rurality among Mexican Transnational Migrants." In *Creating the Countryside: The Politics of Rural and Environmental Discourse*. Eds. E. M. DuPuis and P. Vandergeest. Philadelphia: Temple University Press. Pp. 303-329.
- Grasmuck, S. and P. Pessar
1991 *Between Two Islands: Dominican International Migration*. Berkeley: University of California Press.
- Gregorio Gil, C.
1995 "La migración rural dominicana a España y su impacto en el sistema de estratificación de género." *Género y Sociedad* 3(1): 67-94.
- Grynspan, R.
2003 "Tendencias económicas y sociales en Latinoamérica: hacia una agenda desde la perspectiva de género." In *Economía y Género*. Ed. P. de Villota. Barcelona: Icaria Editores
- Guarnizo, L.
1997 "'Going Home': Class, Gender, and Household Transformation among Dominican Return Migrants." In *Caribbean Circuits: New Directions in the Study of Caribbean Migration*. Ed. P. Pessar. New York: Center for Migration Studies Press. Pp. 13-60.
- Guendelman, S. and A. Pérez-Itriaga
1987 "Double Lives: The Changing Role of women in Seasonal Migration. *Women's Studies* 13(3):249-271.

- Hagan, J.M.
 1994 *Deciding to Be Legal: A Mayan Community in Houston*. Philadelphia: Temple University Press.
- Hirsch, J.
 2003 *A Courtship after Marriage: Sexuality and Love in Mexican Transnational Families*. Berkeley: University of California Press.
-
- 1999 "En el Norte la Mujer Manda: Gender, Generation, and Geography in a Mexican Transnational Community," *American Behavioral Scientist*, 42(9):1332-1349.
- Hochschild, A. R.
 2002 "Love and Gold." In *Global Women*. Eds. B. Ehrenreich and A. R. Hochschild, New York: Metropolitan Books. Pp. 15-30.
- Hondagneu-Sotelo, P.
 2001 *Domestica: Immigrant Workers Cleaning and Caring in the Shadows of Affluence*. Berkeley: University of California Press.
-
- 1994 *Gendered Transitions: Mexican Experiences of Immigration*. Berkeley: University of California Press.
- Hondagneu-Sotelo, P. and E. Avila.
 1987 "'I'm Here, But I'm There:' The Meaning of Latin Transnational Motherhood." *Gender and Society* 11(5): 548-571, 1987.
- Hooks, M.
 1993 *Guatemalan Women Speak*. Washington, DC: EPICA.
- Hossfeld, K.J.
 1994 "Hiring Immigrant Women: Silicon Valley's 'Simple Formula'." In *Women of Color in U.S. Society*. Eds. Maxine Baca Zinn and Bonnie T. Dill, Temple University Press. Pp. 65-93.
- Jones-Correa, M.
 1998 *Between Two Nations: The Political Predicament of Latinos in New York City*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Kempadoo, K.
 1998 "The Migrant Tightrope: Experiences from the Caribbean," In *Global Sex Workers: Rights, Resistance, and Redefinition*. Eds. K. Kempadoo and J. Doezema. New York and London: Routledge. Pp. 124-138.
- Kaplan, T.
 1982 "Female Consciousness and Collective Action: The Case of Barcelona, 1910-1918." *Signs* 7(3), 545-566.
- Kyle, D.
 2000 *Transnational Peasants: Migrations, Networks, and Ethnicity in Andean Ecuador*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Levitt, P.
 2001 *The Transnational Villagers*. Berkeley: University of California Press.
- Lister, R.
 1997 "Citizenship: Towards a Feminist Synthesis." *Feminist Review* 57, 28-48.
- Lubhéid, E.
 2002 *Entry Denied: Controlling Sexuality at the Border*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Mahler, S. J.
 2001 "Transnational Relationships: The Struggle To Communicate Across Borders," *Identities: Global Studies in Culture and Power*, 7(4):583-619.

- 1999a "Engendering Transnational Migration: A Case Study of Salvadorans," *American Behavioral Scientist* 42(4):690-719.
- Mahler, S. J. and P. Pessar
2006 "Gender Matters: Ethnographers Bring Gender from the Periphery toward the Core." "Gender and Migration Revisited," Special Issue. *International Migration Review*.
- 2001 "Gendered Geographies of Power: Analyzing Gender Across Transnational Spaces," *Identities: Global Studies in Culture and Power* 7(4):441-459.
- Mamá Maquín and Centro de Investigación y Acción para la Mujer (CIAM)
1994 *De Refugiadas a Retornada*. Comitán, Chiapas, México.
- Manz, B.
1988 *Repatriation and Reintegration: An Arduous Process in Guatemala*. Washington: Georgetown University, Center for Immigration Policy and Refugee Assistance.
- Maquieira, V., C. Gregorio, and E. Gutiérrez
2000 "Políticas públicas, género, y inmigración." In *También somos ciudadanas*. Madrid: Ediciones de la Universidad Autónoma de Madrid. Pp. 371-442.
- Margolis M.
1994 *Little Brazil: An Ethnography of Brazilian Immigrants in New York*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Martin, S.
1992 *Refugee Women*. New Jersey: Zed Books Ltd.
- Massey, D.
1994 *Space, Place and Gender*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Massey, D., J. Arango, A. Kouaouci, A. Pelligrino, and J.E. Taylor
1998 *Worlds in Motion: Understanding International Migration at the End of the Millennium*. New York: Oxford University Press.
- Menjívar, C.
2000 *Fragmented Ties: Salvadoran Immigrant Networks in America*. Berkeley and Los Angeles, California: University of California Press.
- Molyneux, M.
1985 "Mobilization Without Emancipation? Women's Interests, the State and Revolution in Nicaragua." *Feminist Studies* 11(2): 227-254.
- Morel, T.
1998 "Mujeres Guatemaltecas Refugiadas y Retornadas: Su participación en las estructuras comunitarias y los procesos de toma de decisiones." UNHCR, Guatemala.
- Mummert, G.
1988 "Mujeres de migrantes y mujeres migrantes de Michoacán: Nuevos papeles para las que se quedan y para las que se van." In *Movimientos de población en el occidente de México*. Eds. T. Calvo and G. López. El Colegio de Michoacán/CEMCA.
- Nelson, D.
2000 "Stumped Identities: Body Image, Body Politics, and the mujer Maya as Prosthetic." *Cultural Anthropology* 16(3): 314-353.
- Oliveira, O. and B. Roberts
1993 "La informalidad en años de expansión, crisis, y restructuración." *Estudios Sociológicos* XI(31):33-58.
- Ortega, S.
2001 "In Search of the Chilean Paradise: Peruvians in Chile Forge a Community." *NACLA Report on the Americas* XXXV(2):18-23.
- Orozco, M.

- 2003 *Hometown Associations and Their Present and Future Partnerships: New Developments Opportunities?* Washington, D.C.: Inter-American Dialogue.
-
- 2002 *Attracting Remittances: Practices to Reduce Costs and Enable a Money Transfer Environment.* Washington, DC: Multilateral Investment Fund of the Inter-American Development Bank.
- Parreñas, R. S.
- 2003 "The Care Crisis in the Philippines: Children and Transnational Families in the New Global Economy." In *Global Woman: Nannies, Maids, and Sex Workers in the New Economy*. Eds. B. Ehrenreich and A. R. Hochschild. New York: Metropolitan Books. Pp. 39-55.
- Peña, M.
- 1991 "Class, Gender and Machismo: The 'Traacherous Woman' Folklore of Mexican Male Workers," *Gender & Society*, 5:30-46.
- Pessar, P. R.
- 2001 "Women's Political Consciousness and Empowerment in Local, National, and Transnational Contexts: Guatemalan Refugees and Returnees," *Identities: Global Studies in Culture and Power* 7(4):461-500.
-
- 1986 "The Role of Gender in Dominican Settlement in the United States." In *Women and Change in Latin America*. Eds. J. Nash and H. Safa. South Hadley, MA: Bergin and Garvey Publishers. Pp. 173-94.
- Pessar, P. R. and S. J. Mahler
- 2003 "Transnational Migration: Bringing Gender In," *International Migration Review* 37(3):812-846.
- Pribilsky, J.
- 2004 "'Aprendemos a Convivir': Conjugal Relations, Co-Parenting, and Family Life among Ecuadorian Transnational Migrants in New York and the Ecuadorian Andes," *Global Networks* 4(3):313-334.
- Project Counseling Services
- 2000 "Guatemalan Refugee and Returning Women: Challenges and Lessons Learned in Camps and During Repatriation." Final report for Promoting Women in Development Program to the International Center for Research on Women, Washington, D.C.
- Ramírez, C., M. G. Domínguez and J. M. Morais
- 2005 *Crossing Borders: Remittances, Gender and Development*. INSTRAW.
- Recchini de Lattes, Z.
- 1988 "Las mujeres en las migraciones internas e internacionales, con especial referencia a América Latina." *Cuadernos de CENEP(6)*. Buenos Aires.
- Repak, T.
- 1995 *Waiting on Washington: Central American Workers in the Nation's Capital*. Philadelphia: Temple University Press.
- Ribas-Mateos, N.
- 2000 "Female Birds of Passage: Leaving and Settling in Spain." In *Gender and Migration in Southern Europe: Women on the Move*. Ed. F. Anthias and G. Lazaridis. New York: Berg. Pp. 173-197
- Rubio, S. P.
- 2003 "Immigrant Women in Paid Domestic Service: The Case of Spain and Italy," *Transfer: European Review of Labour and Research*, 9(3):503-517.
- Sassen, S.
- 1996 "Toward a Feminist Analytics of the Global Economy." *Indiana Journal of Global Legal Studies* 4::7-41.
-
- 2000 "Women's Burden: Counter-geographies of Globalization and the Feminization of Survival." *Journal of International Affairs* 53:503-524.
- Schirmer, J.

- 1993 "The Seeking of Truth and the Gendering of Consciousness: The CoMadres of El Salvador and the CONAVIGUA Widows of Guatemala. In *"Viva": Women and Popular Protest in Latin America*. Eds. S. Radcliffe and S. Westwood. New York: Routledge. Pp.30-64.
- Sinclair, M. (Ed.).
1995 *The New Politics of Survival*. New York: Monthly Review Press.
- Sorensen, N. Nyberg and K. F. Olwig
2002 *Work and Migration: Life and Livelihoods in a Globalizing World*. London: Routledge.
- Soto, I.
1987 "West Indian Child Fostering: Its Role in Migrant Exchanges." In *Caribbean Life in New York*. Eds. C. Sutton and E. Chaney. Staten Island, New York: Center for Migration Studies. Pg. 131-149.
- Stepputat, F.
1997 "Repatriation and Everyday Forms of State Formation in Guatemala." MS, files of the author.
- Taylor, C.
1998 *Return of Guatemala's Refugees: Reweaving the Torn*. Philadelphia: Temple University Press.
- United Nations
2004 *2004 World Survey on the Role of Women in Development: Women and International Migration*. New York: Department of Economic and Social Affairs, Division for the Advancement of Women.
- U.S. Committee for Refugees
1993 *El Retorno: Guatemala's Risky Repatriation Begins*. Washington, DC: USCR.
- Vega Briones, G.
2002 "La migración mexicana a los Estados Unidos desde una perspectiva de género." *Migraciones Internacionales* 1(2):179-192.
- Wilson, R.
1995 *Mayan Resurgence in Guatemala*. Norman: University of Oklahoma Press.
- Women's Commission for Refugee Women and Children
1992 "We Have a Voice and We Can Speak." Report on Central America. New York: Women's Commission for Refugee Women and Children.
- Women's Commission for Refugee Women and Children
2000 *Recognizing the Contributions of Refugee Women*. New York: Women's Commission for Refugee Women and Children.
- Woo Morales, O.
2001 *Las mujeres también nos vamos al norte*. México: Universidad de Guadalajara.
- Worby, P.
1998a. "Organizing for a Change: Guatemalan Refugee Women Assert Their Right To Be Co-owners of Land Allocated to Returnee Communities." Paper prepared for the Kigali Inter-Regional Consultation on Women's Land and Property Rights Under Situations of Conflict and Resolution, February 16-19.
-
- 1998b. *Return as "Lucha": Organized Guatemalan Refugees Go Home*. Working Paper M&N 02, Yale University, Center for International and Area Studies Studies, New Haven, CT.
-
- 1999) "Guatemalan Refugee and Returnee Women Petition for Their Rights: The Fight for Joint Ownership of Community Land." MS, files of the author.
- Wright, M.
2001 "A Manifesto Against Femicide," *Antipode*, 3(3): 550-566.
-
- 1997 "Crossing the Factory Frontier: Gender, Place and Power in the Mexican Maquiladoras," *Antipode*, 29(3):278-302.

ENDNOTES

i. There was, apparently, interest early on in having some female representation. This interest waned soon after the first group of women was selected. According to an advisor to the Permanent Commissions, the male commissioners complained that the women could not "manage" the difficult working conditions (e.g., clandestine travel to camps in Mexico and camping with large groups of men), and most were found wanting by their male counterparts owing to an alleged lack of experience and training. This same advisor added that the male commissioners were also extremely reluctant to have the women become privy to the men's "leisure-time" activities! (Paula Worby, e-mail, April 9, 1999)

ii. In some Guatemalan communities, family problems, such as male abandonment, may be brought before an elders' council (of men) and/or respected community authorities. Although the man may be instructed to leave the family house and/or land to his children and former wife, such an outcome is by no means assured. Redress through the legal system tends to be time-consuming, expensive, and particularly intimidating for indigenous women, especially if they do not speak Spanish (Worby, 1999).

iii. Interview #37, Guatemala City, July 21, 1999.

iv. For example the Minister of Defense, Héctor Gramajo, publicly labeled the returnees as "subversives" (Manz, 1988).

v. Returnees in the community of Chaculá refer to themselves as "gentes formales" (formal people), while their "backward" neighbors are depicted in such unflattering and "pre-modern" terminology, as "animales" and people without reason ("a ellos no llegan razón") (Stepputat, 1997).

vi. For research on other return communities, see Taylor, 1998; Project Counseling Services, 2000.

vii. The Ixcán Grande region was settled in the mid-1960s by peasants from Huehuetenango at the urging of Maryknoll priests. Each family was given approximately 40 acres after a probation period. Ultimately the inhabitants grouped themselves into five savings and credit cooperatives, Mayalán, Xalbal, Pueblo Nuevo, Cuarto Pueblo, and Los Angeles. These five communities are all part of the larger Ixcán Grande Cooperative (IGC).

viii. It is probably the case that a good deal of the inaction resulted from the fact that Mamá Maquín and its local supporters were involved in a factional conflict within the guerrilla organization (URNG). This left international observers and supporters generally confounded and reluctant to step in.

For its part, Mamá Maquín released a communique shortly after the destruction of its headquarters in Pueblo Nuevo that stated: "The reason for this aggression against our organization and our right to free association is due to the fact that we do not share some of the political stances held by the [community's cooperative] directorate, [since] these opinions relegate women to second place in social and community participation" (Mamá Maquín, communique, June 11, 1997, reproduced in Worby, 1999:13).

^{ix.} Interview #5, Los Angeles, March 15, 1999. Most of the former members of Mamá Maquín have refused to join this group, but its existence has clearly demoralized many of these women.

^{x.} Interview #32, Nenton, July 27, 1998.

^{xi.} In Chaculá too, women have not gained joint ownership of their land nor are they members of the male-controlled cooperative. In one particularly disheartening incident, the male cooperative leaders asked the women to form a committee to request food from a foundation. When none of the women present at the meeting volunteered, the head of the cooperative said, "Oh, perhaps the problem is that the men have not given their wives permission to form a committee. Men, raise your hand, if you give your wife permission" (Interview #3, Chaculá, July 15, 1998). A clear sign of the women's demoralization is that the membership in Chaculá's branch of Mamá Maquín has dropped in four years from a high of 200 to a low of 3.

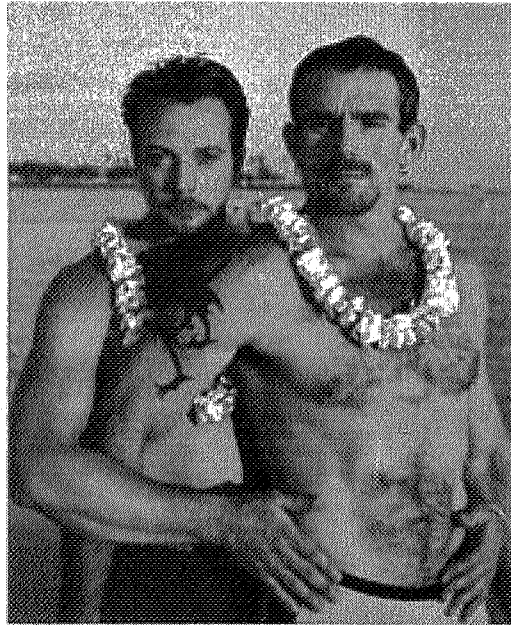
^{xii.} Interview #12, Chaculá, July 20, 1998.

^{xiii.} While this woman positions herself as very much a modern, self-actualized woman, it is significant that she views her husband as the one who possessed, and continues to possess, the right to give her freedom and to allow her to work at whatever job she chooses.

^{xiv.} Interview #6, Chaculá, July 18, 1998. It should be noted that there is a vocal minority that disputes such assertions about increased gender parity. It includes a nun who has lived in the community since its founding. She characterized local gender relations as "99.9% sexist, machistic [and] patriarchal," and she backed up this statement with recent examples of domestic violence, abandonment, and bride price (Interview #3, Chaculá, July 15, 1998).

Die Entstehung neuer Identitäten

Wandel der Geschlechterbeziehungen



Vielschichtig und dynamisch

Postmoderne Identitäten im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung

Rosa Zechner

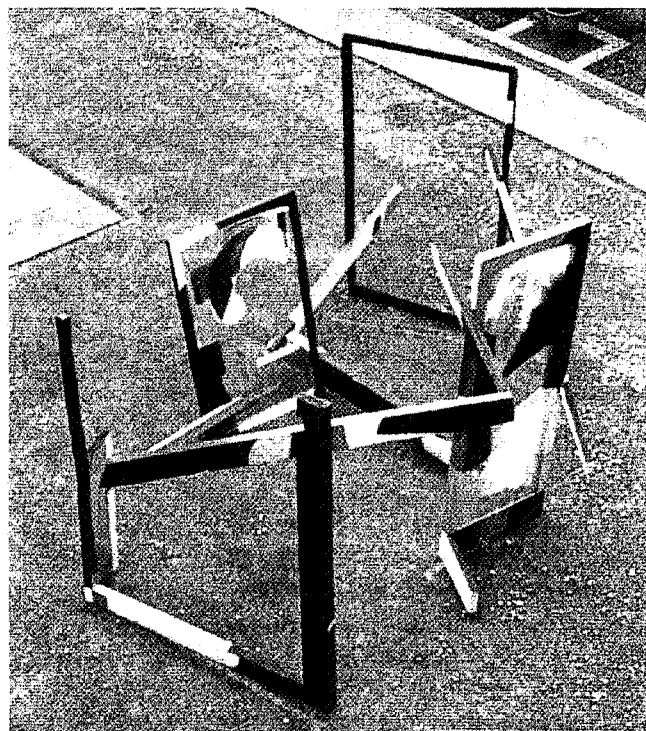
Theoretische und empirische Arbeiten von Migrantinnen haben wesentlich zu neuen Entwicklungen und Orientierungen in den Kulturwissenschaften und in der feministischen Forschung beigetragen. Gleichzeitig sind Migrantinnen wichtiger Forschungsgegenstand, indem ihnen im Diskurs über Identitätskonstruktionen Pionierinnenstatus zugesprochen wird.¹

„In der Abteilung für Frauenstudien bin ich Studentin der Rechtswissenschaft, auf der Rechtsabteilung radikale Feministin, in Amerika bin ich Inderin, in Indien Amerikanerin, eine dunkelhäutige Frau umgeben von Weißheit. Ob irgendjemand sieht, dass ich all dies auf einmal bin? Aber das ist nicht so wichtig, stehe ich doch an den Rändern von Kategorien. (...) Sind doch Identitäten vielfältig, sich ständig bewegend und sich immer wieder ändernd.“ Mit diesen Worten bringt Shefali Milczarek-Desai, Tochter indischer Migrantinnen in den USA, ihr Leben „mit und in Differenzen“, ihre Suche nach einer Identität „jenseits von Kategorien und Widersprüchen“ auf den Punkt.

Gegenwärtig ist in den Sozial- und Kulturwissenschaften häufig die Rede von der transkulturellen Praxis der Migrantinnen, von deren Ablehnung von Identitätskategorien, von deren vielfältigen Verortungsstrategien, die von der Schaffung eines „dritten Ortes“ bis hin zu geographisch-politischen Positionierungen reichen.² Bis in die 1980er Jahre wurde in der Migrationsforschung den Frauen und in der Frauenforschung den Migrantinnen kaum Beachtung geschenkt. Die wenigen Forschungen, die Migrantinnen zum Thema hatten, entwickelten das Bild der „defizitären anderen Frau“, Migrantinnen wurden vor allem als unterdrückt und betreuungsdürftig dargestellt. Als Gegenbewegung dazu ist heute eine Tendenz erkennbar, die Migrantinnen zu Pionierinnen (post)moderner Identitätsprozesse stilisiert.

Verschiedene Herrschafts- und Machtverhältnisse

In der interkulturellen feministischen Forschung ist die Frage der Verknüpfung von Ethnisierungs- und Vergeschlechtlichungsprozessen zentral. Am Thema Migration zeigt sich klar, dass Geschlecht nicht nur auf Basis der Geschlechterdifferenz erzeugt wird, sondern dass sich Ethnisierungs- und Vergeschlechtlichungsprozesse auf einer horizontalen Ebene – und in Verquickung mit anderen Verhältnissen wie z.B. der Klasse oder der Sexualität – konstituieren. Diese Erkenntnis haben Schwarze



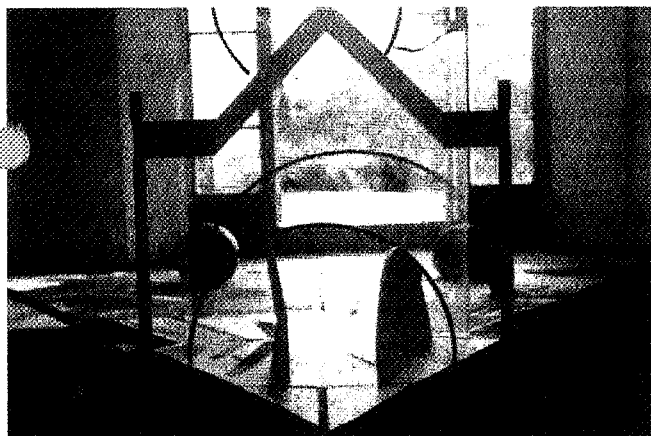
Frauen bereits in den 1970er Jahren in den USA in die feministische Debatte eingebracht. So etwa analysierte das *Combahee River Collective* 1977 die Situation Schwarzer Frauen in der Gleichzeitigkeit von Rassismus, Sexismus, Klassismus und Homophobie: Eine Schwarze Frau in den USA werde nicht zuerst als Frau, dann als Arbeiterin und dann als Schwarze oder als Lesbe diskriminiert, sondern alle vier Positionen würden gleichzeitig in die Bildung ihrer Subjektivität einfließen. Ihre Unterdrückung sei das Ergebnis der Synchronität verschiedener Herrschafts- und Machtverhältnisse. Durch diese und zahlreiche weitere Stimmen von Women of Color wurde die von der weißen Frauenbewegung konstituierte universelle Geschlechtskategorie Frau demontiert.

Hybride Identitäten

Gegenwärtig widmet sich die Migrationsforschung im Umfeld der Cultural Studies verstärkt der Frage der Identitäten. Ein sehr häufig verwendetes Schlagwort dabei ist – seit etwa Mitte der 1990er Jahre – Hybridität. Stuart Hall setzt Hybridität gegen die Versuche der kulturellen Homogenisierung und Exklusion von

„Anderen“; in der postmodernen Subjektkonzeption sei Identität dezentriert, ständig in Bewegung, ein Prozess. Für Hall verkörpern vor allem MigrantInnen diesen neuen Typus der Identität, sie produzieren „Kulturen der Hybridität“. Ähnlich Homi Bhabha, er spricht von der Schaffung eines „dritten Ortes“, eines Raumes des Dazwischen, und verallgemeinert den Begriff der Hybridität zum Modell von Widerstand und kultureller Politik überhaupt. Bereits in den 1980er Jahren beschreibt Gloria Anzaldúa einen dynamischen und widersprüchlichen Identifikationsprozess, der durch das Aufwachsen im Grenzgebiet von Mexiko und USA geprägt ist. Die „neue Mestiza“ bricht aus den

der Diskussion über die Geschlechterdifferenz und betrachtet diese im Kontext des Menschenrechtsdiskurses. Ausgelöst wurde der Streit um die Differenz durch Judith Butler, die die Grundannahme der Geschlechterdifferenz in Frage stellt. Butler verwirft die Unterscheidung zwischen sex und gender und das System der Zweigeschlechtlichkeit, das selbst ein Konstrukt sei. Ausgehend davon betrachten die Anti-EssenzialistInnen die Geschlechterdifferenz sozial und diskursiv konstruiert – und zwar nicht, weil es keinen Unterschied gibt, sondern weil es keinen Grund gibt, diesen Unterschied für bedeutsam zu halten. Die binäre Konstruktion von Mann und Frau gibt bereits die Zweitrangigkeit der Frau



ihr zugeschriebenen Grenzen von Geschlecht, Sexualität, nationaler und ethnischer Zugehörigkeit aus und lebt eine Vielfalt von Positionen. Anzaldúa lehnt essenzielle Identitätskategorien ab und betont den Prozess der Desidentifikation. Identitätsprozesse werden als gebrochen und vielschichtig wahrgenommen, sie sind Produkt historischer Prozesse, herrschender Machtverhältnisse und staatlicher Anrufungspraktiken.

und damit deren Benachteiligung vor. Mihciyazgan meint nun: „Wenn sex und gender konstruiert sind, so erst recht Kultur“. Auf die Ablehnung des Essenzialismus müsse zwingend die Ablehnung des Kulturkonzepts folgen. „Wenn die Rede von der Differenz immer schon die Gefahr in sich birgt, Hierarchien zu festigen oder zu erzeugen, so hat auch die Rede von den kulturellen Differenzen zwischen Frauen oder von den „anderen“ Frauen offensichtlich eine ausgrenzende Wirkung.“

Trans- statt Multikulturalität

Im Zuge der Diskussion um multiple und hybride Identitäten ist insbesondere auch der Kulturbegriff einer Kritik unterzogen worden. Multikulturalismus beruht auf einem essenzialisierenden Kulturverständnis; ausgehend von der Vorstellung der Abgeschlossenheit und Reinheit von Kulturen sowie vom Konstrukt starrer kultureller Unterschiede leben die „Kulturen“ nebeneinander. In Abgrenzung dazu werden Begriffe wie Interkulturalität oder Transkulturalität eingeführt.³ Ein neuer Terminus, der in diesem Kontext auch auftaucht, ist „TransmigrantInnen“, denn heute seien die allermeisten MigrantInnen als „transmigrants“ zu verstehen, „deren Alltag von mehrfachen und ständigen Verbänden über internationale Grenzen abhängt und deren öffentliche Identitäten in Bezug auf mehr als einen Staat gebildet sind“.⁴

Auswege gesucht

Heißt dies nun, dass die Differenzdebatte in die Sackgasse geführt hat und nun wieder der Universalismus am Zug ist? Um das zu verhindern, versuchen einige wenige Feministinnen zwischen Universalismus und Relativismus bzw. zwischen Essenzialismus und Anti-Essenzialismus zu vermitteln. Verschiedene Strategien (z.B. strategischer (Anti-)Essenzialismus) sollen das Dilemma beseitigen. Ein Problem bei diesen Strategien sieht Mihciyazgan im Pendeln zwischen Universalismus und Relativismus, zwischen Essenzialismus und Anti-Essenzialismus. Frau könne nicht Frauen- bzw. Gruppenrechte fordern und das System der Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenz beibehalten und gleichzeitig die Aufhebung des Systems bzw. der Differenz betreiben und gegen Gruppenrechte ankämpfen. Um diese Inkohärenz zu beseitigen, sei noch ein großes Stück (Theorie-)Arbeit vonnöten.

Aber wie mit der Krise der Differenz umgehen, wenn sich die Differenzen weiter verstärken? So zeichnet sich etwa im Zuge der fortschreitenden Globalisierung unter Frauen entlang ethnischer und nationalstaatlicher Kriterien eine drastische soziale Po-

Krise der Differenz

Lila Abu-Lughod lehnt den Kulturbegriff mit der Begründung ab, dass Kultur keineswegs nur eine beschreibende Kategorie sei, sondern dass sie die Wirkung habe, Andere herzustellen und sie als „die Anderen“ auszuschließen. Ähnlich Ursula Mihciyazgan. Sie verknüpft ihre Argumentation über die kulturelle Differenz mit

larisierung und Hierarchisierung ab. Dadurch, dass MigrantInnen die niedrigbezahlten personenbezogenen Dienstleistungen, insbesondere die Arbeit in den Privathaushalten übernehmen, ermöglichen sie den Frauen der Mittelklasse Berufskarrieren. Es entsteht eine „neue internationale Arbeitsteilung“ zwischen der „Herrin“ und der meist aus einer anderen Ethnie und Klasse stammenden „Dienstbotin“.⁵

Es zeigt sich, dass sich die Grenzen zwischen den Geschlechtern und auch innerhalb einer Geschlechtergruppe massiv verschieben. Welche Subjektpositionen und Identitätskonstruktionen aus den sich ändernden Verknüpfungen der Kategorien entstehen, wird sich aber – so Sabine Hess – erst nach ausführlichen empirischen Studien genauer beantworten lassen.

Anmerkungen:

- 1 In diesem Kontext erscheint es mir wichtig zu erwähnen, dass ich als Autorin aus der Position einer weißen Frau und somit einer „relativen Privilegierung“ (Birgit Rommelspacher) schreibe.
- 2 Gutiérrez Rodríguez (1999) unterscheidet zwischen vier Strategien der Verortung: der Schaffung eines dritten Ortes (Bhaba), dem Zustand der Wanderung als Verortung (Braidotti), der Entortung als Grundlage einer Verortung (Bammer) und der geographisch-politischen Positionierung (Spivak).
- 3 Der Begriff Interkulturalität bezeichnet die Beziehung zwischen zwei kulturellen Phänomenen und betont – anders als der Begriff Multikulturalität – die sozialen Praktiken und das Prozesshafte. Kulturen sind demnach nicht statisch, sondern Resultate menschlicher Beziehungen und Praktiken. Ähn-

lich der Begriff Transkulturalität, er setzt aber kein „Zwischen den Kulturen“ voraus, sondern eher ein „Jenseits“. „Trans“ verweist auf etwas Neues, das sich außerhalb von Dichotomien bewegt. (Gutiérrez Rodríguez (2003) S.91)

4 Nina Glick Schiller und Linda Bash zitiert nach Hess (2001) S.213.

5 Young (1998) S.192.

Literaturauswahl:

- Abu-Lughod, Lila: Gegen Kultur Schreiben. In: Lenz, Ilse; Germer, Andrea (Hginnen): Wechselnde Blicke (Opladen 1996) S.14-46.
- Anzaldúa, Gloria: Borderlands / La Frontera : The new mestiza (San Francisco 1987).
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación: Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung (Opladen 1999).
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación: Soziale Ungleichheit, Subjektivität und Arbeit – Zur Dreiecksbeziehung von Migration, Geschlecht und Gouvernementalität. In: Apitzsch, Ursula; Jansen, Mechthild M. (Hginnen): Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse (Münster 2003) S.81-94.
- Hess, Sabine: Transnationale Überlebensstrategien von Frauen – Geschlecht und neuere Konzepte der Transkulturalität. In: Hobuß, Steffi; Schües, Christina (Hginnen): Die andere Hälfte der Globalisierung (Frankfurt/Main 2001) S.197-225.
- Mihciyazgan, Ursula: Der Frauenkörper im Menschenrechtsdiskurs. In: Hobuß, Steffi; Schües, Christina (Hginnen): Die andere Hälfte der Globalisierung (Frankfurt/Main 2001) S.133-171.
- Milczarek-Desai, Shefali: Living fearlessly with and within differences. In: Anzaldúa, Gloria E.; Keating, AnaLouise (Eds): This bridge we call home : Radical visions for transformation (London 2002) S.126-135.
- Young, Brigitte: Genderregime und Staat in der globalen Netzwerkökonomie. In: Globalisierung und Gender / Hg. Vereinigung zur Kritik der polit. Ökonomie (Münster 1998) S.175-198.

Zum Weiterlesen

- Migration von Frauen und strukturelle Gewalt / Arbeitsgruppe Migrantinnen und Gewalt, Wien. - Wien 2003.
- Apitzsch, Ursula; Jansen, Mechthild M. (Hginnen): Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse. - Münster 2003.
- Höglinger, Monika: Verschleierte Lebenswelten : Zur Bedeutung des Kopftuchs für muslimische Frauen. - Maria Enzersdorf 2002.
- Huth-Hildebrandt, Christine: Das Bild von der Migrantin : Auf den Spuren eines Konstrukts. - Frankfurt/Main 2002.
- Nökel, Sigrid: Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam : Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken. - Bielefeld 2002.
- Jüssen, Anne (Hgin): Wegziehen – Ankommen : Frauen in fremden Kulturen / Frauen Museum, Bonn. - Bad Honnef 2002.
- Franken, Irene; Jazaeri, Shirin (Hginnen): Was erreicht? : Frauenbewegte Lebensgeschichten aus der Sicht unterschiedlicher Kulturen / Kölner Frauengeschichtsverein, Köln. - Köln 2001.
- Schröter, Hiltrud: Mohammeds deutsche Töchter : Bildungsprozesse, Hindernisse, Hintergründe. - Königstein 2002.
- Schlehe, Judith (Hgin): Interkulturelle Geschlechterforschung : Identitäten – Imaginationen – Repräsentationen. - Frankfurt/Main 2001.
- Akasha-Böhme, Farideh: In geteilten Welten : Fremdheitserfahrungen zwischen Migration und Partizipation. - Frankfurt/Main 2000.
- Ali, Suki; Coate, Kelly: Global feminist politics : Identities in a changing world. - London 2000.
- Krcmárová, Petruska; Krcmár, Ruth; Larcher, Dietmar: Die Liebe in Zeiten der Globalisierung : Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen. - Klagenfurt 2000.
- Benhabib, Seyla: Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit : Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung. - Frankfurt/M. 1999.
- Cohen, Joshua; Howard, Matthew; Nussbaum, Martha C.: Is multiculturalism bad for women? : Susan Moller Okin with respondents. - Princeton 1999.

- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación: Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung : Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. - Opladen 1999.
- Gieseke, Heide; Kuhs, Katharina (Hginnen): Frauen und Mädchen in der Migration : Lebenshintergründe und Lebensbewältigung. - Frankfurt/M. 1999.
- Gelbin, Cathy S.; Konuk, Kader: AufBrüche : Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland. - Königstein/Taunus 1999.
- Junge Türkinnen in Deutschland. - Nürnberg : Frauen in der Einen Welt, 1998. - (Frauen in der Einen Welt; 1/1998)
- Gender and migration. - Oxford 1998. - (Gender and Development; 1/1998)
- Ram, Kalpana; Kauanui, Jln Kauanui, J. Kehaulani: Migrating feminisms : The Asia/Pacific region. - New York 1998. - (Women's Studies International Forum; 6/1998)
- Tucker, Marcia; Shohat, Ella: Talking visions : Multicultural feminism in a transnational age. - Cambridge (Mass.) 1998.
- Schmeiser, Jo; Marth, Gabriele (Hginnen): Staatsarchitektur. - Wien, 1998. - (Vor der Information; 7/8)
- Brah, Avtar: Cartographies of diaspora : Contesting identities. - London, New York 1997.
- Rosen, Rita: Leben in zwei Welten : Migrantinnen und Studium. - Frankfurt/M. 1997.
- Ent-fremdung : Migration und Dominanzgesellschaft. - Köln, 1996. - (Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis; 42(1996))

Diese und zahlreiche weitere Literatur zum Schwerpunkt *Interkulturalität* liegt in der Bibliothek der *Frauensolidarität* auf. Öffnungszeiten: Mo-Mi 10-17 Uhr, Do 10-19 Uhr, Fr 9-12 Uhr (Datenbank: www.eza.at/literatur)

Bleiben oder Gehen? Guatemala: Überlegungen zum Wandel von Geschlechterbeziehungen in indigenen Dorfgemeinschaften ehemaliger Kriegsflüchtlinge

Seit Ende der Neunzigerjahre wird zunehmend über die Zusammenhänge zwischen Migration, Gender und Globalisierung debattiert. Ich möchte mich mit einem Fallbeispiel der lokalen Dimension des Themas nähern, ohne makroökonomische und -politische Faktoren aus dem Blick zu verlieren. Anhand der Geschichte von „La Trinidad 15 de Octubre“, einer ländlichen Gemeinde (*Comunidad*)¹⁾ von ehemaligen Kriegsflüchtlingen, sollen die Auswirkungen von Vertreibung, Flucht, Exil, Rückkehr und aktuellen internationalen (Arbeits)migrationsprozessen auf die Geschlechterbeziehungen in den indigen und kleinbäuerlich geprägten Wiederansiedlungsorten in Guatemala beachtet werden.²⁾ Zur Bedeutung der Methode von lokalen oder Mikrostudien für die Forschung im spezifischen Kontext der guatemalteutschen Gesellschaft, die von einer starken sozialen, räumlichen und ethnischen hierarchischen Fragmentierung geprägt ist, erklärt die Historikerin Matilde Gonzales:

„Die Rekonstruktion der lokalen Geschichte kann dazu beitragen, die subtilen und komplexen soziokulturellen Gewebe zu erklären, die diesem Land Leben geben. Trotzdem sollte diese Praxis der Historisierung von Regionen, Bevölkerung und Gemeinden innerhalb eines Parameters erfolgen, der die historische und alltägliche Dimension mit einem profunden Wissen der generellen sozialen Dynamik verbindet. Diese Historisierungspraxis kann dazu beitragen, die dynamischen Beziehungen zu verstehen, die zwischen der lokalen, nationalen und globalen Ebene entstehen“ (Avanco 2002, S. xviii; Übersetzung durch die Autorin).

Der Kontext

Guatemala ist ein agrarisch geprägtes Land und gehört zu den wenigen Staaten Lateinamerikas mit einer indigenen Bevölkerungsmehrheit von etwa siebenzig Prozent, die sich in mehr als 22 verschiedene Sprachgruppen unterteilt (vgl. UNDP 1998). In den nach wie vor teils kaum infrastrukturell erschlossenen ländlichen Regionen des zentralen und nordwestlichen Hochlandes, wo sich in einigen Gegenden die Armutsrate der Neunzig-Prozent-Marke nähert (vgl. CONGCOOP/CNOC 2002, S. 11), leben mehr als fünfundsechzig Prozent der Bevölkerung, die in ihrer absoluten Mehrheit von indigen-kleinbäuerlicher Herkunft ist.

Die weiße und mestizische oder, wie man in Guatemala sagt: ladinische, Minderheit lebt vorwiegend in den wenigen urbanen Zentren des Landes und hat die politische und ökonomische Macht inne. Garbers (2002) spricht von einer ladinischen Ideologie, die das postkoloniale Guatemala präge. Bezogen auf die Form und Konsequenz des Ausschlusses der indigenen Bevölkerung wurden die rassistischen und sozialen Grenzbeziehungen des postkolonialen ladinischen Herrschaftstaates von dem Anthropologen Yvon Le Bot noch Anfang der Neunzigerjahre als „Apartheidsregime“ bezeichnet (Le Bot 1995, S. 309).

Die Zentrierung der guatemalteutschen Wirtschaft auf den Export von landwirtschaftlichen Produkten, vor allem Kaffee, hat dazu geführt, dass Land nicht nur die zentrale

Akkumulationsachse darstellt. Die extrem ungleiche Verteilung des Landbesitzes³⁾ prägt auch eine soziale Ordnung, die man bis heute als feudalistisch und geschlechtlich diskriminierend (*discriminación generica*) bezeichnen kann.

1996 wurde ein sechsendreißigjähriger interner bewaffneter Konflikt beendet,⁴⁾ der Anfang der Achtzigerjahre in einem vor allem gegen die indigene Mehrheitsbevölkerung auf dem Land gerichteten genozidartigen Auslandsbekämpfungsprogramm der Militärdiktaturen gipfelte. Diese so genannte „Politik der verbrannten Erde“ hatte etwa 200 000 Tote zur Folge und zwang rund anderthalb Millionen Menschen zur Flucht (vgl. CEH 1999).⁵⁾

Ab Mitte der Achtzigerjahre setzten rund 46 000 von den UN anerkannte guatemaltesische Kriegsflüchtlinge in Camps im Süden Mexikos umfassende Selbstorganisationsprozesse in Gang, deren wichtigstes Ziel die selbst bestimmte und kollektive Rückkehr nach Guatemala war (vgl. Carbers 1993). Die 1992 von der guatemaltesischen Regierung und den Flüchtlingsvertretungen unterzeichneten Rückführungsabkommen ermöglichten zwischen 1993 und 1998 die Rückkehr von rund 25 000 der organisierten Flüchtlinge nach Guatemala (vgl. UNHCR, S. 1999).

In den Wiederansiedlungsarten sehen sich die RückkehrerInnen mit veränderten politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen konfrontiert: der politischen Transition von Militärregimes zu formal-demokratischen, repräsentativen Regierungsformen einerseits und einer wirtschaftlichen Transition zu einer noch stärker auf den Weltmarkt ausgerichteten Ökonomie andererseits (vgl. Eguizabal, Guzman Leon 1998, S. 119). Die daraus resultierende Krise der kleinbäuerlichen Landwirtschaft hat sich in den letzten Jahren vor allem aufgrund des Verfalls des Kaffeepreises auf dem Weltmarkt nochmals verschärft, denn ohne die temporäre Arbeit auf den Kaffeepflanztag kann auch die Subsistenzwirtschaft häufig nicht mehr finanziert werden.

Die mangelnden ökonomischen Perspektiven im ländlichen Raum und die Folgen der politischen Repression haben zu einer Feminisierung der Armut⁶⁾ und seit Mitte der Neunzigerjahre zu wachsenden (Arbeits-)Migrationsbewegungen nach Mexiko und vor allem Richtung USA geführt. Man schätzt, dass inzwischen rund achtzehn Prozent der rund zwölf Millionen GuatemalteKinnen in den USA lebt. Die (Arbeits-)Migration Richtung „Norden“ verändert die sozioökonomische Struktur der ländlichen Herkunftsorte. Die soziale Ausdifferenzierung wächst. So hat die Anzahl der privaten Geldüberweisungen parallel zum Zuwachs der grenzüberschreitenden Migration bis 1999 um 400 Prozent im Vergleich zum Berechnungsjahr 1987 zugenommen. Der Zugang zu Gesundheitsversorgung und Bildung ist bei denen, die Geld aus den USA erhalten, ungleich höher als bei Haushalten, die ohne solche Zuwendungen leben müssen.

Migration, sei sie erzwungen (Vertreibung und Flucht) oder freiwillig (Arbeitsmigration, Familienzusammenführung oder intellektuelle Migration),⁷⁾ bringt lokal etablierte Geschlechterbeziehungen ins Wanken und transformiert sie. Dies kann den sozialen Status von Frauen oder/und Männern verschlechtern, aber auch eine Chance für eine Neuaushandlung von Geschlechterbeziehungen darstellen. Konkret werde ich in diesem Aufsatz zwei Fragen nachgehen:

* Auf welchen gesellschaftlichen Praxisfeldern führen die grenzüberschreitenden Migrationsprozesse seit Anfang der Achtzigerjahre zu Veränderungen der Geschlechterbeziehungen in den *Comunidades* guatemaltesischer Kriegsflüchtlinge?

* Ziehen diese Veränderungen auch eine Transformation der Gender-Ordnung auf lokaler Ebene nach sich oder berühren sie diese letztlich nicht?

Theoretische Überlegungen

Gender, Geschlechterbeziehungen und Gender-Ordnungen

Die Politikwissenschaftlerin Brigitte Young definiert Gender als soziales Struktur- und Ordnungsprinzip und als Begriff, der ein asymmetrisches Machtverhältnis bezeichnet (vgl. Young 1998, S. 177). Zudem betont sie die zunehmende „Überlagerung von Klassen- und Geschlechterverhältnissen, von Migration und rassistischer Diskriminierung“, die „unter dem Druck der Globalisierung ganz neue Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse“ hervorbrächten (ebd., S. 171). Den Begriff Geschlechterbeziehungen verwende ich, weil er deren differenzierte Betrachtung auf einzelnen lokalen gesellschaftlichen Praxisfeldern (sozial, politisch, ökonomisch) ermöglicht. So können sich die Geschlechterbeziehungen auf einigen dieser Praxisfelder wandeln, während sie auf anderen unverändert bleiben.

Von Geschlechterbeziehungen soll der Terminus Gender-Ordnung unterschieden werden. Young verwendet diesen Begriff zur „Bezeichnung der Verkörperung einer Reihe von institutionalisierten Geschlechterpraktiken auf der symbolischen Ebene“ (ebd.).

Im Fall von Guatemala sind die Geschlechterbeziehungen in den indigenen *Comunidades* historisch von einer Gender-Ordnung geprägt, deren Grundlagentypologie Vorstellungen von der Wirtschaftseinheit Familie mit einer rigiden geschlechtlichen Arbeitsteilung in der lateinamerikanischen kleinbäuerlichen Landwirtschaft bilden. In diesem Konzept ist ein Mann Haushaltsvorstand und -repräsentant, Landwirt oder Landarbeiter, während seine Frau oder Lebensgefährtin die Arbeiten im Haus und auf dem Hof verrichtet, sich um die Kinder kümmert und „ihm zur Hand geht.“ Die produktiven Arbeiten der Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft werden dabei als „Hilfe“ gewertet. Die Frauen und ihre Pflichten in Ehe, Familie und *Comunidad* gelten quasi als „Naturressource“ (vgl. Braig 1998, S. 80), ihre Tätigkeiten sind sozial und ökonomisch nicht oder stark unterbewertet, obwohl der Arbeitstag der Frauen nicht selten bei rund sechzehn Stunden liegt, während die Männer acht bis zwölf Stunden täglich arbeiten.

Die der aktuellen empirischen Wirklichkeit widersprechende Auffassung, dass Frauen keine Landwirtinnen seien (vgl. SNU 2002, S. 68), durchzieht jedoch nach wie vor die nationale Gesetzgebung, die Politiken vieler staatlicher und nichtstaatlicher Organisationen sowie das Denken der meisten Männer und auch Frauen im ländlichen Raum. Deshalb ist beispielsweise der Zugang von Frauen zum eigenständigen, formalen Landbesitz nach wie vor stark limitiert (vgl. Cabarrus et al. 2000; Congcoop, Cnoc 2002; Deere, Leon 1999).

Geschlecht, Macht und Migration

Lange Zeit folgte der Mainstream in der Migrationsforschung verschiedenen Varianten der von Everett Lee entwickelten Pull-and-Push-Theorie, in deren Zentrum das rational entscheidende männliche Individuum auf der Suche nach den besten Überlebenschancen steht. Frauen fanden hier bestenfalls als passive Anhängsel migrierender Männer eine Thematisierung (vgl. Lee 1966). Parallel zu den verschiedenen Strömungen feministischer Theoriebildung wurden jedoch auch unterschiedliche Perspektiven auf Migrationsprozesse entwickelt, die die Rolle und spezifische Situation von Frauen berücksichtigen. Ein gemeinsames Ergebnis dieser Studien ist die These von der „Feminisierung der Migration“⁸⁾

Heute betrachten die meisten feministischen oder genderfokussierten Migrations-theorien Frauen nicht mehr vorrangig als Opfer, sondern als Akteurinnen in Migrationsprozessen. Denn die Migrationserfahrung ist immer mit dem Erwerb mehrerer

Fähigkeiten – wie dem Treffen von Entscheidungen, der aktiven Biografiegestaltung und der Entwicklung von Überlebensstrategien – verbunden. Neuere Ansätze versuchen zudem einerseits auf die Interdependenz zwischen gesellschaftlichen Prozessen (Makroperspektive) und individueller Handlungsebene (Mikroperspektive) hinzuweisen und andererseits den Einfluss von Migrationserfahrungen auf die (Macht-)Beziehungen zwischen den Geschlechtern im jeweils konkreten Migrationskontext zu analysieren.

Inspiziert von poststrukturalistischen Theorien geht es beispielsweise Elisabeth Aufhauser (2000) primär darum aufzuzeigen, welche Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit die verschiedenen Migrationsprozesse steuern und begleiten, sowie um die Analyse der Konstruktions- und Rekonstruktionsprozesse von Geschlechtlichkeit im Zuge der internationalen Migration. Aufhauser thematisiert in diesem Zusammenhang die zunehmende soziale Polarisierung zwischen Frauen im Zuge der Globalisierung und plädiert daran anschließend für eine stärkere Einbeziehung von Ethnizität, Religion und Kultur in die Forschung zu Migration und Gender, denn „in der konkreten Ausformung der patriarchalen Beziehungen zwischen den Geschlechtern“ existieren „enorme kulturelle, ethnische, regionale, historische und generationsbezogene Unterschiede“ (Aufhauser 2000, S. 108), die immer wieder (re)konstruiert werden müssen.

Ebenso zentral ist die Betrachtung der Orte, an denen im Zuge der grenzüberschreitenden Migration Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie vergeschlechtlichte und ethnisierte Körper (re)konstruiert werden.⁹⁹ Bei der hier relevanten Betrachtung der Mikroebene „Ausgestaltung der Geschlechterbeziehungen am Herkunftsort“ sind die sozialen und kulturellen Erwartungen an Männlichkeit und Weiblichkeit, die sittlich-moralischen Codes, die Form der geschlechtlichen Arbeitsteilung und die geschlechtsbezogene Trennung zwischen öffentlich und privat in die Analyse einzubeziehen. Diese „Geschlechterkultur“ beeinflusst, wer für die Migration in Frage kommt (vgl. Aufhauser 2000, S. 119).¹⁰⁰ Allerdings wirkt die Migration selbst auch auf die Geschlechterbeziehungen am Herkunftsort zurück (vgl. Prodolliet 1999, S. 36).

Ein Fallbeispiel: die *Comunidades* ehemaliger Kriegsflüchtlinge in Guatemala

Wie und auf welchen Praxisfeldern verändern sich nun die Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern in den konkreten grenzüberschreitenden Migrationskontexten der *Comunidades* ehemaliger Kriegsflüchtlinge in Guatemala?

Zunächst sind drei Etappen und Formen von grenzüberschreitender Migration zu unterscheiden: Die erzwungene Migration ins mexikanische Exil im Zuge der „Politik der verbrannten Erde“ Anfang der Achtzigerjahre, die freiwillige und kollektive Rückkehr nach Guatemala in den Neunzigerjahren und die (Arbeits-)Migrationsbewegungen aus den guatemaltektischen Rückkehr-*Comunidades* (den Wiederansiedlungsgemeinden ehemaliger Kriegsflüchtlinge) in Richtung Mexiko und die USA seit Mitte der Neunzigerjahre.¹⁰¹

Ein Exkurs zur Geschichte der indigenen Migration

In der anthropologischen Forschung wurde lange Zeit von der indigenen „closed corporate community“ – einer sozial und kulturell homogenen, in sich geschlossenen und quasi überhistorischen (Dorf-)Gemeinschaft – ausgegangen. Jede Abweichung von diesem Konzept wurde als kulturelle Entfremdung interpretiert (vgl. Garbers 2002,

kaum gerecht wird, bevollzieht die Migrationsgeschichte der indigenen Bevölkerung Guatemalas.¹⁰²

Bereits seit den liberalen Reformen Ende des 19. Jahrhunderts, die mit der Umstellung der guatemaltektischen Wirtschaft auf die Produktion landwirtschaftlicher Exportgüter und einer umfassenden Enteignung des kommunalen Landbesitzes der *Comunidades* verbunden war, migriert die indigene Bevölkerung, vor allem aus dem Hochland, temporär zum Arbeiten auf die Kaffee-, Zuckerrohr- oder Bananenplantagen im Süden des Landes (vgl. ebd., S. 74 ff.). Ab Mitte der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts führten staatliche und kirchliche Kolonisierungsprojekte für landlose oder verarmte Kleinbauern in bis dato unbesiedelten Urwaldgebieten im Norden des Landes zu einer weiteren Abwanderungsbewegung aus dem Hochland (vgl. ebd., S. 122 ff.). Seit den Neunzigerjahren nimmt aufgrund fehlender Entwicklungsmöglichkeiten auch die sogenannte Landflucht, die Migration in die wenigen urbanen Zentren vor allem in die Hauptstadt des Landes, stark zu. Innerhalb dieser Gruppe sind es zunehmend indigene junge Frauen, die versuchen, in den Weltmarktfabriken oder als Hausangestellte Arbeit zu finden.

Eine umfassende grenzüberschreitende Migration der indigenen Bevölkerung begann mit den Vertreibungswellen Anfang der Achtzigerjahre. Die offiziell anerkannten Flüchtlinge reorganisierten sich in den Camps im Süden Mexikos erneut als *Comunidades*, häufig entlang der Kriterien Herkunftsort und/oder Sprachgruppe. Nach der Rückkehr siedelten sie sich entweder am Herkunftsort oder aber auf anderen Ländereien, die sie über die staatlichen Rückkehr- und Wiederansiedlungsprogramme erworben hatten, ebenfalls als *Comunidades* wieder an.

Bezogen auf die indigene Bevölkerung entschließen sich insbesondere aus den *Comunidades* der RückkehrerInnen mehr und mehr Menschen zur Migration Richtung Mexiko und USA. Margarita Hurtado, Mitarbeiterin der guatemaltektischen Nichtregierungsorganisation (NGO) *Cátedra* (Capactacton y Desarrollo Comunitario), beschreibt die (Arbeits-)Migration als sozialen, ethnischen und generativen „Ausleseprozess“: „Die in den Norden abwandern, sind nicht die Ärmsten, Ungebildetsten und Unerfahrensten [...] Diese gehen höchstens bis zur Südküste in Guatemala oder zu den Fincas¹⁰³ in Mexiko“ (Hurtado 2001, S. 15). In der Regel ist es die indigene Bevölkerung, die den geringsten Bildungsstand hat, oft kein Spanisch spricht und über die geringsten ökonomischen Ressourcen verfügt, also in der internationalen Migration Richtung Mexiko und USA kaum vertreten ist.

Eine Ausnahme stellen hier jedoch die RückkehrerInnen aus dem mexikanischen Exil dar. Denn sie verfügen aufgrund ihrer Exilerfahrung in Mexiko, wo sie vom Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR) „verwaltert“ sowie von lokalen kirchlichen Gruppen und NGO betreut wurden, über ein relativ hohes Bildungsniveau, das Wissen um den besseren Lebensstandard in Mexiko, häufig auch über Arbeitserfahrungen sowie über die für die internationale Migration so wichtigen sozialen Kontakte (Netzwerke) dort. Ihre soziale Dispositionität für eine erneute grenzüberschreitende Migration ist also erheblich höher als bei indigenen Menschen, die keine Exilerfahrung aufweisen.

Die Migrationsgeschichte der *Comunidad „La Trinidad 15 de Octubre“*

Die 147 Familien der Wiederansiedlungsgemeinde „La Trinidad 15 de Octubre“ kehrten im Oktober 1998 aus dem mexikanischen Exil in den Süden Guatemalas zurück, wo sie eine Kaffeeplantage erworben hatten und dort eine Produktions- und Vermarktungskoooperative gründeten. Die BewohnerInnen des Ortes bzw. deren Eltern stammen zu mehr als neunzig Prozent aus dem Landkreis Santa Ana Huista, im Department

rer größerer Militärfaktionen Anfang der Achtzigerjahre wurde nahezu die gesamte Bevölkerung des Landkreises vertrieben oder ermordet.

Die Flucht ins Nachbarland Mexiko stellte den ersten Bruch mit tradierten Geschlechterbeziehungen dar. Die Interviews mit mehreren Frauen aus „La Trinidad“ bestätigen die Beobachtung von Schötes/Treibel (1997, S. 88), dass in den in Grenznähe errichteten Flüchtlingscamps Frauen und Kinder zunächst die Mehrheit stellen. Die befragten Frauen aus „La Trinidad“ berichten, dass sie schon vor der eigentlichen Flucht alleine mit den Kindern im Dorf lebten, da sich viele Männer angesichts der zunehmenden staatlichen Repression in „in den Bergen“ versteckt hielten, als das Militär ins Dorf kam. Oft flohen deshalb die Frauen mit den Kindern, entweder zunächst ebenfalls „in die Berge“ oder aber gleich nach Mexiko, wo sie später mit den überlebenden Männern zusammentrafen. Andere, wie die heute knapp dreißigjährige Rafaela P., verloren bei den Militärfaktionen ihre erwachsenen männlichen Familienangehörigen:³

„Ich erinnere mich, dass ich acht Jahre alt war, als wir flohen. Ich erinnere mich daran, weil die Soldaten kamen und meinen Vater umbrachten. [...] Wir wollten in Mexiko leben. Wir waren aber zuerst drei Monate in den Bergen im Grenzgebiet, verloren, wir wussten nicht, wohin wir sollten, wir hatten nichts zu essen, nichts zu trinken [...]. Meine Mutter weinte, weil sie ein neu geborenes Kind und ihren Mann nicht dabei hatte.“

Die Ankunft der völlig mittellosen, traumatisierten Familie ohne Spanischkenntnisse in Mexiko wird von Rafaela zwar als große Erleichterung erlebt. Aber erst mit dem Umzug in ein Flüchtlingscamp verbesserte sich die materielle Situation des vaterlosen Haushaltes. Damit einher gingen auch eine erste Traumabarbeitung sowie ein Prozess der Identifizierung und Organisation als Flüchtlinge:

„Später sind wir in ein Flüchtlingscamp gezogen, weil wir gehört hatten, dass man sich dort mehr organisiert. Als ich im Camp ankam, wollte ich nie mehr da weg gehen, weil es dort voller Freude war, es gab überall Häuschen und sie kamen, um uns zu besuchen und uns Kleider zu schenken [...]. Wir fühlten uns glücklich! Wir hatten vor nichts mehr Angst.“

Als sie zwölf Jahre alt war, war Rafaela P. mit ihrem Partner zusammen, den sie in dem Flüchtlingscamp kennen gelernt hatte. Mit der Beziehung begann auch der Kontakt zu einer Gruppe von Flüchtlingen, die aus dem gleichen Landkreis stammten wie sie und später den „Rückkehrblock“ bildeten, der 1998 zurück in Guatemala die *Comunidad* „La Trinidad 15 de Octubre“ gründete. Im Rahmen der Selbstorganisationsprozesse der Camp-Flüchtlinge begann ab Anfang der Neunzigerjahre auch eine eigene Organisation der Flüchtlingsfrauen:

„Ich nahm [im Flüchtlingscamp] auch an der Sache von Mama Maquin [die größte Organisation der guatemalteckischen Flüchtlingsfrauen im mexikanischen Exil] teil [...]. [E]s war so, dass Mama Maquin zu uns kam und Versammlungen mit den Leuten abhielt [...] [S]ie wollten den Mut der Frau fördern. Sie erzählten uns, dass die Frau [...] gleiche Rechte hat wie der Mann.“

Mama Maquin, der sich rund 7 000 Frauen anschlossen (vgl. Unger 1995), führte zusammen mit lokalen NGO und institutioneller Unterstützung des UNHCR auch Alphabetisierungs- und Spanischkurse sowie einkommensschaffende Projekte mit den Frauen durch. Die Organisation begann zudem in Frage zu stellen, dass sich der Landbesitz traditionell in Männerhand befindet, die Frauen aber durch ihre sozial wie öko-

nomisch kaum als Arbeit anerkannten Tätigkeiten im produktiven und so genannte reproduktiven Bereich ebenso zur familiären und kommunitären Ökonomie beitragen wie die Männer. Ziel war, ein Recht auch der verheirateten Frauen auf den Status der formalen Land(mit)besitzerinnen nach der Rückkehr nach Guatemala in den geplanten Kooperativen³ der Rückkehr-*Comunidades* zu erwirken.

Die Tätigkeiten und Pflichten der Frauen innerhalb der geschlechtlichen Arbeitsteilung sollten als Arbeit anerkannt werden, um sie als Ersatz für die zu zahlende Einlage und die verpflichtenden Arbeitsstunden in den Kooperativenprojekten geltend machen zu können. Denn von den männlich dominierten Flüchtlingsvertretungen war vorgesehen worden, die Zahlung einer bestimmten Geldsumme und eine festgelegte Anzahl von Arbeitsstunden als Bedingungen an alle zu stellen, die der Kooperative als aktives Mitglied beitreten wollten.

Die formale Mitgliedschaft von Frauen sahen die Frauenflüchtlingsorganisationen deshalb als so wichtig an, weil sich abzeichnete, dass die Kooperativen andere lokale Entscheidungsstrukturen der *Comunidades* verdrängten. So wurde die Mitgliedschaft in der Kooperative nicht nur gleichbedeutend mit dem Recht auf einen Landnutzungstitel, sondern auch zur Voraussetzung für Mitbestimmung auf lokaler Ebene.

Die männlichen Flüchtlingsvertreter akzeptierten die Arbeit und die Forderungen von Mama Maquin – nach konfliktreichen Auseinandersetzungen – lediglich, weil sie sie als strategische Unterstützung für den „kollektiven Kampf“ um die Rückkehr nach Guatemala ansahen. Trotzdem begann auf der Ebene der Partnerschaften vielfach eine Auseinandersetzung zwischen Männern und Frauen mit Geschlechterrollen, in denen es um Fragen der Gleichheit, der politischen Partizipation von Frauen, aber erstmals auch um eine Reflexion der bisherigen Auffassung von „Arbeit“ ging. Die geschlechtliche Arbeitsteilung wurde allerdings nicht in Frage gestellt:

„Ich habe mich nie mit meinem Mann gestritten, weil ich Mitglied von Mama Maquin war. Er hat mir nur zu verstehen gegeben, [...] dass man sich als Frau und als Mann respektiert. Er sagte mir: ‚Nicht, dass du, weil du bei Mama Maquin mitmachst, mir sagst: >Ach nein, ich habe meine Rechte. Du machst dir dein Essen und erhebst dich, um es zu machen und Punkt.< Nein, so ist es nicht, sondern wir müssen beide gleich arbeiten.“

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die guatemalteckischen Flüchtlingsfrauen im Exil im weitaus liberaleren Mexiko vor allem aufgrund der Herausbildung eines Urrechtsbewusstseins, zu dem in nicht geringem Maße der Kontakt mit dem UNHCR, mexikanischen Frauenorganisationen und NGO in den Flüchtlingscamps beitrug, ein ungewöhnlich hohes Maß an Bildung, Selbständigkeit und politischer Autonomie gewannen, wenn man als Vergleich Studien über die Situation indigener Frauen aus *Comunidades* heranzieht, die während des Krieges in den Konfliktgebieten in Guatemala blieben.¹⁰ Nach der Rückkehr in die sehr strukturkonservativen und verarmten ländlichen Regionen Guatemalas fand ein patriarchaler Backlash statt (vgl. Cabarrus et al. 2001, Worby 2002).

In den meisten Fällen wurde den Frauen nach der Rückkehr, abgesehen von den Witwen und den alleinstehenden Müttern, auch wenn sie die Kaufverträge für die erworbenen Ländereien (mit)unterzeichnet, also ein formales Recht auf Land(mit)besitz inne hatten, die Mitgliedschaft in den Kooperativen verweigert oder aber erheblich erschwert, vor allem aufgrund der erwähnten Aufnahmebedingungen, die den Arbeitsalltag von Frauen als Beitrag zur familiären und kommunitären Ökonomie unberücksichtigt lassen. Vor allem für die Witwen und alleinstehenden Mütter, aber auch für die verheirateten Frauen in *Comunidades* wie „La Trinidad“, die sich selbst als „fortschrittlich“ begreifen und ein geschlechtsblindes Konzept von Gleichheit groß

schreiben bedeutet die Mitgliedschaft in der Kooperative deshalb oft **keine** eine Strafe denn ein Privileg. Denn sie müssen nicht nur die Familie versorgen, den Haushalt führen und die Feldarbeit erledigen, sondern in der Kooperative auch Ämter übernehmen und die verpflichtenden Arbeitsstunden erledigen. Die Beteiligung von Männern im Haushalt und bei der Kinderbetreuung konnten die in Partnerschaft mit einem Mann lebenden Frauen nur in Ausnahmefällen durchsetzen. Und wenn, wird dies von den Männern ebenso als „Gefälligkeit“ gegenüber ihren Frauen betrachtet wie die Übernahme ihrer Arbeitsstunden in der Kooperative in den seltenen Fällen, in denen eine verheiratete Frau anstatt ihres Mannes stimmberechtigtes Mitglied ist. Rafaela P., deren Mann sich bald nach der Rückkehr entschloss, die *Comunidad* wieder zu verlassen, um in den USA Arbeit zu finden, beschreibt den Widerspruch zwischen einem formalen Gleichheitsanspruch und der Nichtberücksichtigung des Arbeitsalltags der Frauen folgendermaßen:

„Hier [in La Trinidad] muss man seine Arbeitsstunden in der Kooperative ableisten, ob der Mann da ist oder nicht. Und man muss zahlen. Ich habe hier an diesem Haus vier Wochen gearbeitet, wie ein [...] Mann. Und dann muss man auch zur Kaffeemühle der Kooperative gehen. Man muss eine Person dafür bezahlen oder selbst gehen. [...] So lebe ich hier. Es ist hart [...]. Wenn man Mitglied der Kooperative ist, muss man aktiv partizipieren [...]. Und sie berücksichtigen die Partizipation der Frau und des Mannes. [...] Sie sagen nicht: ‚Du bist kein Mann, du hast kein Recht auf die Mitgliedschaft in der Kooperative.‘ [...] Alles geht darum, dass man seine Verpflichtungen gegenüber der Kooperative erfüllt. Und wenn man sie nicht erfüllt, werden sie einen raus [...]“

Wie bereits angedeutet, befindet sich Rafaelas Mann als Arbeitsmigrant in den USA. Nach Aussagen des derzeitigen Präsidenten der Kooperative ist in den vier Jahren nach der Rückkehr insgesamt ein Viertel der männlichen Kooperativmitglieder in die USA abgewandert. Welche Familie Angehörige in den USA hat, die regelmäßig Geld schicken, lässt sich bereits an den Häusern erkennen. Die der USA-Migranten sind frisch verputzt, mit gepflegten Vorgärten und eingebauten Glasfenstern. Die soziale Ausdifferenzierung innerhalb der *Comunidad* ist unübersehbar. Bis zum Abschluss der Feldstudie im September 2002 gab es in „La Trinidad“ allerdings keinen Fall von einer Frau, die selbstständig Richtung USA migriert oder ihrem Partner nachgezogen wäre.

Eine Studie von Pierrette Hondagneu-Sotelo (1994) beschreibt langfristige Rekonstruktionsprozesse von Weiblichkeit und Männlichkeit im Zuge der nicht dokumentierten Zuwanderung von Mexiko in die USA. Laut Hondagneu-Sotelo motivieren zunächst informelle Netzwerke die Männer, in die USA zu gehen. In einem zweiten Schritt übernehmen die zurückbleibenden (Ehe-)Frauen Aufgaben der männlichen Familienhalter, bleiben aber gleichzeitig an traditionelle Vorstellungen von Weiblichkeit gebunden (Ehefrau und Mutter). Sie bauen jedoch mit der Zeit ein Selbstbild auf, das von Vorstellungen der *selbstbewusstesten* Frau/entscheidungsstarken Mutter geprägt ist. Die folgenden Aussagen von Rafaela P. bestätigen diese Beobachtungen:

„[A]ls wir hier [in La Trinidad] ankamen, ließ er mich mit meinen Kindern allein und ging! Er verdiente nur 20 Quetzales [etwa 2,5 Dollar] am Tag und das reichte uns nicht zum Essen. [...] Also sagte er mir: ‚Schau, ich gehe nach Mexiko zurück. [...] Ich [...] werde Geld verdienen, ich werde dir dein Geld schicken. Oder willst du mitkommen? ‚Nein, ich gehe nicht. [...] Wenn du gehen willst, geh! Ich bleibe hier in Guatemala.‘ Und deshalb ging er. [...] Er hatte einige mexikanische Genossen, in Guatemala. Die haben ihm geholfen. Sie gaben ihm Geld [...] [Dann] ging er in die

Die (Ehe-)Frauen der USA-Migranten übernehmen in „La Trinidad“ die Verwaltung des familiären Besitzes und auch die Verpflichtungen des Mannes in der Kooperative. Dies empfinden sie subjektiv als gewisse Machtposition, was ihnen ein neues Selbstbewusstsein verleiht:

„[D]as Land, die Parzelle und das Haus gehören jetzt mir, sie laufen auf meinen Namen, mein Name ist in der Kooperative eingeschrieben. [...] Er ist nichts. [...] Ich bin die Besitzerin, weil ich das Kooperativmitglied bin. Wenn er käme, hätte er kein Recht darauf.“

Seit der Mann fort ist, hat Rafaela auch ihre Leidenschaft für die Feldarbeit entdeckt, der sie nun in kollektiv organisierter Form nachgeht. Dies sieht sie als eine Form der persönlichen Entscheidungsfreiheit, die in Anwesenheit des Mannes nicht möglich gewesen war:

„Ich bin [...] in der Landwirtschaftsgruppe, weil mir die Arbeit auf dem Feld gefällt. [...] [W]enn alle ernten, hat man auch den Wunsch, aber man denkt, dass man es nicht kann. Aber man kann es! [Meinem Mann] hat es nie gefallen, dass ich arbeite [auf dem Feld]. [...] Er sagt mir nur: ‚Pass auf meine Kinder auf und bleib da.‘ Das hat mir nicht gefallen.“

Margarita Hurtado beschreibt in einer Studie über die Frauen von „La Trinidad“, deren Männer in den USA arbeiten (2002), allerdings auch die negative Seite der neu gewonnenen Freiheiten. Die „doppelte Anforderung“ an die alleinstehenden Frauen bzw. an alle Frauen, die auf kommunitärer Ebene politisch partizipieren möchten (tun/oder sollen), und die damit verbundene Mehrfachbelastung werden durch die Interessen Spannungen verstärkt, die der soziale Ausdifferenzierungsprozess mit sich bringt. Wie Hurtado nachweist, sind alleinstehende Frauen, deren Männer in die USA abwanderten, mit dem Neid anderer Gemeindeglieder konfrontiert, aber auch mit dem moralisch aufgeladenen und sexualisierten Stereotyp der „vermögenden alleinstehenden Frau“, in dem in diesem Kontext die negativen Attribute „Faulheit“ und „Untreue“ mitschwingen. Nicht selten werden sie stärker kontrolliert und diskriminiert. Zudem agieren vor allem die männlichen lokalen Autoritäten die oft gegen die USA-Migranten erhobenen Vorwürfe des Individualismus und des Verrats der kollektiven Strukturen der *Comunidad* an den zurückbleibenden (Ehe-)Frauen aus. Häufig nötigt man sie quasi als Strafe, zusätzlich zu ihren eigenen Ämtern die des abgewanderten Mannes zu übernehmen, wie die folgende Aussage von America, einer weiteren Bewohnerin von „La Trinidad“, deutlich macht:

„Als er [der Ehemann] ging [in die USA], schlugen sie mich für das Gesundheitskomitee vor, obwohl ich bereits im Leitungsgremium der Frauenkooperative, die einen Dorfaden betreibt, war. Aber das berücksichtigen sie ja nicht, weil es eine Frauensache ist. [...] Und ich war ja als Frau alleine. [...] Sie machen es ein bisschen aus Rache, weil der Mann nicht da ist.“

Die Rückkehrerin, eine indigene Krisenmanagerin?

Das Beispiel „La Trinidad 15 de Octubre“ zeigt, dass die Erfahrungen der Flucht, des Exils in Mexiko, der Rückkehr nach Guatemala und der vor allem aus ökonomischen Gründen zunehmenden Abwanderung vieler Männer nach Mexiko oder in die USA zwar auf verschiedenen Ebenen zum Wandel der Geschlechterbeziehungen geführt

in den Interviews zeigen sie sich geübt in der Verwendung der Begriffe Partizipation, Geschlechtergleichheit und Frauenrechte. Die durchschnittliche Anzahl der Kinder pro Frau liegt mit drei bis vier weit unter dem nationalen Durchschnitt von mehr als fünf Kindern pro Frau in indigenen *Comunidades*, die keine Exilfahrung aufweisen. Die Frauen von „La Trinidad“ bewegen sich selbstverständlich in den öffentlichen Räumen der *Comunidad* und partizipieren zumindest formal an deren Entscheidungsstrukturen.

Die vorne beschriebene Gender-Ordnung hingegen, deren Grundlage die rigide geschlechtliche Arbeitsteilung und die Nicht- oder Unterbewertung der den Frauen zugeschriebenen Pflichten und Tätigkeiten vor allem im so genannten reproduktiven Bereich bildet, hat sich kaum transformiert und verläuft nach wie vor asymmetrisch zwischen den Geschlechtern. Für viele Frauen bedeuten die neu gewonnenen „Rechte“ zur Partizipation in den Entscheidungsstrukturen der *Comunidad* deshalb eine „doppelte Anforderung“ und Mehrfachbelastung.

Im Fall der guatemaltektischen Rückkehr-*Comunidades* bestätigt sich die These von der Feminisierung der internationalen Migration nur in Bezug auf die erste Etappe ihrer Migrationsgeschichte – die Flucht nach Mexiko. Das Profil derjenigen, die im Rahmen der dritten Etappe aktuell Richtung Mexiko und USA abwandern, ist männlich und Mehrheit der indigen-kleinbäuerlichen Bevölkerung hohen Bildungs- und Organisationsgrad aus.

Die vor allem der Krise in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft geschuldete aktuelle Abwanderung vieler Männer „nach Norden“ verändert die Geschlechterbeziehungen in den Rückkehrgemeinden erneut. Die zurückbleibenden Frauen befinden sich in einer ambivalenten Situation. Einerseits verbessert sich ihre materielle Situation aufgrund der Rücküberweisungen aus den USA deutlich gegenüber anderen Frauen. Außerdem genießen sie bestimmte Freiheiten wie beispielsweise die Entscheidung darüber, ob sie auf dem Feld arbeiten und die Hausarbeit partiell an andere delegieren. Die Übernahme und Verwaltung des familiären Besitzes sowie die Mitgliedschaft in der Kooperative verleihen ihnen zudem eine gewisse Machtposition auf familiärer und kommunitärer Ebene. Tatsächlich bauen einige Frauen das von Hondagnue-Sotelo beschriebene Selbstbild der selbstbewussten Frau/entscheidungsstarken Mutter auf. Andererseits sind sie auch mit den patriarchal geprägten sozialen Kontrollmechanismen, mit Neid und negativen stereotypen Bildern seitens anderer Mitglieder der *Comunidad* konfrontiert. Der soziale Zusammenhang der *Comunidad* projiziert die Ursache der lokalen Konflikte, die durch die zunehmende soziale Ausdifferenzierung aufgrund der Abwanderung eines Teils der Männer in die USA entstehen, auf die zurückbleibenden (Ehe-)Frauen. Es wird von der Entwicklung der ökonomischen Möglichkeiten der *Comunidad* sowie von ihrer Konfliktfähigkeit und Integrationskapazität in Bezug auf diesen neuen Typus der alleinstehenden Frau abhängen, ob es längerfristig zu einer Transformation der Gender-Ordnung kommt.

Anmerkungen

- 1) In Anlehnung an die klassische Diskussion indigener Gemeinschaften wird der lokale, dörfliche Kontext in Folgenden mit dem spanischen Begriff der *Comunidad* gekennzeichnet (vgl. Garbers 2002, S. 58).
- 2) Dieser Aufsatz basiert auf den Zwischenergebnissen einer achtmonatigen Feldstudie in drei Gemeinden ehemaliger Kriegsflüchtlinge in Guatemala, die ich im Jahr 2002 im Rahmen eines Dissertationsprojektes zum Thema „Guatemala: Migration, Geschlecht und Entwicklungspolitik“ durchgeführt habe. Im Zentrum des Forschungsanliegens stand die Rekonstruktion von Lebensgeschichten ehemaliger Fluchtlinge.

3) Der Landbesitz in Guatemala konzentriert sich auf wenige große Ländereien (Latifundien) von guter Qualität und in den Händen der urbanen mestizischen und weißen Minderheit. Hier wird extensiv für den Export produziert. Etwa dreißig Prozent des Landes wird von achtundneunzig Prozent der Landwirten, meist indigener Herkunft, bewirtschaftet und ist in zahlreiche winzige Stücke Land (Minifundien) zerlegt, die sehr intensiv genutzt werden, häufig aber selbst für die kleinbäuerliche Landwirtschaft eigentlich ungeeignet bzw. nur bedingt geeignet sind (vgl. CONGCOOP/CNOC 2002).

4) Nachdem Anfang der Sechzigerjahre die ersten Guerilla-Organisationen in Guatemala aufgetaucht waren, begannen die sich seit den Fünfzigerjahren an der Macht abwechselnden Militärdiktaturen mit der systematischen Aufbrüstung ihrer Streitkräfte und der Durchführung von antikommunistischen militärischen Aufstandsbekämpfungsprogrammen, die sich zunehmend gegen jede Form von sozialer, gewerkschaftlicher oder politischer Opposition richteten.

5) Während des Regimes des Militärdiktators Efraín Ríos Montt zwischen März 1982 und November 1983 wurde eine der intensivsten und am besten koordinierten Massakerkampagnen in der Geschichte Guatemalas durchgeführt, der in 18 Monaten etwa 75 000 Menschen zum Opfer fielen, davon die meisten zwischen April und November 1982, und vor allem in den indigen geprägten Departamentos Chimaltenango, El Quiché, Huehuetenango und den Verapaces (Schirmer 1999, S. 87).

6) So werden in Guatemala heute mehr als sechzig Prozent aller ländlich-kleinbäuerlichen Haushalte und vierundfünfzig Prozent aller als arm geltenden ländlichen Haushalte von Frauen geführt (vgl. SNLU 2001, S. 68).

7) Die sozialwissenschaftliche Unterscheidung zwischen Migration und Flucht ist problematisch. Denn „als Teil der internationalen Wanderungsbewegungen sind Flüchtlingsbewegungen von diesen oft nur schwer abgrenzbar“ (Schöbtes, Treibel 1997, S. 87).

8) Einerseits „Generation“ feministisch orientierter Migrationsforscherinnen ging es mit dem so genannten kompensatorischen Ansatz darum, empirisches Material über Migrantinnen zu sammeln, um Frauen in Migrationsprozessen sichtbar zu machen (vgl. Schöbtes, Treibel 1997). Diesen Studien ist die These von der „Feminisierung der Migration“ zu verdanken. Laut Schöbtes/Treibel machen beispielsweise die Angaben über die demografische Zusammensetzung von Flüchtlingen (vgl. u.a. UNHCR 1995) deutlich, dass die Gruppe der Frauen und Kinder „innerhalb der weitverbreiteten Flüchtlingsbewegungen mit einem Anteil von bis zu 80 Prozent die Majorität bildet“ (Schöbtes, Treibel 1997, S. 88). Eine zweite Generation von Migrationsforscherinnen folgte dem so genannten kontrahistorischen Ansatz, der davon ausgeht, dass Migrationen qua Geschlecht Opfer der Globalisierung seien, die als eindimensionale Ausweitung patriarchal-kapitalistischer Verhältnisse verstanden wird (vgl. Karrer et al. 1996). Im Verlauf der Achtzigerjahre wurden jedoch vor allem von Frauen aus dem Süden an der ersten und zweiten Generation feministischer Migrationsforschung kritisiert, dass die Basis der gemeinsamen Identität Frau, von der westliche Feministinnen ausgehen, indem sie ihre Erfahrungen als universell setzen, nicht existiert (vgl. Aufhäuser 2000, S. 100). Es wurde einerseits gefordert, Frauen als Subjekte und nicht nur als Opfer zu sehen und andererseits zu differenzieren, welche Frauen warum, unter welchen Bedingungen migrieren und welche Frauen beispielsweise von der Migration anderer Frauen profitieren. Die These von der „Feminisierung der Migration“ teilen die Vertreterinnen aller theoretischen Ansätze zu Geschlecht und Migration, auch diejenigen aus dem angloamerikanischen Raum, wie die Migrationsforscherin Suskin Sassen, die einen eher makroökonomischen Blickwinkel einnimmt (vgl. Sassen 1992).

9) Zu diesen Orten gehören die Geschlechterkultur des Herkunftslandes bzw. -ortes, Vermittlungsagenturen und Migrationsnetzwerke, Einwanderungsbestimmungen und -politiken der potenziellen Einreiseländer, die Geschlechterkultur des Einreislandes, und die Migrationsforschung selbst (ausführlicher hierzu vgl. Aufhäuser 2000, S. 108–114).

10) Wenn es sich nicht beispielsweise um rassistisch motivierte Vertreibung handelt.

11) In Guatemala selbst sind die Themen Migration und Gender bislang kaum Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung. Ansätze bestehen lediglich in der Erforschung der Zusammenhänge zwischen Flucht, Exil, Rückkehr und Gender (vgl. u.a. Cabarrus et al. 2000, Worby 2002).

12) Frank Garbers (2002) beschreibt indigene Gemeinschaftsformen (*Comunidades*) und ihren Wandel als Produkt kolonialer Beziehungen und als Ressource der indigenen Bevölkerung in einem seit Jahrhunderten andauernden Ringen mit den Herrschenden (in der Reihenfolge Spanier, Kreolen, Mestizen) um Land und Arbeitskraft. Die demot definierten indigenen Gemeinschaftsformen öffneten sich, wie der Autor dezidiert nachweist, je nach historisch-politischem Kontext gegenüber den guatemaltektischen Herrschaftssystemen und dem „Rest“ der Gesellschaft mal mehr, mal weniger, wandelten sich ab und schlossen sich ab. Die *Comunidad* als Konzept für Vergemeinschaftung stellt also ein auf historischen Erfahrungen begründetes flexibles Projekt der Gegenhegemonie dar.

13) Eine Finca ist eine Großländerei, auf der extensiv und in der Regel für den Agarexport angebaut wird.

14) Alle nachfolgenden Zitate von Rafaela P. sind einem narrativen Interview entnommen, das ich im Mai 2002 mit ihr führte.

15) Eine Kooperative ist eine juristische Figur für kollektiven Landbesitz, gleichzeitig aber auch eine Form der kommunikativen Organisierung. In den männlich dominierten Fluchtlingserwartungen war es weitgehender Konsens, dass Witwen mit von ihnen abhängigen Kindern sowie alleinstehende Mütter das Recht auf einen formalen Landtitel haben bzw. aktive Mitglieder einer Kooperative werden können, was bedeutet, dass sie einen Landtitel

16) Die Unterscheidung eines Teams von Anthropologinnen und Historikerinnen über die Grenzen eines militärischen Landes im Department Quiché, der in einem der ehemaligen Hauptkonfliktgebiete liegt und dessen BewohnerInnen der Communities während des Krieges nicht flohen, kommt zu dem Schluss, dass die historische Gender-Ordnung der guatemalteken kleinbäuerlichen Gesellschaft mit ihren Diskriminierungen gegenüber Frauen durch eine militarisierte Gender-Ordnung ersetzt wurde, die bis heute auf den totalen Ausschluss von Frauen aus den öffentlichen Räumen der Information, Kommunikation und Partizipation sowie auf schneller Gewalt als Normalität fußt: "Sie [die lokalen (para-)militärischen Autoritäten] etablierten eine [...] Männer dominierte Ordnung, die patriarchale Beziehungen und die Konstruktion einer autonomen Identität stärkte, die auf Maskulinität sowie militärischen Praktiken und Bezügen basiert" (Avancso 2002, S. 438).

Literatur

- AUFHAUSER, Elisabeth: Migration und Geschlecht. Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration. in: Karl Huisa et al. (Hrsg.): Internationale Migration, Frankfurt am Main 2000, S. 97–122
- AVANCSO: *Se cambio el tiempo – conflicto y poder en territorio K'iche'*. Guatemala 2002
- BRAIG, Marianne: *Menschenpflichten versus Frauenrechte*. in: Marianne Braig, Ute Gerhard (Hrsg.): *Dokumentation des Workshops: Frauenrechte sind Menschenrechte. Mitteilungen des Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse*, Nr. 3, Juni, Frankfurt 1999, S. 79–96
- BURBA, Heike: *MigrantInnen und Geld. Die wachsende Bedeutung der Geldüberweisungen aus den USA in Guatemala*. in: *Guatemala-Info* 1/2001, S. 10–12
- CABARRIUS, Carolina/GOMEZ, Dorotea/GONZALES, Ligia: *Y nos Saltaños las Trancas. Los Cambios en la Vida de las Mujeres Refugiadas Retornadas Guatemaltecas*. Ciudad de Guatemala 2000
- CNOC/CONGCOOP: *Fonteras: El Modelo de Mercado y el Acceso a la Tierra en Guatemala*. Ciudad de Guatemala 2002
- COMMISSION FOR HISTORICAL CLARIFICATION (CEH): *Guatemala. Memory of Silence. Tz'inil na'ab'aj. Report of the Commission for Historical Clarification. Conclusions and Recommendations*. Ciudad de Guatemala 1999
- DEERE, Carmen Diana/LEON, Magdalena: *Mujer y Tierra en Guatemala*. Ciudad de Guatemala 1999
- EGUIZABAL, Cristina/GUZMAN LEON, Juany: *Frau und Politik in Mittelamerika. Der Weg zur Demokratisierung*. in: Klaus-Dieter Torgemann (Hrsg.): *Demokratisierung in Mittelamerika. Demokratische Konsolidierung unter Ausschluss der Bevölkerung*. Münster 1998, S. 116–146
- GARBERS, Frank: *Guatemalteke Flüchtlinge in Mexiko: Ausgrenzung und Flucht als Hintergrund für ein Neues Ethnisches Bewußtsein. Unveröffentlichte Magisterarbeit*. Hamburg 1993
- HONDAGNEU-SOTELO, Pierrette: *Gendered Transitions. Mexican Experience of Immigration*. Berkeley, Los Angeles, London 1994
- HURTADO, Margarita: *Die Grenzen werden für das Kapital geöffnet, aber für Menschen werden sie verstärkt. Interview mit Margarita Hurtado*. in: *Guatemala-Info* 1/2001, S. 13–16
- DIES.: *Aquí estamos esperando. Informe preliminar de investigación: Violencias de Mujeres Retornadas Esposos de Trabajadores Migrantes en los Estados Unidos. El Caso de la Colonia 15 de Octubre la Trinidad, Escuintla, a tres Años de su Retorno a Guatemala*. Ciudad de Guatemala 2002 (unveröffentlicht)
- KARRER, Christa/TURTSCH, Regula/LE BRETON-BAUMGARTNER, Maritza: *Entscheidungen im Abschieben. Frauen in der Migration*. Zürich 1996
- KRON, Stefanie: *Zu den Forderungen ruraler Frauen in Guatemala nach Landzugang, Rechtssicherheit und Mitbestimmung unter besonderer Berücksichtigung der Rückkehrerinnen aus dem mexikanischen Exil. Eine Studie im Auftrag des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED)*. Ciudad de Guatemala 2002
- DIES.: *Wir gehen nicht, wie wir gekommen sind – Flüchtlingsfrauen kämpfen um ihre Rechte*. in: Markus Stammf, Renate Sava, Manfred Büstman, Corinna Milborn (Hrsg.): *Guatemala – Ein Land auf der Suche nach Frieden*. Frankfurt am Main 2003, S. 184–190
- LAMNEK, Siegfried: *Qualitative Sozialforschung*. Bd. 2. Methoden und Techniken. Weinheim 1995
- LE BOT, Yvon: *La guerra en tierras bajas – Comunidad, violencia y modernidad en Guatemala (1970–1992)*. Mexico 1995
- LEE, Everett S.: *A Theory of Migration*. in: *Demography*, Vol. 3, Issue 1, 1966, S. 47–57
- PRODOLLJET, Simone: *Spezifisch weiblich: Geschlecht und Migration. Ein Rückblick auf die Migrationsforschung*. in: *Zeitschrift für Frauenforschung* 99/1 u. 2, 1999, S. 26–42

SCHIRMER, Jennifer: *Intimidación. Proyecto Político de los Militares en Guatemala*. Facultad Latinoamericana de Ciencias Sociales – FLACSO, Guatemala 1999

SCHÖTTES, Martina/TREIBEL, Annette: *Frauen – Flucht – Migration. Wandlungsmotive von Frauen und Aufnahmestituation in Deutschland*. in: P. Lutzger (Hrsg.): *Transnationale Migration. Soziale Welt Sonderband* 12, 1997, S. 85–117

SISTEMA DE NACIONES UNIDAS EN GUATEMALA – SNU: *Guatemala, el Financiamiento del Desarrollo Humano*. Ciudad de Guatemala 2001

UNDP: *Naciones Unidas en Guatemala*. CEPAL, PNUD: *Guatemala. Los Contrastes del Desarrollo Humano*. Edición 1998, Ciudad de Guatemala 1998

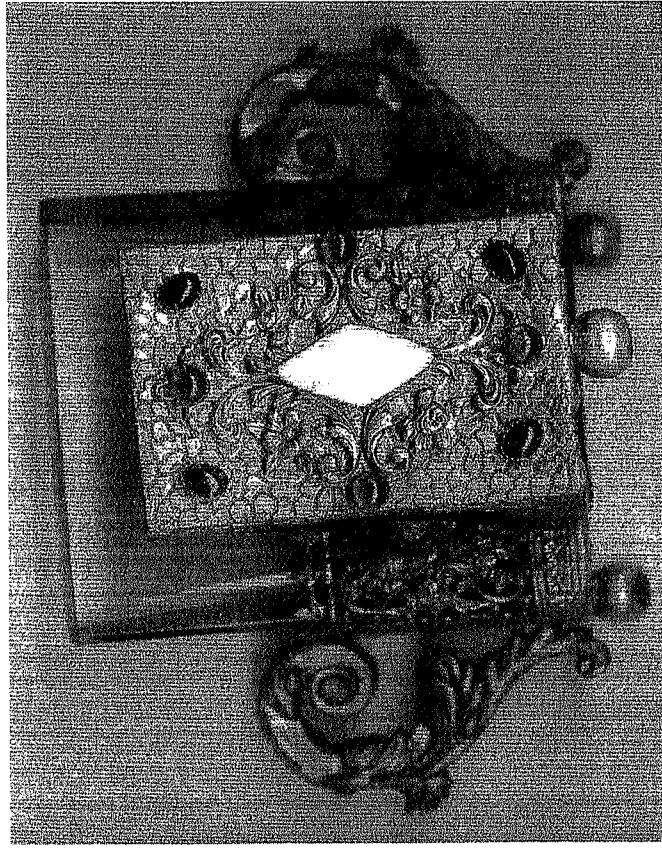
LINGER, Barbara: *Die Berücksichtigung von Geschlechterdifferenzierung in der Arbeit des Höhen Flüchtlingskommissars der Vereinten Nationen. un veröffentlichte Diplomarbeit am Fachbereich Politische Wissenschaften der Freien Universität Berlin* 1995

UNHCR: *Sexual Violence against Refugees. Guidelines of Prevention and Response*. Genf 1995

DASS.: *Guatemala – de Regreso a Casa*. Ciudad de Guatemala 1999

WORBY, Paula: *Los Refugiados Retornados Guatemaltecos y el Acceso a la Tierra. Resultados. Lecciones y Perspectivas*. Ciudad de Guatemala 2002

YOUNG, Brigitte: *Globalisierung und Gender*. in: *Prokla* 111. *Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*. Schwerpunkt Globalisierung und Gender, Münster 1998



United Nations Conference on Trade and Development (UNCTAD)
1999 World Investment Report, Foreign Direct Investment and the Challenge of Development. New York: UNCTAD.

Ward, Kathryn (ed.)
1990 Women Workers and Global Restructuring. Ithaca, N.Y.: International Labor Relations Press, Cornell University.

Migrantes ecuatorianas en Madrid: Reconstruyendo identidades de género*

Heike Wagner**

Sin desconocer la realidad en sus particularidades, se pueden formular algunas estructuras de la dominación de género que actúan en el conjunto de la sociedad ecuatoriana. Se trata de un sistema patriarcal machista, en el que el hombre mantiene un predominio sobre la mujer y en el que se propaga el ideal oficial y mestiza de cierta masculinidad y feminidad.

Hace poco, en una discoteca ecuatoriana en Madrid, escuché el siguiente diálogo, en el que un migrante ecuatoriano le conversaba a una señora que había tenido un accidente y que se había roto una pierna. Ella le preguntó si trabajaba en la construcción. Su reacción a la pregunta fue de indignación porque ella, supuestamente, daba a entender que consideraba a todos los ecuatorianos sin papeles y que todos los hombres, además, estarían involucrados en el sector de la construcción. Y tiene razón: demasiado rápidamente se universaliza, colectiviza y confunde estadísticas generales con casos particulares y, así, se da paso a la creación de una imagen del colectivo inmigrante como "pobrecitos" y víctimas.

Sin embargo, no es ni lo uno ni lo otro. Se trata de observar los casos concretos y de poner a las personas y sus situaciones en primer plano, en vez de generalizar, para confrontar explicaciones y análisis monocausales y generalizadores con lo complejo y contradictorio de la realidad.

Durante un año, desde el 2003 al 2004, he llevado a cabo una investigación de campo sobre el proceso migratorio de mujeres ecuatorianas en Madrid y Ecuador, dando una especial importancia al trabajo doméstico. El género es uno de los factores estructurantes en el proceso de migración, tanto para la decisión de migrar así como también para su desarrollo posterior. Actúa de un modo decisivo, pero también es cuestionado, transformado y redefinido me-

* Parte de este texto ha sido elaborado para una ponencia en el 4º Congreso sobre Inmigración en España, Girona 2004

** Heike Wagner, Antropóloga, Universität Tübingen, Alemania. hs_wagner@web.de

dante la migración. En todo esto juega un papel central el nuevo contexto social en España.

Aunque ya se ha vuelto "mainstream", quiero dejar en claro, que no he investigado únicamente mujeres, sino también hombres; que analizo a las mujeres también en sus relaciones con los hombres, con otras mujeres, con transexuales y homosexuales. Entender género interactivamente, sin embargo, no puede significar que las mujeres son medidas desde los hombres o que se proyecta una comprensión complementaria y dicotómica sobre género, ya que muchas migrantes -especialmente quienes migran solas y sin pareja- persiguen proyectos individuales: lejos de la referencia de la mujer al hombre, del rol de madre y del rol como compañera y esposa.

Para abordar el tema recorro, en parte y críticamente, al concepto de habitus de Pierre Bourdieu. Bourdieu entiende por habitus, sistemas de disposiciones adquiridas, permanentes y generadoras" (Bourdieu 1991, 93). El habitus hace posible la producción libre de todos los pensamientos, todas las percepciones y acciones inscritos dentro de los límites que marcan las condiciones particulares de su producción" en el marco de relaciones de clase (ibid, 96. Bourdieu 1987, 111-113). Un habitus se origina mediante la interiorización transformativa de condiciones existenciales de orden material y cultural y por eso también puede ser entendido como internalización de la historia en la corporalidad (Bourdieu 1991, 95, 1987, 136). Gusto, gestos, patrones de organización y relaciones de género, entre otros, son

minante, que siempre hay contraestructuras y contrahistorias y que no todas las mujeres y hombres desaprueban esta forma de las relaciones de género. La identidad masculina dominante se caracteriza por el trabajo: el hombre es considerado como el proveedor de la familia, mientras que trabajar fuera de casa no se percibe como propio de las mujeres. Las mujeres construyen su identidad mucho más por recurso al "ser-para-otros" o "ser-a través-de-otros" (Camacho 2001, 148). Una patiente de inmigrantes en Madrid, una abogada con éxito en su profesión, a quien yo vi en verano en la sierra sur ecuatoriana, me confesó que se había separado temporalmente de su esposo, porque éste sería "demasiado machista", pero que no habría soportado el no "servirle a nadie". Por eso habría preguntado a sus compañeras de habitación, si podía contar para ellas, "porque necesitaba servirle a alguien".

Servir y autosacrificio son ideales que fueron inscritos en la cultura ecuatoriana por el catolicismo. Troya informa en una investigación en torno a masculinidades en profesionales de la clase media de la ciudad de Quito, que también las mujeres trabajadoras definen su identidad por ser madres o esposas que en relación con la profesión. Ella demuestra que las tareas domésticas son consideradas en las parejas, en las que hombre y mujer trabajan, como tareas de la mujer. A veces los hombres también ayudan, pero lo consideran como un favor a sus esposas. De la misma forma, el cuidado de los hijos se realiza como un apoyo puntual en situaciones bien determinadas (Troya 2001, 92)

Las formas concretas de la dominación masculina, y si en general corresponden a las formas dominantes, son, sin embargo, diferentes de acuerdo a región, clase, etnicidad, religión e individualidad. Por esta razón es que afirmaciones generales sobre las relaciones de género en Ecuador tienen que ser tomadas con cuidado; se trata de un país pluricultural con población mestiza, indígena, afroecuatoriana y blanca, con muchas diferencias interétnicas, raciales y regionales. La diferencia entre "la Costa" y "la Sierra" (la Amazonía hasta hace poco casi no se ha tomado en cuenta) es un eje político, económico y sociocultural que también influye en la representación de las relaciones de género y del machismo. En la esfera política, por ejemplo, el machismo se lo relaciona con la costa, con una forma determinada de machismo, identificada con líderes guayaquileños (Andrade 2001, 20), aunque el machismo se puede encontrar en la totalidad de la sociedad patriarcal ecuatoriana. Sin embargo, existen diferencias entre Sierra y Costa. En un grupo focalizado sobre violencia contra mujeres, en la que mujeres de la costa y de la sierra tomaron parte, todas estuvieron de acuerdo en que la totalidad de la sociedad ecuatoriana está marcada por el machismo y que en todas partes existiría violencia contra las mujeres; sin embargo las costañas convinieron por unanimidad que habría más violencia y control de la sexualidad femenina en la Sierra ecuatoriana. Lamentablemente casi no hay estudios de género sobre la costa ecuatoriana (Herrera 2001, 50) para dar un fundamento a esta expresión ya que además, las mujeres serranas no estaban

Relaciones de género en la sociedad ecuatoriana

Desde el punto de vista de género, la sociedad ecuatoriana, se caracteriza por relaciones sociales en las que los hombres mantienen una posición de privilegio sobre las mujeres. Es importante resaltar que no todos los hombres y mujeres reproducen la estructura do-

de acuerdo con esta afirmación. También faltan estudios comparativos que demuestren las raíces históricas y los rasgos comunes de las instituciones dominantes a nivel nacional y al mismo tiempo las diferencias regionales, étnicas, etc.

Sin desconocer la realidad en sus particularidades, se pueden formular algunas estructuras de la dominación de género que actúan en el conjunto de la sociedad ecuatoriana. Se trata de un sistema patriarcal machista, en el que el hombre mantiene un predominio sobre la mujer y en el que se propaga el ideal oficial y mestiza de ciertas masculinidad y feminidad. Instituciones como el estado, la escuela, el sistema político, el mercado de trabajo y la iglesia, así como también los medios de comunicación hegemónicos, crean y recrean un sentido social respecto a las relaciones de género y que así hacen que sean percibidas como algo natural (Bourdieu 2000, 37). En la opinión pública y en el ámbito político se parte de una masculinidad y feminidad esencializadas, lo cual significa un tipo de masculino y un tipo de femenino, que es binario y así margina otras formas de sexualidad como la homosexualidad o transsexualidad y que es mestizo, que no solamente no toma en cuenta las diferencias étnicas, regionales y de clase, sino que también muestra un tipo monolítico de raza y clase están directamente relacionadas con la dominación de género.

Las estructuras y prácticas de género forman parte del hábitus. A las mujeres, por ejemplo, se las identifica y se autorientifican con valores como ser dulces, cariñosas y con la virtud de servir a

otros; prácticas sociales con las que se identifican y legitiman como tales en la sociedad. Esto no quiere decir que todas las mujeres y todos los hombres lo reproduzcan sin cuestionarlo. Justamente de eso se trata el hábitus.

Las ecuatorianas por mí investigadas hablan de machismo cuando se refieren a la dominación masculina y al rol y posibilidades de las mujeres en la sociedad ecuatoriana, a eso se debe que yo también utilice esta categoría, siempre consciente de su ambivalencia, de su carácter polémico y polisémico. En este trabajo equiparo por esta razón los conceptos de machismo y sociedad patriarcal.

Para afrontar el problema de las falencias generalizaciones y el peligro de interpretar razones culturales de comportamientos de las migrantes en España, he visitado a las familias y parientes en Ecuador de los y las entrevistados. Ahora bien, ¿qué relevancia tienen las relaciones de género para el análisis y comprensión del proyecto migratorio de las migrantes ecuatorianas en Madrid? ¿Qué rol juega su condición de mujer por una parte, al haber sido socializadas en una sociedad patriarcal y, por otra, al incorporarse como mujer migrante en la sociedad española?

Mi aporte para una investigación sobre estos temas trata acerca de las relaciones de género como una de las razones de la emigración y además sobre su relevancia en el proceso migratorio.

Las relaciones de género como una de las razones de la emigración

Por qué migra la gente? La respuesta a esto parece ser una verdad de per-

grullo: por razones económicas (p.ej. para la migración de mujeres a Navarra, cfr. Macías 2003). Estadísticas sobre la situación económica de un país generador de emigrantes apoyan este supuesto, así como también la cantidad de remesas enviadas al país de origen. En efecto, en el caso de la emigración ecuatoriana hay una clara relación entre la crisis económica en Ecuador y el incremento de la emigración (Acosta, López y Villamar 2004, 259-265).

Pero un análisis meramente económico se vuelve ciego frente a dimensiones muy importantes. Las migraciones son multifacéticas y una de las razones sociales, que a menudo no se valoran en el análisis de la migración latinoamericana, son las relaciones de género como una forma de exclusión social en el contexto de origen (Ruiz 2000; Pedone 2002). Hacer frente a esta exclusión y buscar alternativas a la situación actual, motiva a las mujeres a decidirse por la migración. Razones económicas y sociales se complementan perfectamente en este caso. La decisión de migrar incluso puede ser tomada por la familia y/o el marido en vista de la feminización del mercado laboral, es decir, no necesariamente por propia decisión de las mujeres. Sin embargo, el distanciamiento que ello conlleva no siempre es observado como negativo, y dado el caso, también como una oportunidad. Por eso las mujeres toman la iniciativa en España de divorciarse de sus maridos, o buscan otras parejas, para vivir otra forma de relación y de sexualidad. Por eso es que la parcializada imagen de mujeres

res inmigrantes como las "pobrecitas" o "madres sacrificadas" es demasiado corta de vista (Ruiz 2002, 88). No significa que casos así no existan; tampoco que la vida de las inmigrantes no sea dura. Pero el irse lejos, la distancia con Ecuador y su rol como potenciales o actuales esposas y madres en un contexto marcado por relaciones machistas, también puede ser deseado y buscado. Por esta razón no se puede tomar como presupuesto general que las migrantes vean sus proyectos migratorios sobre todo como una estrategia familiar (Anthias y Lazaridis 2000, 11).

Muchas mujeres ya han intentado en Ecuador una transformación de las relaciones de género, por lo cual la emigración puede ser considerada como una continuidad de la transformación operada en su propio rol y subjetividad. Así, por ejemplo, el caso de Mónica¹, quien cuenta una "historia de emancipación": en Ecuador ella fue maltratada por largos años por su esposo, ella misma maltrató a sus niños, hasta que buscó en Ecuador ayuda psicológica; empezó a redefinirse ella misma y su rol y a cambiar su relación con su esposo. Se buscó un trabajo como empleada doméstica, más tarde en limpieza en una empresa y decidió emigrar cuando el dinero ya no le era suficiente y, además, una cuñada ya le había ofrecido llevarla a España. Trabaja actualmente como empleada interna e intenta sacar adelante a sus tres niños en Ecuador independientemente de su esposo.

Se trata, sin embargo, no sólo de la relación entre violencia y migración, si-

¹ Todos los nombres son seudónimos.

no también de la aspiración de las mujeres ecuatorianas a otras formas de vida, aventura, libertad e independencia. La migración se vuelve así en una estrategia femenina central de sobrevivencia, una estrategia propia de empoderamiento y desarrollo, así como también de construcción de nuevas subjetividades en el contexto de la globalización.

A menudo se habla muy negativamente sobre las "familias destruidas por la migración" (Hochschild 2003, 22). Sin embargo, no se toma en cuenta que el tipo de familia en Ecuador ya era destructivo y que las mujeres encontraron en la migración una salida a eso. Esto, sin embargo, no es válido para todas las mujeres: si es verdad que en la investigación de migración por mucho tiempo han dominado explicaciones monocausales y universalistas, por mi parte, no quiero defender un planteamiento monocausal, aunque ciertamente diferente, el mismo que pudiera explicar todos los fenómenos y todas las historias de los y las inmigrantes. Por eso es que mis observaciones son adecuadas para muchas, pero no para todas las inmigrantes ecuatorianas.

La relevancia del género en el proceso migratorio

Una ecuatoriana me decía: "Me vine para poner tierra entremedio", es decir, distancia entre su esposo y ella. La migración es un movimiento en el espacio, un distanciamiento del contexto de origen, el mismo que trae consigo un sinnúmero de transformaciones. En el contexto de la sociedad española, los y las inmigrantes la perciben como extraña, con valores nuevos y formas de con-

vivencia desconocidas; a pesar de la cercanía histórica, producto de los procesos de colonización. El sentido práctico de las acciones ya no es más válido en todas las relaciones, ni siquiera necesariamente entre los mismos ecuatorianos, hombres y mujeres. Esto implica un desafío de lo establecido, el cual, a pesar de que sea parcialmente querido, puede traer como consecuencia cierta inseguridad en un ambiente extraño y a menudo hostil. Además es imposible que las propias historia y socialización sean olvidadas, independientemente de que se lo quiera o no: en la interacción social y en la producción de un sentido social, hombres y mujeres ocurren, junto a otros recursos, también a sus formas adquiridas de percibir, pensar y actuar, es decir a su habitus, lo cual puede conducir a su transformación, afirmación o superación.

En lo que sigue quiero tratar tres aspectos, los mismos que tienen que ver con la identidad de género de las migrantes ecuatorianas: género y mercado de trabajo; relaciones de género y estrategias nuevas; y la renegociación de las relaciones de pareja.

Género y mercado de trabajo

Un análisis del sistema muestra que el sexismo es constitutivo del mercado de trabajo al interior de la economía capitalista (Balibar/Wallerstein 1991), siendo triplemente discriminadas las migrantes en razón de su género, raza y clase (por ejemplo, Andall 2000). Las migrantes están insertas en un mercado de trabajo global y feminizado que, además es reforzado por instituciones como el Estado, la Iglesia, las ONGs y la

familia española (Sassen 1998), y que en la mayoría de los casos es un trabajo muy duro, con muchas horas de trabajo y con apenas tiempo libre. Las condiciones de trabajo dependen de la buena voluntad de los empleadores, lo cual hace a las inmigrantes sumamente vulnerables. Además, las migrantes están expuestas a diferentes formas de violencia, entre ellas la violencia estructural, resultante de los procesos de estratificación social. Se trata de mecanismos cuya consecuencia es que el acceso, reparto o posibilidad de uso de los recursos es resuelto sistemáticamente a favor de la población autóctona (La Parra 2004, 239-240). Estas condiciones estructurales condicionan y limitan las pretensiones de libertad, independencia y autorealización de las migrantes.

El servicio doméstico representa una afirmación del rol de la mujer: ser ama de casa; ser un ser-para-otros: cuidar de los niños y/o de los ancianos, ser dulce. La mujer latina es justamente buscada por estas cualidades de ser muy dulces, muy cariñosas etc.. La educación de la mujer, en la correspondiente lógica machista, como ser-para-otros se convierte de este modo en una cualificación laboral y en un capital central dentro del proceso de migración. Algunas mujeres hallan en su trabajo un reconocimiento de sus cualidades, están orgullosas de lo bien que saben cocinar y de que la persona mayor se sienta bien con ellas y en este aspecto se sienten superiores en relación a los/las españoles. Hay otras que separan trabajo y tiempo libre y miran el trabajo meramente funcionalizado a la adquisición de dinero, otras quieren tener papeles tan pronto como les sea posible para abandonar el trabajo en el

servicio doméstico, el cual significa para muchas mujeres un descenso social y no responde a sus objetivos. Si es verdad que querían un cambio en su vida, es un hecho que el disponer de dinero propio comporta un gran cambio, pero, al mismo tiempo su trabajo significa una reproducción de aquello que querían superar.

"Que allá hay otros trabajos, tienes el fin de semana, puedes ir a cuidar a tus padres que más se lo merecen, porque venir acá a limpiarle el culo a otra persona, no es oportunidad (...)." (Claudia)

El tipo de trabajo no es, por lo tanto, una oportunidad — ella podría hacer lo mismo como hija en su casa, lo cual respondería al rol allí esperado.

Independientemente de cómo se valore el trabajo y la reafirmación del rol de la mujer como dulce, ser-para-otros y cariñosa, estas cualidades representan recursos para el mercado de trabajo. De este modo se convierten en capital nuevo para la transformación de las relaciones de poder entre hombres y mujeres ecuatorianos: a menudo, las mujeres encuentran trabajo más fácilmente en el servicio doméstico y obtienen papeles más rápidamente que los hombres (Escrivá 2000, 215). Respeto a los hombres, las mujeres son pioneras en la migración y están en mejores condiciones legales y económicas: no sólo porque ellas trabajan, sino que son quienes mantienen las familias, cuestionando así los ideales establecidos. Debido a la migración en muchas parejas se redefinieron y redistribuyeron las tareas domésticas, de modo que hoy también los hombres lavan y cocinan. Muchas migrantes y migrantes hombres hablan de

una nueva normalidad, en la que también los hombres tienen que ayudar en los quehaceres domésticos, porque ambos, hombre y mujer cocinan, como José, el esposo de una de mis informantes dice: "El hombre tiene que dejar su machismo y dar un puesto a la mujer."

Observando de cerca, sin embargo, no se puede hablar de igualdad en la distribución de las tareas, sino simplemente que el hombre ahora ayuda a la mujer en las tareas domésticas, las cuales siguen siendo consideradas como tareas de la mujer. En algunos casos incluso hay un incremento de la violencia doméstica (Guttman 2002, 122).

Por lo tanto, se trata de un cambio ambivalente: ni sólo malo, ni todo bueno. La condición de mujer en el mercado de trabajo junto a las de raza y clase son motivo tanto de discriminación como de explotación, al mismo tiempo que el trabajo es fuente del "empoderamiento".

Relaciones de género y estrategias nuevas

El machismo representa para muchas mujeres ecuatorianas la estructura fundamental de su situación, sobre todo para aquellas que están en España con sus parejas de Ecuador, lo cual en el nuevo contexto tiene que ser renegociado. Esto puede conducir a una reafirmación, pero nunca a una mera copia. Nuevos valores y contradicciones en las estructuras sobreenvidadas contienen también nuevos recursos para las mujeres.

Por ejemplo, después de año y medio, tiempo después del cual la esposa ha venido con dos de sus cuatro hijos para reunirse con su marido en Madrid,

una pareja de indígenas de la Sierra ecuatoriana todavía está negociando sus nuevos roles: en Ecuador, la mujer era golpeada por su marido hasta que ella empezó a devolverle los golpes con un palo. En España, en cambio, no la maltrata físicamente, pero sí, psicológicamente. Frente a posibles casos de agresión, la mujer lo amenaza con denunciarlo ante las autoridades. La relación de ambos está marcada por conflictos permanentes. Sin embargo, en el nuevo contexto, la mujer recurre a estrategias y valores de su sociedad de origen, además a las posibilidades que le ofrece España.

Dolores, la mujer, ya aprendió de una vecina en Ecuador que debía rechazar la violencia del esposo, aunque desde pequeña fue confrontada y educada en el sentido de que la mujer tenía que aguantar la violencia contra las mujeres. Ella no era por lo tanto una mera víctima pasiva, como a menudo se asume. En Ecuador más bien tenía pocos recursos a su disposición para dejar a su esposo. Para ella eso era impensable.

Ahora discuten mucho. José, el esposo, recrimina a Dolores que tendría que agradecerle a él todo, que sin él no estarían en España y que, si él quisiera, la podría dejar en la calle. Esta sería la razón por la que ella evita todo conflicto con él, me explicó, y que por eso acordaría de acuerdo a la lógica a ella inculcada: aguantar el maltrato del marido, aceptar que su marido beba el fin de semana, que venga a casa cuando él quiere; ella hace todas las tareas del hogar, se ocupa de los niños, acepta trabajar sólo cuando así lo desea su marido, los deja cuando su marido se lo dice.

etc. En este sentido se puede hablar de una reafirmación del machismo. Ella tiene incluso menos libertad que antes de venir: por una parte como migrante indocumentada en la sociedad española, como mujer indígena al interior del grupo predominante de mestizos, pero también como migrante y mujer, ella ya no dispone del apoyo de la familia extensa, en la que los niños crecen juntos y son educados. Ella, sin embargo, no es una pobre víctima. Ella cuenta con las nuevas posibilidades que se le abren en España. Ella sostiene: "No me arrepiento de haber venido. Si él me deja, no regreso. Mando a mis hijos y busco un trabajo de interna, de lo que sea. Yo no me voy. Mando a mis hijos y hago un poco de dinero. Porque, ¿qué voy a hacer allá sola con cuatro hijos?"

Ella ya ha hablado con un centro de ayuda sobre su problema y prometieron atenderla. Esto lo considera ella sin embargo como la última posibilidad. Mientras que él responda y pague por los niños, ella se quedará con él y aguantará. Ella evita todo conflicto posible y pone sus propias necesidades detrás de la de su esposo e hijos. Con esto ella reproduce una relación machista, aunque por otro lado, desarrolla nuevas estrategias y renegocia de esta manera la relación.

Pero no se trata aquí de una negociación arbitraria de valores y subjetividades. Tiene lugar en un marco estructural y situativo en la sociedad española y se construye con la propia historia y el hábitus adquiridos. Hombres y mujeres vienen para España con representaciones de valor establecidas y, dado el caso, con distanciamientos de ellas, pero actúan sin embargo desde el trasfondo de estas disposiciones y en el contexto

de sus experiencias de migración en España.

La renegociación de las relaciones de pareja

Más arriba he hablado de Mónica como ejemplo representativo de una historia de emancipación y liberación de estructuras machistas. Pero esto no significa que por esto ella haya podido dejar totalmente atrás su historia y que su comportamiento ahora sea totalmente otro. No. Hay momentos, una y otra vez, en los que ella reafirma la relación con su marido y en los que se deja influir por él hacia determinadas acciones. Después, cuando por ejemplo le ha enviado dinero que fue requerido por él, a pesar de que su familia le ha informado que el esposo tiene otra mujer, que estaría embarazada de él, ella misma se recrimina: "Soy una estúpida, no sé, por qué actué así...?"

Otras veces ella defiende nuevamente la relación y sueña con volver a él en Ecuador, construir una casa y llevar juntos una vida familiar. Entonces menciona a su esposo como "mi peor es-nada". Cuando visité a su hermana en Guayaquil, ésta me conversó que Mónica, en su opinión, no ha logrado separarse de su esposo, ni con el tratamiento psicológico ni con la migración.

Aunque sí existan momentos en el comportamiento de Mónica - ella misma lo nota a menudo, en los que no se puede hablar de una reproducción de la relación machista con su esposo. Ella por ejemplo no le cuenta todo y aprovecha la distancia. Le manda dinero sí, pero también, no manda siempre. Más bien se trata, a mi manera de ver, de una

afirmación y negociación situativa de la relación, por ejemplo por necesidad emocional ya que su pareja le hace sentir querida y acompañada cuando le pide dinero. El hecho de que Mónica trabaje como empleada doméstica interna, lo cual le deja pocas posibilidades para que pueda probar otras cosas y entablar nuevas amistades... estrecha muchísimo su radio de acción (Escrivá 2000, 216). Como ella misma dice: "Yo aquí soy una esclava. Sólo paso encerrada."

Las aspiraciones de libertad y liberación se limitan mediante los límites estructurales que supone la condición de mujer migrante, pero también mediante los límites asumidos y adquiridos.

Asimismo Sofía, una costeña: cuando la conocí, me impresionó cómo da consejos a otras mujeres para su liberación, que estaban limitadas a las tareas domésticas y al matrimonio, y que a pesar de que trabajaban, no contaban con el permiso de sus maridos para encontrarse con sus amigas, y las animaba: "Ahora tenemos que pensar también en nosotras. No somos las esclavas de nuestros maridos..."

Y mientras más la conocía me sorprendió la estrategia asumida por Sofía de ponerse bajo una relación de dependencia con un hombre, sobre todo cuando estuvo desempleada y por ello en una situación precaria, a pesar de tener amigas que querían ayudarla.

Sofía vino a España para separarse de su esposo, pero también para realizarse a sí misma. Sus hijos me explicaron en Ecuador que su madre no era feliz y que había muchos problemas con el padre. Ella aprovechó, por lo tanto, la posibilidad de emigrar que se le había

ofrecido. Siendo joven, Sofía se había casado con un primo para protegerse del inminente abuso sexual por parte de su padre. Apenas conocía a su primo. Tan pronto como le ofreció matrimonio se fue con él. Inmediatamente tuvo un niño. Su marido le era permanentemente infiel, derrochaba el dinero en alcohol, maltrataba a los niños y a ella misma. La estrategia surgida para confrontar el abuso del propio padre, consistía en entregarse a la dependencia de un hombre casi desconocido. En España ella hace lo mismo: llegado el caso de una situación de emergencia, busca la dependencia de un hombre, con lo cual recurre a mecanismos conocidos y establecidos: cocinaba para hombres ecuatorianos, era dulce con los españoles ancianos y, finalmente, se mudó donde su esposo ecuatoriano, el cual entrenaba ya está en España y le ofreció a ella un trabajo. Ella explica que si hubiera conseguido un trabajo por sus medios, no se habría mudado con él. Ella vive ahora nuevamente con su esposo, a quien había dejado mediante la migración y sin el cual había querido empujar una nueva vida.

Claudia, a quien ya me he referido, vino soltera a España. Ella habla permanentemente de que no sería suficientemente fuerte y de que le gustaría cambiar, pero que no sabría cómo, y tampoco por qué ella sería así como es. Naturalmente que había cambiado, explica ella, pero no así como ella lo quisiera. Ella trabajaría muchísimo, pero no sabría exactamente con qué objetivo. A menudo cuenta ejemplos de injusticias y problemas ante los cuales callaría y no se revelaría. Esto la enoja, pero destaca

siempre que no puede actuar de otra manera: "Ya sabes cómo soy."

Claudia viene de una familia serrana con relaciones de género marcadas y desiguales: el padre golpea a la madre y es muy dominante. Las mujeres, por ejemplo, no deberían hacer la educación secundaria porque las mujeres no lo necesitarían. Claudia está, por eso, marcada por una educación fuertemente machista, en la que según Camacho, "priman sentimientos que conducen a la pasividad y al silencio femenino" (Camacho 2001, 141). Ella se mueve entre el distanciamiento deseado y el anhelo de vivir otra forma de relación, y el no salir de ello. Ella dice: "Me dicen: 'Claudia, veo que ahora te estás desarrollando más'. (...) Pero) no soy de carácter fuerte, soy muy dócil. (...) No logro cambiar."

Ella vino a España para independizarse, como ella dice, y entre otros motivos, porque el padre quería que se casara y ella estaba en contra de esto. Ella busca ahora una pareja.

"Yo estuve con un español, (...) pero no funcionó. Una que estaba enseñada que no te toquen; en cambio aquí - sales con él, desde la primera vez quieren tocarte (...); al mes ya quería eso; él decía: pero es normal, todos hacen eso; pero yo le decía: no conmigo."

Un problema que muchas de las mujeres entrevistadas expresaron. Varias de ellas han probado una relación con un español, pero eran en su opinión "muy libertinos", demasiado rápidos, demasiado extraños en la forma de la relación. Por eso muchas mujeres terminan con un ecuatoriano o con un hom-

bre de algún otro país latinoamericano. Sin embargo, incluso ahí ya no funcionan más los códigos conocidos, porque: "Hasta chicos ecuatorianos son ahora así. Aquí han cambiado mucho. Son igual que los de aquí." (Claudia)

Muchas ecuatorianas anhelan una relación, sobre todo las que migran solas. Las transformaciones operadas en las relaciones y en los valores, sin embargo, provocan mucha inseguridad entre las mujeres. Otras, en cambio, serían controladas por el propio grupo de ecuatorianos, ya sean parientes presentes en España o conocidos o también por las compañeras de piso (Escrivá 2000, 215). A esto se debe que muchas mujeres evitan el contacto. Así, me lo dijeron dos mujeres acerca de su vida:

"Lo bueno de aquí es que no hay nadie de nuestra tierra. Porque la gente sabe hablar mucho."

Cuando las mujeres quieren vivir otra forma de las relaciones de género, o los conocidos o parientes de Ecuador o la comunidad transnacional exige determinados modos de comportamiento, los cuales son considerados como "normales". Esto me fue señalado por Sofía en una discoteca ecuatoriana, en el sentido de que no debería reír demasiado alto, "porque si no, te ven como una loquilla." A las mujeres no se les permite reír o hablar muy alto, caso contrario, no son mujeres dignas. Es por eso que junto a la propia historia individual, también la historia social y cultural incorporada en los otros y otras ecuatorianos marcan el comportamiento de las mujeres y reproducen determinados códigos

de comportamiento (Gregorio 1998 y Ramírez 1998).

Consciente e inconscientemente, las mujeres recurren a los valores y a los roles aprendidos y a las estrategias socialmente legitimadas, para formular sus proyectos, sus valores y sus acciones, sea para diferenciarse de los valores aprendidos en Ecuador o bien para reaffirmarlos o los dos. Por eso, también las mujeres que se distancian explícitamente del machismo, al haber visto en la migración una posible salida a sus roles asignados a la mujer, siguen actuando, por lo menos en algunos aspectos, de acuerdo a la socialización adquirida en Ecuador. Como dice Claudia: "Yo vine a España para independizarme. (...) Las mujeres en Ecuador son como esclavas. El hombre les manda mucho - yo en cambio bajo el mando de mi papá. Salir acá me ha independizado - pero no tanto, porque estaba acostumbrada a que me digan lo que tengo que hacer. Ahora aquí, me falta un horario. Me falta carácter."

Conclusiones

Para la comprensión de la migración de las mujeres ecuatorianas, tanto de su motivación como de su transcurso, se tiene que observar el contexto de origen bajo la perspectiva de género. Para la consecución de dicho objetivo el concepto de hábitos de Bourdieu puede servir de base para la elaboración de un marco analítico adecuado.

El machismo dominante en Ecuador puede ser considerado como una motivación para emigrar. Si desea salir y distanciar del Ecuador para así escapar de los mecanismos existentes de poder

y de control, más exactamente, para renegociarlos.

La socialización machista se transforma en el mercado de trabajo español en un recurso laboral apetecido, el cual afirma las características y valores con él asociados, pero también revalorados. Al mismo tiempo, la relativa facilidad de acceso al empleo de las migrantes transforma la posición de poder respecto a los hombres.

El hábitus adquirido en una socialización machista se pone en cuestión en el contexto de la migración y tiene que ser renegociado, lo cual lleva hacia transformaciones o afirmaciones en razón de la negociación situativa. En esto se recurre al hábitus asumido, pero, no se sigue una mera reproducción.

La pregunta si la migración conlleva efectos emancipatorios para las mujeres, planteada en un sentido absoluto (como por ejemplo Parreiter 2000, 43), no puede tener una respuesta definitiva: la migración permite negociar y construir otras subjetividades que pueden ir más allá de lo que ofrecen las sociedades de origen, pero no necesariamente estas subjetividades son deseadas ni totalmente alcanzadas. Algunas razones y ejemplos he tratado de explicar a lo largo de este trabajo.

Bibliografía

- ACOSTA, A., LÓPEZ, S. y VILLAMAR, D.
2004 Ecuador: Oportunidades y amenazas económicas de la emigración". *Hidalgo, F. (ed.) Migraciones. Un juego con cartas marcadas*. Quito: Abya-Yala. 259-301.
- ANDALL, J.
2000 Organizing Domestic Workers in Italy: The Challenge of Gender, Class and Ethnicity". Anthias, F., Lazaridis, G. (eds.)

Gender and Migration in Southern Europe: Women on the Move. Oxford/New York: Berg. 145-171.

- ANDRADE, X.
2001 "Introducción". Andrade, X. y Herrera, G. (eds.) *Masculinidades en Ecuador*. Quito: FLACSO. 13-26.
- ANTHIAS, F., LAZARIDIS, G.
2000 Introduction: Women on the Move in Southern Europe". Anthias, F., Lazaridis, G. (eds.) *Gender and Migration in Southern Europe: Women on the Move*. Oxford/New York: Berg. 1-13.
- ANTHIAS, F.
2000 Metaphors of Home: Gendering New Migrations to southern Europe". Anthias, F., Lazaridis, G. (eds.) *Gender and Migration in Southern Europe: Women on the Move*. Oxford/New York: Berg. 15-47.
- BALIBAR, E., WALLERSTEIN, I.
1991 *Race, nation, class: ambiguous identities*. New York: Verso.
- BOURDIEU, P.
1991 *El sentido práctico*. Madrid: Taurus.
- BOURDIEU, P.
1987 *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BOURDIEU, P.
2000 *La dominación masculina*. Madrid: Anagrama.
- CAMACHO, G.
2001 Relaciones de género y violencia". Herrera, G. (ed.) *Estudios de género*. Quito: FLACSO. 115-161.
- ESCRIVA, A.
2000 The Position and Status of Migrant Women in Spain". Anthias, F., Lazaridis, G. (eds.) *Gender and Migration in Southern Europe: Women on the Move*. Oxford/New York: Berg. 199-224.
- GREGORIO, C.
1998 *Migración femenina: su impacto en las relaciones de género*. Madrid: Narcea.
- GUTTMANN, M.
2002 *Masculinidades en América Latina, más allá de los estereotipos*. *Iconos*, 14. 118-124.
- HERRERA, G.
2001 Los estudios de género en el Ecuador: entre el conocimiento y el reconoci-

miento". Herrera, G. (ed.) *Estudios de género*. Quito: FLACSO. 9-60.

- HIDALGO, F. (ed.)
2004 *Migraciones. Un juego con cartas marcadas*. Quito: Abya-Yala.
- HOCHSCHILD, A.R. (ed.)
2003 *Love and Gold". Ehrenreich, B. y Hochschild, A.R. (eds.) Global Women: Nannies, Maids, and Sex Workers in the New Economy*. Great Britain: Granta Books.
- LA PARRA, D. (ed.)
2004 *Violencia estructural y Migraciones: las instituciones sociales en España". Hidalgo, F. (ed.) Migraciones. Un juego con cartas marcadas*. Quito: Abya-Yala. 233-255.
- MACÍAS, A. (ed.)
2003 "Mujeres inmigrantes extracomunitarias en Navarra". Laparra, M. (ed.) *Extranjeros en el purgatorio. Integración social de los inmigrantes en el espacio local*. Barcelona: Bellaterra. 247-267.
- PARREITER, C. (ed.)
2000 *Theorien und Forschungsansätze zu Migration". Husa, K., Parreiter, C. y Staicher, I. (eds.) Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main: Brandes & Apsel. 25-52.*
- PEDONE, C. (ed.)
2002 *La representación especial en torno a la inmigración ecuatoriana a España". Iconos*, 14. 56-66.
- RAMÍREZ, A. (ed.)
1998 *Migraciones, género e islam: mujeres marroquíes en España*. Madrid: Agencia Española de Cooperación Internacional.
- RUIZ, M. C. (ed.)
2002 *Ni sueño ni pesadilla: diversidad y paradojas en el proceso migratorio". Iconos*, 14. 88-97.
- SASSEN, S. (ed.)
1998 *Globalization and its discontents. Essay on the new mobility of people and money*. New York: The New Press.
- TROYA, M.
2001 *No soy machista pero... Masculinidades en profesionales de clase media de la ciudad de Quito". Andrade, X.; Herrera, G. (eds.) Masculinidades en Ecuador*. Quito: FLACSO. 67-97.

DE VUELTA A LIMA...



por María Victoria Heikel*

MIGRACIÓN FEMENINA EN EL MERCOSUR

"El componente de género en el análisis de la migración, obliga a incluir entre las tradicionales determinaciones políticas y económicas, una dimensión cultural para dar cuenta tanto de la variedad del perfil de las mujeres migrantes como del impacto de la movilidad territorial en sus vidas".

En el análisis del componente femenino de los procesos migratorios es posible encontrar una variedad de perfiles relativamente amplia según se considere a la mujer en su posición de integrante de un grupo familiar (cónyuges e hijas), como trabajadoras en busca de empleo o como profesionales que encuentran mejores oportunidades de inserción en nuevos mercados. El primer perfil es el tradicional, muy presente en los estudios históricos sobre migraciones pero dejado de lado en el momento en que aparecen las migraciones femeninas más autónomas e individuales. En realidad los diferentes perfiles coexisten en el tiempo; la migración femenina individual no reemplaza necesariamente a la de grupos familiares, sino que es el destino urbano y la edad joven del migrante varón lo que hace la diferencia, ya que es sabido que en los movimientos con destino rural y en los que emprende el hombre adulto predominan los grupos familiares.

Así, aunque no depende de los cambios en la población femenina, el hecho de que la mujer se traslade sola o acompañando a su familia tiene implicancias diferentes con respecto a su inserción en el nuevo contexto tanto en términos socio-culturales como económicos. En efecto, diferentes estudios han demostrado que los movimientos encabezados por hombres son de más larga distancia, tanto geográfica como culturalmente, y las mujeres que los acompañan tienen menores posibilidades de integración en la sociedad de destino; mientras que cuando se trata de mujeres que migran solas su principal motivación es el empleo, cuentan con algún tipo de contacto en el lugar de destino y aunque se ubican en "comunidades" de connacionales logran en menos tiempo establecer relaciones con la sociedad local.

En la migración familiar y rural, las mujeres muestran una tendencia mayor a la ruptura con lazos sociales de origen y refuerzan valores tradicionales circunscriptos al ámbito del hogar y las creencias religiosas dando lugar a comportamientos sociales muy uniformes al interior de los nuevos enclaves y, a la vez, diferenciados con respecto a la comunidad social más amplia. En uno y otro caso, los problemas que deben enfrentar las migrantes son diferentes. Al tratarse de grupos familiares, están más expuestas a maltrato de sus propios compañeros (dado que carecen de formas familiares de contención) y tienen más dificultades de acceso a la propiedad (de la tierra, por ejemplo) lo que las hace más dependientes de ellos. Tienen menores posibilidades de acceder a servicios de salud para sí mismas y para sus hijos, a la educación para éstos últimos y en caso de conflictos conyugales, si fueran migrantes ilegales, están totalmente desprotegidas.

En la segunda categoría, las trabajadoras migrantes, si bien gozan de una mayor independencia frente a sus compañeros (en el caso que los tengan), sufren las consecuencias de una inserción más precaria en la escala laboral, accediendo a empleos de mala calidad (menos deseables por mujeres locales), con peores condiciones de contratación, más bajos salarios y sin alcanzar beneficios laborales tales como el seguro por maternidad, vacaciones, jubilación, etc. Además, las migrantes ilegales, están más expuestas a formas de abuso, violencia y acoso sexual en el trabajo.

En el Paraguay actual se pueden encontrar ambas situaciones. Entre las que migran acompañando a sus familias se incluyen mujeres de origen brasileño asentadas en áreas rurales y que constituyen más de la mitad (56%) del total de mujeres inmigrantes. Entre ellas, el promedio de años de escolarización es más bajo que el registrado para las paraguayas nativas. Entre las inmigrantes de otras nacionalidades, aunque no es posible diferenciar patrones familiares o individuales, se puede suponer que se encuentran más migrantes individuales, ya que son captadas en áreas urbanas y tienen una tasa de participación económica más alta. En este segundo grupo que procede principalmente de Argentina (27%), de otros países del MERCOSUR, como Uruguay (1.6%) y Chile (1.2%) y de países asiáticos (4%), el promedio de escolarización es mayor que en las paraguayas nativas. Las primeras se insertan en una variedad relativamente más amplia de categorías de ocupación que las paraguayas, y las asiáticas lo hacen preferentemente en el sector del comercio.

Sobre las mujeres paraguayas en el exterior, existe menos información y, consecuentemente, menos estudios; sin embargo se sabe que el destino masivo es Argentina, donde se insertan principalmente en el servicio doméstico, y Brasil, encontrando empleo en el sector textil. Entre las migrantes en países del MERCOSUR su nivel de escolaridad promedio es más alto que el de las mujeres en la localidad de origen, pero sensiblemente inferior a las nacionales del país de destino. Este sólo indicador ya está reflejando una posición desventajosa para su inserción laboral, que se suma a las restricciones de regularización de residencia que imponen las leyes migratorias, en el momento de encontrar empleo. En prácticamente todos los casos, estas mujeres disponen de cadenas de relaciones -de parientes o amigos- que dan aviso o facilitan el camino para conseguir el "empleo".

Otra forma de migración al exterior, menos conocida pero existente, se produce a través de "agencias de colocación" que visiblemente se ocupan de contratar mujeres paraguayas para el servicio doméstico, ciertas industrias, el comercio o los servicios, pero que en muchos casos encubren prácticas de prostitución forzada. En los traslados por "agencia" la situación de vulnerabilidad se ve agravada porque no se dispone de las cadenas de relaciones de amistad y parentesco que caracteriza a los movimientos migratorios femeninos.

NO EXISTE UN ÚNICO PERFIL DE MUJER MIGRANTE A partir de los diferentes patrones migratorios se deduce la existencia de una diversidad de sujetos sociales, con problemáticas también distintas, que debe ser incluida en las políticas. Además, dado que un aspecto importante de esta diversidad es su pertenencia (o no) a un grupo familiar, ya no es posible considerar sólo a las trabajadoras¹ ni focalizarlas desde el mercado de trabajo. La problemática migratoria femenina, exige una mirada mucho más amplia.

PARA LAS TRABAJADORAS MIGRANTES LAS VENTAJAS Y DESVENTAJAS ECONÓMICAS NO TIENEN UNA ÚNICA DIRECCIÓN Si bien es cierto que en muchos

casos se asocia la migración con el trabajo ilegal, la discriminación e incluso la criminalidad, la realidad muestra que también puede convertirse en un mecanismo de promoción y de consecución de mejores oportunidades, que puede dinamizar los mercados de llegada y además garantizar una cierta tasa de retorno de ingresos hacia los lugares de salida. Esto último es frecuente en prácticamente todos los países, cuando las (y los) migrantes envían dinero a sus familiares y éste se invierte tanto en la satisfacción de necesidades de educación y vivienda o se convierte en un factor de capitalización para la producción cuando se trata de familias campesinas. La posición que señala sólo efectos económicos negativos para los lugares de expulsión y de destino, debe ser reconsiderada.

LA DIMENSIÓN DE GÉNERO, IMPLICA NECESARIAMENTE INCLUIR LA DIMENSIÓN CULTURAL Aunque es posible dar cuenta de numerosos estudios ya realizados en el campo de las migraciones, resultan aún insuficientes para el análisis de las implicancias que estos desplazamientos tienen para las mujeres, como sujetos sociales específicos. Además de los tradicionales análisis de su perfil laboral y familiar, es necesario conocer más sobre sus condiciones de vida, la cobertura en asistencia médica, la existencia de pensiones para la vejez, sus posibilidades de formación profesional, las formas en que obtienen -o no- el permiso de residencia, el significado de su aporte a la familia/comunidad de origen en términos de remesas de dinero, sus pautas de comportamiento sexual y reproductivo, los valores que son transferidos a sus hijos e hijas y otros condicionamientos para su estabilidad psicosocial y económica en los lugares de destino, tanto para las mujeres de escasos recursos económicos como para las profesionales y las mujeres cónyuges de migrantes varones que realizan no pocos esfuerzos por incorporarse en los nuevos contextos socio-nacionales.

HAY QUE DEFINIR NUEVOS INSTRUMENTOS E INSTANCIAS DE APOYO A LA MIGRACIÓN Finalmente, y partiendo del supuesto que el MERCOSUR ha de trascender el plano de la libre circulación de mercancías y trabajadores/as para convertirse en un verdadero espacio de integración regional sin pérdida de las identidades nacionales, será necesario poner especial atención en aquellas mujeres migrantes, trabajadoras o no, que pertenecen a grupos socialmente vulnerables, que sufren diferentes formas de discriminación, abusos y actos de violencia, en los países receptores a los que se trasladan en busca de trabajo o acompañando a sus familiares (cónyuges o padres

NOTAS

¹ Los dos casos que aquí se señalan: mujeres con conflictos familiares y ante el acoso sexual en el trabajo, no se consideran como únicos problemas de la ilegalidad, sino que se toman como ejemplos de problemas que podrían requerir de apoyo judicial, al que no recurren las migrantes en dicha situación

² Obsérvese que se dice "localidad" y no país de origen

María Victoria Heikel, demógrafa, paraguaya.

Fuente: *Cotidiano Mujer* no. 30, 1999

Peruanerinnen sind billiger

Arbeitsmigration und Rassismus in Chile

Die meisten peruanischen Arbeitsmigrantinnen in Chile sind Frauen; oft arbeiten sie als Hausangestellte. So haben sie zwar eigene Einkünfte, sind aber keineswegs unabhängig. Denn einen Großteil des Geldes schicken sie ihren Familien in Peru. Einen besseren Job bekommen sie nur schwer. Benachteiligt sind sie vor allem wegen des verbreiteten Rassismus in Chile.

Wenn man an einem Sonntag die Plaza de Armas, den zentralen Platz Santiagos de Chile besucht, fällt vor allem die Peruaner auf, die neben der Kathedrale in Gruppen zusammen stehen, um an ihrem freien Tag Landleute zu treffen, nach Hause zu telefonieren, Arbeit zu suchen, oder um einfach aus ihren dunklen Zimmern oder beengten Wohnungen herauszukommen.

Um die 15.000 PeruanerInnen spazieren an einem Sonntag durch die Straße Catedral. Die Mehrheit von ihnen sind Frauen. Die Feminisierung der peruanischen Einwanderung ist ein interessantes Phänomen. Es zeigt, dass die Nachfrage groß ist nach rechtlosen „Gastarbeiterinnen“, die billige, billige und unterwürfige Arbeitskräfte sind.

60 Prozent der peruanischen EinwandererInnen sind Frauen. Sie arbeiten häufig als Hausangestellte. Von ihren Arbeitgebern bekommen sie in der Regel freie Kost und Logis. Den Großteil ihres Einkommens schicken sie aber an ihre Familien in Peru, wo ihre Kinder oftmals bei den Großeltern leben. Laut einer Umfrage haben 66 Prozent der PeruanerInnen, die in Chile leben, Kinder, von denen

jedoch 80 Prozent in Peru leben oder zwischen Chile und Peru aufgeteilt sind. Nur knapp ein Viertel leben bei ihren Eltern.

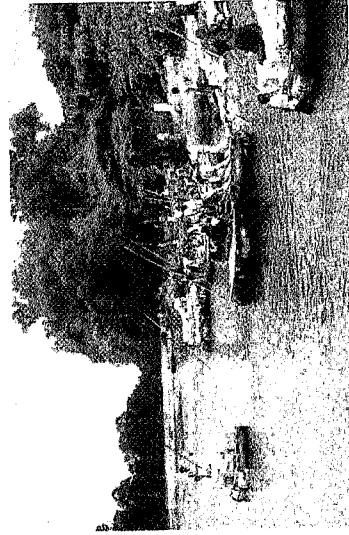
Malochen für die Familie

Das bedeutet, dass viele PeruanerInnen zwar durch ihre Arbeit in die chilenische Gesellschaft integriert sind, anscheinend jedoch auf Peru fixiert sind, wo sich mit ihren Familien noch immer ihr Lebensmittelpunkt befindet. Für die Frauen bedeutet dies auch, dass

sie zwar durch ihre Berufstätigkeit und ihr Einkommen mehr Eigenständigkeit und Selbstvertrauen gewinnen, andererseits aber den Großteil ihres Einkommens an ihre Familien schicken und somit nicht wirklich unabhängig sind und auch in Chile kein eigenes Leben aufbauen können. Um möglichst viel Geld sparen zu können, ziehen es viele verhei-

ratete Paare vor, die Woche über getrennt zu leben, an ihren Arbeitstellen zu schlafen und sich nur am Wochenende tagsüber oder bei Bekannten zu treffen, während die Kinder in Peru leben.

Neben den ArgentinierInnen (etwa 90.000) sind die PeruanerInnen (etwa 70.000) die zweitgrößte Einwanderungsgruppe in Chile. Während sich erstere aufgrund ihres Ausbildungsniveaus und Aussehens rasch in die chilenische Gesellschaft integrieren, haben die Peruaner mit ihrer dunkleren Haut und den markanteren indigenen Gesichtszügen und dem oft niedrigeren Bildungsniveau mit dem Vorurteil des „armen illegalen Einwanderers“ zu kämpfen. Das bietet ihnen beruflich - unabhängig von ihrer Ausbildung -



Obwohl die Grenzlagen in Sichtweite sind, ist es nicht schwer, den Río Suchiate zwischen Guatemala und Mexiko zu überqueren. Erst in Mexiko wird es gefährlich

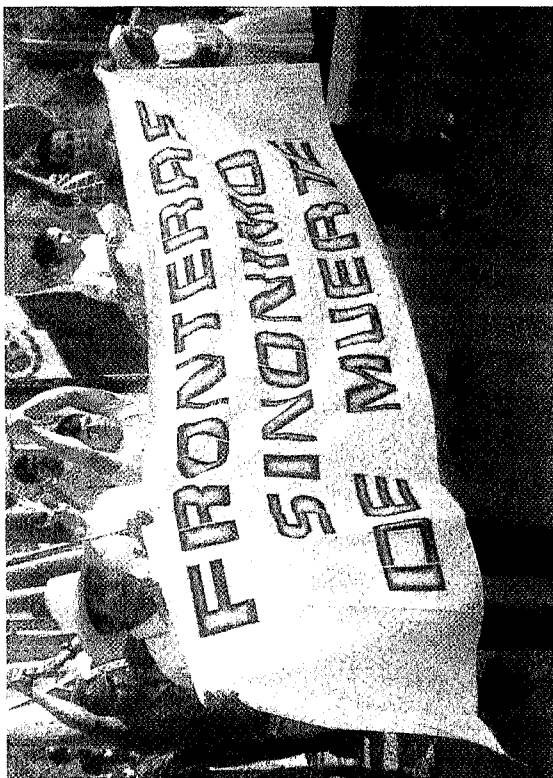
nur wenige Alternativen: Der Großteil der Frauen arbeitet als Hausangestellte, die meisten der Männer auf dem Bau, der Rest

versucht sich im Straßenverkauf. Eine Untersuchung hat einen interessanten Zusammenhang zwischen Diskriminierung und Nachfrage nach peruanischen Hausangehörigen aufzeigt: Die Zahl der Chileninnen, die bereit sind, als feste Hausangestellte praktisch auf ein eigenes Leben zu verzichten

und beherrschbarer", erklären chilenische Hausfrauen.

Rassismus und Ausländerhass

In Chile, wo die indigene Bevölkerung aufgrund ihrer Gesichtszüge und dunkleren Hautfarbe diskriminiert und für zweitrangig angesehen wird.



"Grenzen: Synonym für Tod". Restriktive Einwanderungspolitik führt dazu, dass Migration immer gefährlicher für die Migrierenden wird und sie sich deswegen auch immer mehr Schleusern und Menschenhändlern anvertrauen müssen

und bis zu zwölf Stunden täglich für die Familie ihres Arbeitgebers zu sorgen, geht stetig zurück.

Dagegen sind die Peruanerinnen meistens bereit, für ein niedrigeres Gehalt und ohne soziale Leistungen zu arbeiten. Ihre Rechte in Chile kennen sie nicht. Außerdem stammen sie aus einem Land mit einem traditionelleren System, in dem Machismo, Missachtung und vertikale Machtverhältnisse noch an der Tagesordnung sind. Peruanische Hausangestellte seien damit „gehorsamer

länder im Land wohnen. Dabei machen die knapp 200.000 Ausländer in Chile gerade einmal 1,3 Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Die Einwanderungswelle hat vor allem in der zweiten Hälfte der 90er Jahre zugenommen, als sich im Land demokratische Stabilität und wirtschaftlicher Aufschwung abzeichneten. Zwischen 1990 und 1995 kamen etwa 10.000 Peruanerinnen nach Chile, die meisten mit abgeschlossener Berufs- oder Hochschulbildung. Seit 1996 hat die Zahl der peruanischen Einwanderer stark zugenommen, während ihr Ausbildungsniveau abgenommen hat.

73 Prozent der peruanischen Männer und 79 Prozent der peruanischen Frauen sind erst in den letzten Jahren nach Chile gekommen. Viele kommen illegal ins Land. 1998 hat Chile mit einer Armutssituation von 23.000 Ausländern regularisiert, davon waren 18.500 Peruaner. Heute leben wieder schätzungsweise zehn bis 30 Prozent der Peruanerinnen "illegal" im Land.

Der Großteil der peruanischen Migrantinnen ist zwischen 36 und 55 Jahre alt, gehört also zur berufstätigen Bevölkerung und versucht über seine Arbeit in Chile die Familie in Peru zu versorgen. Viele bleiben zwei, drei Jahre, sparen und gehen dann wieder zurück nach Peru, bis ihnen die Mittel

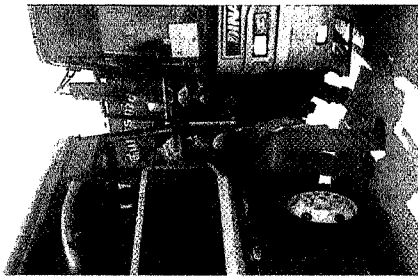
wieder ausgehen. Demgegenüber ist die Zahl der peruanischen politischen Flüchtlinge, die in den 90er Jahren nach Chile gekommen sind, minimal – wahrscheinlich weniger als 300. Weitere wichtige Einwanderungsgruppen sind Bolivianerinnen, Ecuadorianerinnen und Kolumbianerinnen, deren Anzahl jedoch bei weitem nicht an den der Peruanerinnen heranreicht.

Die Wirtschaftskrise in Argentinien hat nicht zu einer massiven Migrationswelle armer Argentinier geführt. Die eingewanderten qualifizierten argentinischen Arbeitskräfte wurden problemlos integriert. Allerdings sind viele Chilenen, die in den 90er Jahren ihr Glück im wirtschaftlich erfolgreicheren Argentinien versucht hatten, nach Chile zurückgekehrt.

Während die Ressentiments mit Argentinien auf Grenzstreitigkeiten in den 70er Jahren zurückge-

hen, hat die „historische Feindschaft“ mit Peru, die heute auf die Einwanderer übertragen wird, ihre Wurzeln im Pazifikkrieg, in dem das siegreiche Chile Ende des 19. Jahrhunderts peruanische und bolivianische Gebiete in das chilenische Territorium eingegliedert hatte. Diese Feindschaft ist noch immer latent spürbar.

Chile wird sich auch in Zukunft an ImmigrantInnen gewöhnen müssen, die aufgrund der wirtschaftlichen Situation in ihren Ländern ihr Überleben im wirtschaftlich stabilen und besser gestellten Chile zu sichern suchen. Doch Rassismus und Diskriminierung gegenüber den benachbarten Neuankömmlingen und die damit einhergehenden prekären sozialen und Arbeitsbedingungen führen zu einem Leben am Rande der Legalität. Und so gibt es nicht wenige unter den Peruanerinnen auf der Plaza de Armas, die gerne wie-



Nach neuen Verträgen werden MigrantInnen nicht nur bis über Südgrenze Mexikos, sondern bis in ihre Herkunftsländer abgeschoben

der in ihr Land zurückkehren würden, aber nicht einmal das Geld für die Busfahrt in ihre Heimat haben.

Sandra Grüninger

Migration und Drogenschmuggel

Die meisten Latinos kommen nach Chile, um dort Arbeit zu finden und Geld zu verdienen. Aber es gibt auch diejenigen, die als so genannte „Mauselei“ Drogen transportieren und damit Geld verdienen. Das Kokain ist entweder direkt für den chilenischen Markt bestimmt oder gelangt über den Umweg Chile nach Europa. Transportiert wird es in raffinierten Verstecken im Gepäck, in der Kleidung oder aber direkt im Körper. Die daumengroßen Kapseln werden geschluckt, im Magen transportiert und wenige Tage später im Zielland wieder ausgeschieden. Oder sie werden in die Vagina oder in den After eingeführt.

Als „Lasttiere“ dienen vorwiegend diejenigen, die nichts mehr zu verlieren haben: Arme Frauen und Änner, die – wenn es klappt – gut daran verdienen, ihren Körper als Transportmittel für Drogen zur Verfügung zu stellen und die, wenn es schief geht, bis zu 15 Jahren in chilenischen Gefängnissen verbringen müssen und damit zu einer Art unfreiwilligen ImmigrantInnen werden. Dieser Drogenschmuggel trägt dazu bei, dass das schlechte Image der lateinamerikanischen Einwanderer noch verschärft wird. Die Folge ist eine weitere Verschärfung der Einreisekontrollen.

So sitzen beispielsweise im Santiagoer Frauengefängnis 20 Peruanerinnen Haftstrafen zwischen vier und 15 Jahre wegen Drogenschmuggels ab. In den Gefängnissen in der Grenzregion im Norden Chiles sind Drogentransport und -handel der Hauptgrund dafür, dass Peruanerinnen und Chilenen inhaftiert sind.

Sandra Grüninger



Cómo las remesas en dólares transforman una aldea

RICARDO FALLA, SJ

¿De qué modo están cambiando el rostro de Centroamérica las remesas de los emigrantes?

Comencemos a sondear la respuesta

en los rasgos de una aldea rural hondureña,

en donde arrugas tradicionales se mezclan con los colores de un maquillaje nuevo.

¿Cuál está siendo el efecto de la migración a los Estados Unidos en el mundo rural centroamericano? Las señales confirman que en toda Centroamérica, especialmente en Nicaragua y Honduras, los dos países más afectados por el Mitch, la migración sigue aumentando. La Presidenta del Banco Central de Honduras declaró que en el primer trimestre del año 2000 el volumen de remesas en dólares enviadas por los emigrantes aumentó en un 24% -unos 77 millones de dólares-, en comparación con las enviadas en el año 99.

La migración se ve alentada, entre otras cosas, por el TPS (Estatus de Protección Temporal), concedido a Honduras y Nicaragua. Según el TPS, quienes ingresaron ilegalmente a Estados Unidos antes del 31 de diciembre de 1998 pueden acogerse a una especie de amnistía que les permite permanecer y trabajar en territorio estadounidense.

CERCOS DE PIEDRA

La pregunta sobre el impacto que la migración al país del Norte está causando en Honduras y en otros países centroamericanos exige una respuesta integral pues los impactos son económicos, sociales y culturales.

Esta respuesta puede comenzar a sondearse a nivel muy micro, observando lo que ocurre en una pequeña aldea rural hondureña, cuyo proceso vengo siguiendo desde hace siete años. Y aunque las generalizaciones sean meras hipótesis, pienso que una buena hipótesis vale mucho más que muchas tesis sobadas que "descubren el mediterráneo" o que parten de preguntas que, por ser impuestas a la realidad, no permiten entender la realidad social.

A la aldea rural la llamaremos Cercos de Piedra, para respetar su identidad, ya que se trata de una pequeña comunidad de

sólo 89 casas. Está ubicada en el norte atlántico de Honduras, en las estribaciones de la cordillera que flanquea el valle del río Aguán. La ciudad principal del valle del Aguán -unos 30 mil habitantes- es Tocoa, a unos 300 kms al este de San Pedro Sula. De Tocoa a Cercos de Piedra se va fácilmente en carro (40 minutos), tomando la espléndida carretera asfaltada que conduce al puerto de Trujillo y apartándose a la derecha de una aldea semiurbana llamada Quebrada de Arena por un camino de tierra que va cruzando repetidamente un riachuelo y subiendo hasta la comunidad. Cercos de Piedra tiene sus casas ubicadas como un cordón a lo largo de este camino y de otros ramales que salen de su campo de fútbol. Las casas mejor situadas tienen el sello de la migración a Estados Unidos: son nuevas, más amplias, de bloque y teja de cemento. Las otras, las del "radio de aldea", son casuchas pobres, levantadas en los cerros, con techo

CENTROAMÉRICA

de manaca y cercos hechos de rajadas de madera.

La comunidad es campesina y ganadera. Vende diariamente leche a los carros que suben a recoger los tambos. En los cerros hay potreros y pequeñas parcelas de maíz y frijol.

De Cercos han salido hacia los Estados Unidos en los últimos 15 años 31 jóvenes, la mayoría ya casados. El 22% de los hogares tiene parientes cercanos (hijo, hija, esposo, padre, madre) en el país del Norte. Los que se van pertenecen a la clase más alta, pequeños ganaderos, que son quienes pueden pagar los precios que cobran los "coyotes", encargados de sacar al emigrante de la aldea y colocarlo en "el paraíso" del Norte.

La comunidad se ha ido estratificando rápidamente con la llegada de las remesas en dólares, combinadas con la producción de leche. Hay unas tres clases sociales: la de los ganaderos -los mayores ordeñan hasta 60 vacas- (22%), la de los campesinos independientes no ganaderos (43%), y la

de los peones (31%), que trabajan para los ganaderos. Son los ganaderos quienes le dan identidad y dinamismo a la comunidad. Dentro de la clase más alta hay 3 ó 4 familias más ricas, que han ido moviendo sus riquezas fuera de la comunidad.

Aunque a Cercos de Piedra no ha llegado la luz eléctrica, ni menos el teléfono, la relativa cercanía a Tocoa ha ido cambiando la faz de esta comunidad. En Tocoa se reciben los envíos de cheques de remesas por "Gigante Express". En Tocoa se reciben las llamadas telefónicas de quienes emigraron. En Tocoa se deposita el dinero. A Tocoa se va y se viene continuamente.

La nueva cultura de las remesas ha tenido efectos positivos y negativos. Antes, esta comunidad era muy pacífica. La mayoría de las familias estaba emparentada por sangre o por matrimonio. Llegaron hasta aquí desde Lempira, en la frontera con El Salvador, en la época de la reforma agraria, la década de los 70. Ahora todo cambió. "Entró el demonio", dice uno. Recientemente se mataron siete

personas entre dos familias por un incidente en que el "coyote" que llevaba a Estados Unidos a muchos de ellos los dejó engañados en la frontera con Guatemala.

REMESAS: LAS PRIORIDADES

¿Cuáles son los principales rubros en los que la población de la aldea invierte las remesas que el migrante o la migrante manda a la familia desde Estados Unidos?

En primer lugar compran alimentos, medicinas y ropa. Cada mes o cada dos meses, el esposo, por ejemplo, manda un cheque de 100-200 dólares. Ordinariamente, es la esposa quien decide cómo gastar ese dinero.

El nivel de vida se eleva en los hogares que reciben remesas. Desaparece la desnutrición y disminuye o casi se elimina la mortalidad infantil. La familia dispone de un pequeño capital para pagar viajes a Tocoa y visitar al médico. En las fiestas religiosas de la comunidad se lucen mejores vestidos, especialmente las niñas.

En segundo lugar, las remesas se dedican a la construcción de casas de bloque y cemento. Este gasto es considerado una inversión básica y es visto como condición de una inversión productiva. La casa da seguridad psicológica a la familia. Es un símbolo vinculado al futuro de los hijos y da prestigio social. Es señal del vínculo que quien emigró quiere mantener con su comunidad de origen: si manda a hacer la casa y supervisa su construcción desde lejos es porque piensa volver a vivir en ella. Que así suceda le da cierta seguridad a la esposa, incluso cuando duda si el esposo va a regresar o no, enterada de que tiene otra compañera en los Estados Unidos.

Población nacida en Centroamérica y residente en Estados Unidos (legal e indocumentada)

	1980	1990	1999
Total CA	331,000	1.098,000	1.832,000
Costa Rica	30,000	43,000	65,000
El Salvador	94,000	465,000	811,000
Guatemala	63,000	226,000	407,000
Honduras	39,000	109,000	244,000
Nicaragua	44,000	169,000	235,000
Panamá	61,000	86,000	70,000

Fuente: Estado de la Región 1999. 1980 y 1990: Censos de EEUU. 1999: CPS Basic Monthly Survey del US Census Bureau.

REMESAS PARA LA PRODUCCIÓN Y PARA "EL LUJO"

En tercer lugar, las remesas en dólares se invierten en la producción. Hacen la función de un préstamo. Si el padre recibe remesas de su hijo soltero, se considera con derecho a usarlas. Con este dinero paga, por ejemplo, a los mozos para que le cerquen y le limpien los potreros.

En cuarto lugar, las remesas se invierten en la extensión de los medios de producción agrícola: compras de tierras y de ganado. Como en la comunidad escasea la tierra y nadie la vende, quien tiene la posibilidad de este tipo de inversión debe salir fuera de la comunidad a comprar tierra o alguna finca ya hecha.

No es el migrante el que hace esta operación, sino el padre. No la hace sólo con las remesas de los hijos solteros o casados, sino combinando las remesas con las ganancias de la producción agrícola y ganadera. Los más ricos de la comunidad pueden dar un salto al comercio y al transporte. Se dedican a la compra y venta de ganado, para lo que les hace falta salir de la comunidad y tener un camión.

O ponen fuera de la comunidad, en lugares mejor comunicados, como la comunidad semiurbana de la carretera, un comercio de bodegas, de refrescos y de trago.

En quinto lugar, el migrante o la migrante invierte personalmente en carros, que traen rodando desde los Estados Unidos, en motores generadores de luz, en televisores y en otros electrodomésticos. En esta comunidad nadie tiene aún celular, pero pronto comenzarán a llegar, por lo que se ve ya en otras aldeas. El celular comunica directamente con los familiares que están en Estados Unidos.

LAS REMESAS GENERAN ALGÚN TIPO DE DESARROLLO

Todas estas inversiones generan algún tipo de desarrollo: La construcción de casas ha generado la iniciativa de organizarse entre sí para presionar al gobierno o para contribuir con dinero a la construcción del camino de tierra. Es imposible construir casas de cemento donde no puede entrar un camión. Presionan también para la introducción de la energía eléctrica, indispensable con la llegada de los electrodomésticos. Algunos hogares tienen energía con los motores de luz "made in USA". En otros, los aparatos de TV ya comprados esperan apagados hasta que llegue la conexión.

La necesidad de la comunicación promueve el desarrollo. En estas comunidades hay una necesidad sentida de teléfono, más aún si las llamadas son pagadas desde afuera. La ATT lo sabe y hace estudios de demanda.

Las remesas dan trabajo a los pobres. El dinero que envían los migrantes rebalsa hacia los jornaleros, que ocupan el puesto de los hijos de los ganaderos que se fueron a Estados Unidos. Aunque los señores los tratan al principio como hijos, la diferencia es grande. el mozo no es el heredero ni el coinversionista.

También tiende a haber alguna migración hacia Cercos de Piedra, porque ahí corre algún dinero, aunque no sea mucho, y aunque la inversión productiva en la comunidad sea pequeña.

En la cercana ciudad de Tocoa proliferan todos los servicios necesarios para las remesas: se multiplican los bancos, los servicios de correo urgente, los radios con programas especiales en conexión con las agencias de correo que dan avisos, etc. Crecen también las tiendas de electrodomésticos.

Todo esto es desarrollo, aunque es un desarrollo desigual montado sobre una estructura social tradicionalmente desigual, reforzada ahora por la migración y las remesas.

MÁS MACHISMO, ABUELAS REALIZADAS

La migración afecta la estructura familiar rural. El padre rico suele mantener cierto control sobre los hijos, a quienes manda rotativamente a Estados Unidos. Se queda con unos para que le ayuden a trabajar y manda a otros afuera. Decir que "los manda" significa para el padre adelantarles el pago del "coyote". Después, el padre goza de las remesas y las emplea en vez de pedir préstamos bancarios. El papel de estos padres resulta fortalecido cuando su empresa familiar comienza a crecer.

Esos hijos, por el dinero que manejan, regresan a la comunidad con una muy fuerte ostentación de machismo. En general, en el campo, la migración fortalece el machismo. La migración es preponderantemente masculina. Muchos jóvenes, tanto solteros como casados, suelen regresar con un ego machista reforzado, traen dinero, pistola y guaro y traen también una conciencia de mayor dominio sobre las mujeres.

Los jóvenes casados abandonan en gran proporción a sus esposas, que quedaron en la comunidad. Las mujeres los esperan en tres etapas. En la primera, él le manda cheques y se comunica con ella. En la segunda, él sigue mandando cheques pero ya no se comunica sinceramente con ella. Ella presiente que ya hay otra mujer allá, y lo confirma porque los chismes corren por el teléfono y entre los que viajan. A pesar de esto, la esposa todavía lo espera y le responde las llamadas. Por el cheque.

CENTROAMÉRICA

La tercera etapa inicia cuando él deja de mandar el cheque y vive en Estados Unidos abiertamente con otra mujer. Ese paso no lo da fácilmente, pues si él le ha estado enviando a ella dinero no es sólo para el consumo, sino para que lo deposite. Si él corta con ella, ella puede quedarse con los ahorros.

Es por eso que los hijos, incluso los casados, prefieren enviarle el dinero al papá, pues saben que no les hará ninguna mala pasada. Hay mujeres que en esta tercera etapa rompen con el hombre y se van a los Estados Unidos con los ahorros del ex-marido. Aunque son una excepción, son muy "mentadas" en la comunidad.

Las abuelas vuelven a ser madres cuando los hogares se desintegran y las madres, solteras o no, se van a los Estados Unidos. La responsabilidad que les entregan llena de satisfacción y alegría a las abuelas, financiadas por las hijas desde fuera. La tarea les da de nuevo poder. No se sienten inútiles. La abuela congrega en su casa a nietos de hijos e hijas. Los corredores nuevos de las casas construidas con las remesas se convierten en pistas de carreras de infinidad de niños.

La fertilidad disminuye, no tanto por métodos artificiales, pues se trata de una comunidad muy religiosa y tradicional, cuanto por la ausencia de maridos. La disminución demográfica se nota en la disminución del número de bautismos. Hay muchos hogares de "viudas": mujeres que esperan al marido y que no se casan ni se juntan con otro. El control social es fuerte. Esperan, consoladas por la religión, y entre tanto no tienen hijos. Esto les beneficia, tanto en su salud como en el cuidado de los hijos que ya tienen. Pero, como no necesitan trabajar, pues reciben giros de dinero, se les ve aburridas, tristes y no realizadas. Distintas de las abuelas.

SUJETOS ECONÓMICOS Y SUJETOS POLÍTICOS

Las migraciones han hecho nacer una nueva solidaridad entre los familiares de la aldea y los de Estados Unidos. El hermano atrae al hermano hacia el Norte. Le paga la mitad del "coyote", le prepara el trabajo, le tiene casa, lo guía como a un ciego y mudo que no sabe dónde va a caer, pero que sabe que tendrá a un hermano que no lo dejará perderse. A la inversa, cuando ocurre un desastre en la aldea, en el país, el familiar de los Estados Unidos, se vuelca para apoyar al que está en problemas. Sucedió así en el caso del Mitch. Esta solidaridad está montada sobre una red de comunicación entre las dos comunidades, a través del teléfono y de los viajeros.

Cuando la comunidad migrante crece, se convierte en un sujeto de desarrollo que favorece a la comunidad rural. También llega a ser sujeto político: los alcaldes viajan a Estados Unidos y las campañas políticas se financian desde fuera.

ESTRUCTURA SOCIAL REFORZADA CON DÓLARES

La migración refuerza la estructura de la comunidad rural. No son los pobres los que pueden emigrar, porque a los "coyotes" hay que pagarles entre mil y dos mil dólares. Emigran quienes tienen excedentes agrícolas y ganaderos suficientes o quienes ya tienen parientes en Estados Unidos. Es bien distinto de lo que sucede con la migración entre países centroamericanos. Los nicas que se van a Costa Rica son los desempleados, se van por sus propios medios y se van a un lugar cercano.

Las remesas llegan a la clase más alta de la comunidad y sólo benefician a los pobres por el trabajo que les dan los más pudientes, a sacadores de madera y ayudantes de albañil, a albañiles,

transportistas y fabricantes de bloques. O por el empleo agrícola y ganadero en que los emplean.

Los que se van haciendo más ricos no piensan en irse a Estados Unidos. Tienen fuentes propias de riqueza y pertenecen ya a una clase que trasciende la comunidad. Los más ricos de la clase superior se vinculan con políticos y militares para proteger su ascenso social. Alguno se mete al narcotráfico, al robo de ganado, al comercio de alcohol. Así, no sólo se refuerza la estructura social, sino que la comunidad se integra más sólidamente social y políticamente a la estructura nacional.

EL "AMERICAN DREAM"

Las maravillas de los Estados Unidos se exageran. Quien se ha ido quiere demostrar que tuvo éxito. Lo comprueba con fotos: sentado sobre un ostentoso aparato de sonido, como dominándolo, parado junto a un gran carro... Lo comprueba con los regalos que manda, a menudo señales de abundancia y rarezas: peluches con música para los niños, juguetes caros, tarjetas... Lo comprueba con la principal señal: la remesa. Estos dólares reproducen en el Sur el sueño del Norte.

El migrante es atraído por la imagen del Norte. Y también es empujado por la mujer, por el padre, por la familia que se queda y quiere saborear la miel de ese paraíso. El viaje al Norte va formando parte del imaginario colectivo. Son héroes los que se van. Cuentan sus aventuras. Es noble atreverse. Son "resueltos" (valientes, decididos) los que dan el paso. Al hacer del migrante un héroe, la tierra que conquista se vuelve más y más valiosa. Entrar en el Norte es burlar al Norte para hacerse del Norte. Parece un juego de palabras, pero es tal vez la mayor contradicción de fondo que vive el

migrante. Burlando a las autoridades y los controles del país más poderoso del mundo, quien emigra se convierte en héroe o en heroína. Pero haciéndose de ese país e identificándose en sus deseos con ese país, deja de ser héroe para ser "uno más".

La contradicción tiene otra faceta: ¿Ser del Norte o ser del Sur (mi país, mi aldea, mi familia)? Si se gana allá es para hacer casa aquí, pero aunque la mayoría, se va para volver, la mayoría se va quedando.

La contradicción es fuerte: ¿Soy de allá o soy de aquí?

Tener papeles es un paso para ser definitivamente de allá, pero a la vez abre la puerta para estar yendo y viniendo, como visitante, para ver a la familia. La identidad se va trasladando: de las raíces de aquí a las de allá, donde crecerán los hijos. En la comunidad de Cercos de Piedra todavía no se traslada a Estados Unidos a los hijos.

TODOS LOS NOMBRES DE UNA CULTURA HÍBRIDA

La lenta asimilación del bloque de origen hispano en los Estados Unidos y su rápido crecimiento hacen que el Sur esté enquistado en el Norte. La contradicción está en el corazón del Norte. El Sur es un enclave en el Norte. Esto mitiga la contradicción entre la población migrante que está en Estados Unidos y las patrias centroamericanas.

Los nombres que se ponen son del Norte. Delmy, Deisi, Doris, Dunia, Enma, Eslin, Fany, Gessy, Gladys, Glenda, Heydin, Iris, Keily, Lilian, Marilu, Maritza, Mina, Nelly, Nelwin, Riccy, Rosibel, Seidi, Siryi, Yesica, para las niñas. Alex, Danis, Edin, Edit, Elder, Eliud, Elmer, Elvin, Erlin, Fredy, Mangfredy, Marvin, Melvin, Merlin, Nelson, Orlin, Osman, Wilfredo, Wilmer, para los niños. Todos estos nombres expresan cómo los padres y las madres

van asimilando a sus hijos al sonido y al ritmo del sueño americano. Se van desechando los nombres tradicionales que conservan los abuelos. Aunque, por aquello de la contradicción, se van haciendo también nuevas síntesis con nombres nuevos y viejos: Angela Maribel, Glenda María, Yésica Yolanda. Es sólo un pequeño y sonoro ejemplo de la cultura híbrida que va naciendo.

LA RELIGIÓN, SEÑA DE IDENTIDAD

En la comunidad, la clase de los pequeños ganaderos es la más católica y practicante. Sus familias dan hospitalidad al sacerdote. Bautizan a sus hijos, traen padrinos de otras comunidades, celebran la primera comunión. Las mujeres son el pilar de la iglesia, junto con algunos hombres mayores o algún Delegado de la Palabra, vinculado por matrimonio con alguna de las familias de "los ganaderitos", como dicen.

Son familias que por tradición de siglos han mantenido el catolicismo como señal de su identidad de origen español. Proviene del departamento Lempira, cabecera Gracias, que fue la primera audiencia centroamericana, aún antes que Guatemala. Su tez es blanca y su sangre se ha mantenido "pura", sin mezclas, desde hace 500 años. Muchos tienen ojos azules.

BODAS CON BRILLO

En el contorno rural se mantiene esa religiosidad. Contrasta con lo que ocurre en las aldeas semiurbanas, que se convierten en punto de apoyo de las relaciones y negocios de los más ricos entre los ganaderos. En la aldea semiurbana, la religión funde la tradición con el exotismo y la fe con la ostentación social. La tradición requiere el matrimonio religioso, pero se hace del rito una vitrina del éxito económico, real o pretendido: ella con velo y vestido de cola de varios

cientos de dólares, los anillos sobre un cojín en forma de corazón, pajes y damitas. El cura ya no es, como en Cercos de Piedra, la persona querida y atendida por todos, incluso por algún migrante que aparece y debe sumergirse en la religiosidad de la aldea. En el ambiente semiurbano el cura es sólo un burócrata social. Si la abuela todavía le dice "padrecito", la masa de invitados está deseando que se vaya cuanto antes para que comience la fiesta con música fuerte y mucho licor.

El fotógrafo es una institución imprescindible del rito moderno. Flashazos van y flashazos vienen. El fotógrafo sube hasta la aldea. En la aldea semiurbana también aparecen parientes con cámaras de video. Es la devolución al Norte del sueño hecho realidad simbólica en el Sur. Como el migrante manda fotos, así también quiere que le manden películas.

CASTIGO DEL DIABLO

Entre toda esta mescolanza, hay creencias que subyacen. La del genio del lugar, una piedra invisible enterrada que multiplica el dinero y la buena suerte. La del pacto con el diablo, la de la brujería -aunque no se la llame así-, con símbolos dudosos: candelas de colores prendidas a San Judas en el secreto del hogar.

Estas creencias sirven para pedir por el éxito en el sueño del Norte en aldeas como ésta, antes pacíficas y alejadas de la modernidad y la globalización y hoy pletóricas de amenazas y riesgos. Cuando de repente estalla la violencia, que no perdona ni al más rico, y la sangre mancha las comunidades, parece como si el demonio estuviera cobrando el dinero que ha dado. El diablo no da nada gratis. No es como Dios. Siempre cobra con sangre humana sus dones. Esta es la creencia que subyace.

CENTROAMÉRICA

Quienes explican las desgracias como "castigos del diablo" son quienes mantienen ideales de bondad e igualdad. Según ellos, aunque no lo expliciten claramente, los que se hicieron más ricos y mantienen nexos en el extranjero son los castigados. Y lo son por haber obtenido su desbordante riqueza de malas maneras.

LOS QUE FRACASAN

En el viaje al Norte muchos son capturados y devueltos, en medio de grandes penurias. Los detiene en el camino la migración mexicana. Algunos desaparecen: dejan a su madre con la incógnita de no saber nunca si están vivos o muertos. Los medios de comunicación, radio y fotos en la prensa, tratan de destacar estos casos, como el de los diez centroamericanos asfixiados en el tren cerca de Palenque, México, el 12 de abril. Tres eran hondureños.

Algunos son disuadidos por estas historias. Otros, animados, porque entienden más claramente que se trata de una aventura heroica. Los más resueltos son los jóvenes inconscientes e ignorantes que no están arriesgando capital, porque el padre les pone el dinero del "coyote". En la aldea se busca y se discute sobre el mejor "coyote", el más barato, seguro, rápido y responsable. Es un tema de conversación muy frecuente.

ANTIGUA MATRIZ DE VIOLENCIA

La violencia previa a las guerras centroamericanas se eleva de nivel por la presencia de las armas pesadas que dejaron las guerras y por la tradicional costumbre de arreglar los conflictos por la fuerza y por las armas.

También en esta comunidad han entrado las armas. La globalización ha producido dislocaciones y frustraciones profundas, invisibles, enojos contra uno mismo que revierten contra los demás. Deudas que no se pagan y que hacen que los prestamistas -los ricos de la comunidad- se enojen y se sientan burlados. El sabor del fracaso por los "coyotes" que engañan y hacen perder estima social en la comunidad, lo que duele mucho a los más machistas. La competencia entre líderes económicos de la comunidad. Todo esto ha ido creando un clima de nervios crispados y actitudes de impaciencia, enojo y violencia.

Un casamiento puede convertirse en un poderoso desencadenador de violencia, no sólo porque hay trago y salen a relucir las pistolas, sino porque los ánimos están a flor de piel. El hecho simbólico trae a la memoria momentos agradables y también de humillación. En esta aldea, un casamiento se convirtió en un festejo de sangre, cuando uno de los ricos con hijos en el Norte, habiendo sido burlado por un "coyote" que también engañó a su hija, volcó toda su amargura contra los que celebraban alegremente la boda.

La aprobación social de la venganza es la matriz antigua que nutre una escalada nueva de la violencia. "Si no mato al que mató a mi hijo, no ve la comunidad que amaba a mi hijo. Si lo mato, siento una satisfacción personal". Esta venganza es avalada por los amigos cercanos: "Así tenía que ser". Hay familias que huyen de la comunidad para asegurar sus vidas.

Las familias de quienes reciben remesas y han subido económicamente sacan a sus hijos de la cárcel con dinero y con conectes. También sucede que los hijos

huyen a la montaña y sólo bajan a los lugares concurridos de la aldea semiurbana a amenazar con balaceras nocturnas a los parientes de quien mataron para disuadirlos de proseguir una denuncia. A veces, los asesinos desaparecen en cualquier parte del país o se van a Estados Unidos. Reina la impunidad y la violencia es como un río sin dique.

La violencia se relaciona con objetos que son símbolos de poder: la pistola o el AK y el carro. El carro es símbolo de poder y libertad, como lo era antes el caballo brioso. El carro es "hago lo que quiero, llevo a quien quiero, me muevo para donde me da la gana, y todos me ven". Este poder, unido al trago, al derroche de dinero, al arma y a la velocidad al volante genera también mucha violencia: se matan ellos mismos en accidentes o matan a transeúntes no acostumbrados a vivir junto a carreteras asfaltadas.

LA NECESARIA ILEGALIDAD

La migración al Norte se basa en la necesidad de ilegalidad que tienen los Estados Unidos y en la necesidad de libertad para emigrar sin ninguna traba que tiene Centroamérica. De ambas necesidades nace la institución del "coyote", gente sin ninguna traba ni limitación legal. El neoliberalismo, que no permite el libre flujo de la mano de obra del Sur hacia el Norte, genera ilegalidad. Y esa ilegalidad fortalece la impunidad. ¿Cuánto cambia Centroamérica con las remesas? El tiempo ya lo va diciendo.

DIRECTOR DEL ERIC (EQUIPO DE REFLEXIÓN,
INVESTIGACIÓN Y COMUNICACIÓN)
DE LOS JESUITAS EN HONDURAS.

TRAYECTORIAS LABORALES DE MEXICANOS Y MEXICANAS EN NUEVA YORK¹

Fernando F. Herrera Lima
Posgrado en Estudios Sociales
Línea de Estudios Laborales
Universidad Autónoma Metropolitana
Unidad Iztapalapa
México, D.F.

I. INTRODUCCION

En este artículo se presenta un panorama de las principales ocupaciones de las personas que han migrado del centro de México –los estados de Puebla y Tlaxcala- a la zona metropolitana de Nueva York y sus alrededores². Para ello, primero se hará un análisis general de las características que asumió la integración de estas personas al mercado de trabajo norteamericano; para después realizar un seguimiento de sus trayectorias laborales (TL) en los Estados Unidos. En un primer momento se hará una descripción general del conjunto de los casos, para después observar si existe algún efecto ocasionado por las cohortes de integración al mismo. En todos los casos se realizará una comparación entre sexos. Más adelante, se realizará un seguimiento longitudinal de cada una de las variables más relevantes, a lo largo de la sucesión de eventos de las trayectorias laborales. También se hará en este capítulo una aproximación de tipo etnográfico a los principales procesos de trabajo en los que se inserta la migración mexicana.

Cabe hacer de entrada la observación de que desde el inicio de las TL en los Estados Unidos, éstas adquieren características peculiares que, más adelante, habrán de mantenerse en lo general; sobre todo en lo que se refiere a su ubicación en sectores determinados del mercado de trabajo de la zona de Nueva York. Mujeres y hombres provenientes de México, de manera diferenciada para cada grupo, ingresan a través de, y se mantienen en, trabajos que no pertenecen a los sectores abiertos, libremente concurrenciales, del mercado de trabajo. Por el contrario, se ubican en sólo una

¹ Trabajo presentado en...

² La información empírica del presente trabajo proviene, por un lado, de los resultados del proyecto colectivo “Migración laboral de la Mixteca Poblana hacia Nueva York”, realizado entre 1996 y 2000 por Ludger Pries (coordinador), Saúl Macías y el autor de este trabajo; por otro, del seguimiento que este

determinada gama de trabajos, en general etiquetados socialmente no sólo como trabajos para migrantes; sino, más específicamente, como trabajos para migrantes recientes.

II. PRIMERA APROXIMACIÓN GENERAL

Un primer dato que llama la atención, consiste en que los migrantes de la región de Puebla y Tlaxcala que migran a la zona de la ciudad de Nueva York y su área circundante, tienen como puertos de entrada al mercado de trabajo norteamericano empleos ubicados básicamente en los sectores secundario y terciario de la economía. Sin embargo, como puede verse en la tabla 1, de inmediato salta a la vista que se presenta una situación diferenciada entre hombres y mujeres; elemento que habrá que tener muy en cuenta en los análisis subsecuentes. De inicio, esto hace pensar en que para estas personas migrantes sí existe un importante componente de género – construcción de una diferencia social a partir de la diferencia de sexo- con relación al mercado de trabajo.

TABLA 1

Sector de ingreso al mercado de trabajo norteamericano				
	Mujeres		Hombres	
	absoluto	%	absoluto	%
Sector primario	5	2.6	41	9.4
Sector secundario	93	48.2	152	34.9
Sector terciario	95	49.2	243	55.7
Total	200	100%	436	100%

En efecto, mientras que el 48.2% de las 200 mujeres consideradas en la muestra ingresó por primera vez a un empleo en los Estados Unidos a través del sector secundario, y 49.2% lo hizo a través del terciario; las cifras correspondientes a los hombres (n= 436) alcanzan un 34.9%, en el primer caso, y un 55.7%, en el segundo. En el sector primario, destino privilegiado de las migraciones tradicionales de México a los Estados Unidos, sólo se ubicó en su primer trabajo el 2.6% de las mujeres y el 9.4% de

último ha realizado entre 2000 y 2004. Un reporte más amplio puede encontrarse en Herrera, 2000 y 2005.

los hombres. Adicionalmente, debe señalarse que la mayoría (64.7%) de quienes ingresaron a través de este sector lo hizo en lugares de la Unión Americana distintos a la zona Nueva York-Nueva Jersey, sobre todo en el estado de California (32.5%).

Si este primer ingreso es observado a través de las distintas cohortes³, puede verse también una situación diferenciada. Mientras que en el caso de los hombres se presenta un perfil relativamente estable y con cambios poco significativos a lo largo de las cohortes (un comportamiento oscilatorio en el primario y una disminución constante de la importancia relativa del secundario), en el que destaca claramente la mayor importancia relativa del sector terciario; en el caso de las mujeres sí se presentan cambios importantes. Por un lado, la presencia en el sector terciario crece constantemente hasta llegar a convertirse, en la última cohorte, en el principal puerto de entrada; en tanto que el sector secundario pierde peso relativo y pasa a ocupar el segundo lugar. Por el otro, resulta interesante ver que el perfil de la distribución de las mujeres en la cohorte más reciente, tiende a asemejarse considerablemente al que muestra la de los hombres en todas las demás.

La diferencia señalada queda más claramente ilustrada si se ubica la ocupación específica a la cual ingresaron las personas migrantes en su primer evento laboral en los Estados Unidos. Mientras que para las mujeres destaca como el principal puerto de entrada el subsector de la industria de la confección (con un 42.5%), esto es: los *sweatshops*, que históricamente han sido la fuente de trabajo fundamental para las mujeres de las sucesivas olas migratorias que han llegado a Nueva York, y en segundo lugar se ubica el servicio doméstico (22.3%); para los hombres el punto de acceso se sitúa sobre todo en los restaurantes (con un 33%, contra sólo un 15% de las mujeres), y después, muy lejanamente, en la propia industria de la confección (16.3%)⁴, en el comercio (13.5%) y en la construcción (12.8%). Debe recordarse que también los restaurantes han sido tradicionalmente un nicho de mercado fundamental para las sucesivas inmigraciones a esta zona.

³ Las cohortes a partir de las cuales se hará el análisis de la integración al mercado de trabajo norteamericano son las siguientes: 1=hasta 1983 (14 mujeres y 63 hombres), 2=de 1984 a 1988 (24 mujeres y 70 hombres), 3=de 1989 a 1993 (112 mujeres y 215 hombres), y 4=de 1994 en adelante (33 mujeres y 83 hombres).

⁴ Aunque debe señalarse que en esta industria, el número absoluto de hombres que ingresó por su conducto al mercado de trabajo norteamericano prácticamente iguala al de las mujeres

Para las mujeres, la importancia central que la confección reviste como puerto de ingreso se mantiene a lo largo del tiempo; aunque en la cohorte más reciente cede el primer lugar frente al trabajo doméstico, que desde la segunda cohorte crece constantemente en peso relativo. Entonces, la *terciarización* de los primeros eventos laborales de las mujeres, obedece sobre todo a esta importancia ascendente de labores privadas en hogares norteamericanos, aunque no sea despreciable el trabajo en restaurantes y en el comercio (la importancia de las demás actividades es sólo marginal y la construcción está completamente excluida).

Para los hombres, los restaurantes son claramente el principal puerto de entrada. Aunque su importancia relativa disminuye constantemente a lo largo de las cohortes, en la más reciente aún duplica la importancia de cualquier otra actividad. Con relación al resto de las actividades, la agricultura y la construcción, que fueron los segundos puertos de entrada en la cohorte más antigua, tienden a perder importancia relativa; en tanto que la confección y el comercio tienden a aumentarla (el peso de las demás actividades es marginal).

TABLA # 2

DISTRIBUCIÓN PORCENTUAL DE HOMBRES Y MUJERES, POR COHORTE, EN LAS SUBRAMAS DE ACTIVIDAD (1er trabajo en los EUA)		
Cohorte de ingreso al mercado de trabajo en EUA	Mujeres % del total por cohorte	Hombres % del total por cohorte
Confección		
Hasta 1983	43.8	7.6
De 1984 a 1988	44.0	11.6
De 1989 a 1993	47.4	21.9
Desde 1994 en adelante	25.0	12.8
Restaurantes		
Hasta 1983	18.8	40.9
De 1984 a 1988	24.0	39.1
De 1989 a 1993	11.2	31.2
Desde 1994 en adelante	19.4	26.7
Construcción		
Hasta 1983	0	21.2
De 1984 a 1988	0	21.7
De 1989 a 1993	0	8.4
Desde 1994 en adelante	0	10.5
Comercio		
Hasta 1983	0	0
De 1984 a 1988	8.0	13.0
De 1989 a 1993	7.8	18.1
Desde 1994 en adelante	13.9	12.8
Agricultura		
Hasta 1983	0	21.2
De 1984 a 1988	0	5.8
De 1989 a 1993	3.4	5.6
Desde 1994 en adelante	2.8	12.8
Trabajo doméstico		
Hasta 1983	25.0	1.5
De 1984 a 1988	16.0	2.9
De 1989 a 1993	20.7	5.1
Desde 1994 en adelante	30.6	10.5
Otros servicios		
Hasta 1983	0	0
De 1984 a 1988	0	1.4
De 1989 a 1993	4.3	5.6
Desde 1994 en adelante	5.6	4.7
Otras industrias		
Hasta 1983	12.5	7.6
De 1984 a 1988	8.0	4.3
De 1989 a 1993	5.2	4.2
Desde 1994 en adelante	2.8	9.3

Además de esa distinta distribución de las actividades dentro del sector de los servicios, entre mujeres y hombres puede ubicarse también como una diferencia importante el hecho de que, en la última cohorte, las mujeres concentren sus eventos iniciales en cuatro actividades principales que muestran diferencias de participación entre ellas (trabajo doméstico, con el 30.6; confección, con el 25%; restaurantes, con el 19.4%; y comercio, con el 13.9%). En esa misma cohorte, mientras tanto, los hombres muestran una mayor diversificación, con un peso relativo similar, en sus puertos de entrada. Aparte de los restaurantes, que representan el 26.7%, seis actividades muestran pesos relativos significativos y más o menos parejos entre sí (confección, comercio y agricultura, con casi el 13% cada una; construcción y trabajo doméstico, con el 10.5% cada una; y otro tipo de industrias, con el 9.3%).

III. CARACTERÍSTICAS PRINCIPALES DE LOS TRABAJOS

Resulta ahora interesante detenerse en una descripción general de algunas de las características principales de los trabajos que conformaron las trayectorias laborales, tales como el tamaño de los establecimientos, las jornadas de trabajo (diarias y semanales) y la duración de los eventos.

La mayoría de las personas encuestadas, tanto mujeres como hombres, se empleó por primera vez en los Estados Unidos en empresas muy pequeñas, con largas jornadas diarias de trabajo y con una extensa jornada semanal. En cuanto a lo primero, casi el 50% entró a trabajar en establecimientos de un máximo de 10 trabajadores (40.5% de las mujeres y 53.9% de los hombres) y sólo alrededor de un 16% lo hizo en establecimientos con más de 35 trabajadores.

En lo que toca a la jornada semanal por días laborados, cerca del 65% del total trabajaba 6 días a la semana (el 69.2% de las mujeres y el 62.4% de los hombres) y otro 16.7% lo hacía durante 7 días. Sólo marginalmente, tanto hombres como mujeres llegaron a emplearse por menos de cinco días a la semana. En tanto, sus jornadas semanales por horas de trabajo, fueron de más de 60 horas para un 20.4% (para el 15.7% de las mujeres y para el 22.4% de los hombres) y sólo para el 22.4% eran de 40 horas o menos (para el 20.5% de las mujeres y para el 22.4% de los hombres).

Un dato que tal vez pueda resultar sorprendente es que, en su primer trabajo en los Estados Unidos, las personas que conforman la muestra tuvieron una permanencia

importante. Cerca del 45% permaneció en ese primer empleo por más de dos años (el 3.2% lo hizo por más de 10 años), sin diferencias importantes entre hombres y mujeres; y sólo el 10.7% estuvo menos de cuatro meses.

También visto por cohortes, el tamaño de los establecimientos en los que trabajaron las personas migrantes en su primer evento laboral en los Estados Unidos, es predominantemente pequeño. Con la excepción de las mujeres en la primera cohorte, más de la mitad, tanto de mujeres como de hombres, siempre correspondió a un tamaño máximo de 20 trabajadores. En el caso de los hombres, más de la mitad en las tres últimas cohortes se ubicó en establecimientos de menos de 11 trabajadores; como lo hizo cerca del 63% de las mujeres de la última. En general, en todas las cohortes, más mujeres que hombres en promedio se situaron en establecimientos mayores a las 21 personas.

Los días semanales laborados se concentran marcadamente en seis, en todas las cohortes, para ambos sexos, con la excepción de las mujeres en la primera de ellas, cuando el 43.8% trabajó cinco días. Cabe hacer resaltar que sólo marginalmente, hombres y mujeres trabajaron de uno a cuatro días semanales y que alrededor de una sexta parte, en ambos casos, laboró sin tener al menos un día semanal de descanso.

En cuanto a las horas semanales de trabajo, destaca que las jornadas parciales de menos de 40 horas fueron siempre la excepción en estos primeros eventos; salvo en el caso de las mujeres en la primera cohorte (18.8%), siempre fueron inferiores al 15% en ambos casos. En el extremo contrario, las jornadas superiores a las 60 horas a la semana fueron, sobre todo entre los hombres, bastante significativas (oscilaron entre poco menos de un quinto y poco más de un cuarto del total); y entre las mujeres fueron de un 13.5% a un 25%. Sin embargo, el grueso de las jornadas se ubicó entre las 40 y las 60 horas a la semana, con una tendencia marcada a ubicarse arriba de las 50 horas en el caso de las mujeres, en las últimas dos cohortes.

Pese a las diferencias señaladas, las jornadas de trabajo semanales, tanto en días como en horas, no presentan diferencias significativas para hombres y mujeres, en el conjunto de las cohortes.

Las diferencias entre mujeres y hombres son un poco más pronunciadas, aunque no tajantes, si se compara la duración de estos primeros eventos (tabla 6). Un primer dato que resulta sorprendente, es que el 17.4% de los hombres de la cohorte más antigua, permaneció en su empleo por más de diez años; mientras que tanto los hombres de la segunda cohorte y las mujeres de ambas, muestran porcentajes entre el 6% y el 8%

para este tipo de duración. En el extremo contrario, destaca que, con la excepción de la tercera cohorte, las mujeres tuvieron porcentajes siempre superiores a los de los hombres en los eventos que duraron sólo hasta un tercio del año (el porcentaje fue de casi un 37% en la cohorte más reciente).

Aunque de manera decreciente a lo largo de las cohortes, los datos muestran una permanencia digna de consideración, tanto para hombres como para mujeres. Al respecto, cabe hacer resaltar que en los estratos de más de dos y hasta cuatro años de duración, y de más de cuatro y hasta diez años (excluyendo la última cohorte, para la que es poco pertinente el cálculo), se concentra aproximadamente la mitad de las mujeres y de los hombres.

No obstante lo anterior, debe señalarse que en la última cohorte, arriba de la mitad de cada uno de ambos sexos se ubicó en trabajos que duró un máximo de un año; y que otra cuarta parte, para las mujeres, o cerca de un tercio, para los hombres, lo hizo en eventos que duraron como máximo dos años.

Con relación al ingreso que tenían antes de este trabajo, como era de esperarse, la inmensa mayoría de hombres y mujeres (el 92.1%) declaró ganar más que en su antiguo trabajo.

Hasta aquí puede verse que las personas migrantes a Nueva York, originarias de los estados de Puebla y Tlaxcala, se ubicaron en su primer trabajo en los Estados Unidos preferentemente en trabajos de los sectores secundario y terciario (las mujeres sobre todo en la industria de la confección y los hombres en los restaurantes), en establecimientos más bien pequeños, con extensas jornadas de trabajo, pero con una cierta estabilidad y con ingresos superiores a los que tenían previamente en México.

TABLA # 3

DISTRIBUCIÓN PORCENTUAL DE HOMBRES Y MUJERES, POR COHORTE Y POR TAMAÑO DEL ESTABLECIMIENTO (primer trabajo en EUA)		
Cohorte de ingreso al mercado de trabajo en EUA	Mujeres % del total por cohorte	Hombres % del total por cohorte
Hasta 10 trabajadores		
Hasta 1983	26.7	32.3
De 1984 a 1988	46.2	58.8
De 1989 a 1993	33.9	57.7
Desde 1994 en adelante	62.9	57.1
De 11 a 20 trabajadores		
Hasta 1983	13.3	30.8
De 1984 a 1988	7.7	17.6
De 1989 a 1993	20.2	23.3
Desde 1994 en adelante	11.4	25.0
De 21 a 35 trabajadores		
Hasta 1983	13.3	9.2
De 1984 a 1988	26.9	11.8
De 1989 a 1993	21.1	8.8
Desde 1994 en adelante	11.4	10.7
De 36 a 60 trabajadores		
Hasta 1983	13.3	15.4
De 1984 a 1988	15.4	8.8
De 1989 a 1993	21.1	8.8
Desde 1994 en adelante	14.3	2.4
De más de 60 trabajadores		
Hasta 1983	33.3	12.3
De 1984 a 1988	3.8	2.9
De 1989 a 1993	3.7	1.4
Desde 1994 en adelante	0	4.8

TABLA # 4

DISTRIBUCIÓN PORCENTUAL DE HOMBRES Y MUJERES, POR COHORTE Y POR DIAS SEMANALES DE TRABAJO (primer trabajo en EUA)		
Cohorte de ingreso al mercado de trabajo en EUA	Mujeres % del total por cohorte	Hombres % del total por cohorte
1 DIA		
Hasta 1983	0	0
De 1984 a 1988	0	0
De 1989 a 1993	0	0.5
Desde 1994 en adelante	0	0
2 DIAS		
Hasta 1983	0	0
De 1984 a 1988	0	0
De 1989 a 1993	0	0.5
Desde 1994 en adelante	0	0
3 DIAS		
Hasta 1983	0	0
De 1984 a 1988	0	0
De 1989 a 1993	1.8	1.9
Desde 1994 en adelante	0	1.2
4 DIAS		
Hasta 1983	0	1.5
De 1984 a 1988	0	1.5
De 1989 a 1993	1.8	0.5
Desde 1994 en adelante	0	3.7
5 DIAS		
Hasta 1983	43.8	20.0
De 1984 a 1988	28.0	16.9
De 1989 a 1993	7.2	13.2
Desde 1994 en adelante	12.1	17.1
6 DIAS		
Hasta 1983	37.5	63.1
De 1984 a 1988	56.0	66.2
De 1989 a 1993	74.8	61.9
Desde 1994 en adelante	75.8	59.8
7 DIAS		
Hasta 1983	18.8	15.4
De 1984 a 1988	16.0	15.5
De 1989 a 1993	14.4	18.6
Desde 1994 en adelante	12.2	

TABLA # 5

DISTRIBUCIÓN PORCENTUAL DE HOMBRES Y MUJERES, POR COHORTE Y POR HORAS SEMANALES DE TRABAJO (primer trabajo en EUA)		
Cohorte de ingreso al mercado de trabajo en EUA	Mujeres % del total por cohorte	Hombres % del total por cohorte
MENOS DE 40 HORAS		
Hasta 1983	18.8	3.1
De 1984 a 1988	12.0	14.1
De 1989 a 1993	13.5	14.0
Desde 1994 en adelante	6.1	14.6
DE 40 A 50 HORAS		
Hasta 1983	43.8	33.8
De 1984 a 1988	36.6	43.7
De 1989 a 1993	25.2	36.7
Desde 1994 en adelante	30.3	40.2
DE 50 A 60 HORAS		
Hasta 1983	12.5	36.9
De 1984 a 1988	36.0	18.3
De 1989 a 1993	47.7	30.7
Desde 1994 en adelante	45.5	17.1
MAS DE 60 HORAS		
Hasta 1983	25.0	26.2
De 1984 a 1988	16.0	23.9
De 1989 a 1993	13.5	18.6
Desde 1994 en adelante	18.2	28.0

TABLA # 6

DISTRIBUCIÓN PORCENTUAL DE HOMBRES Y MUJERES, POR COHORTE Y POR DURACION DEL EVENTO LABORAL (primer trabajo en EUA)		
Cohorte de ingreso al mercado de trabajo en EUA	Mujeres % del total por cohorte	Hombres % del total por cohorte
HASTA CUATRO MESES		
Hasta 1983	12.5	5.8
De 1984 a 1988	17.9	10.8
De 1989 a 1993	5.1	7.8
Desde 1994 en adelante	36.8	22.1
DE CUATRO MESES A UN AÑO		
Hasta 1983	18.8	26.1
De 1984 a 1988	17.9	16.2
De 1989 a 1993	28.0	23.7
Desde 1994 en adelante	23.7	33.7
DE MAS DE UNO HASTA DOS AÑOS		
Hasta 1983	12.5	15.9
De 1984 a 1988	10.7	5.4
De 1989 a 1993	19.5	20.1
Desde 1994 en adelante	26.3	30.2
DE MAS DE DOS HASTA CUATRO AÑOS		
Hasta 1983	25.0	13.0
De 1984 a 1988	25.0	36.5
De 1989 a 1993	28.8	31.5
Desde 1994 en adelante	13.2	14.0
DE MAS DE CUATRO HASTA DIEZ AÑOS		
Hasta 1983	25.0	21.7
De 1984 a 1988	21.4	23.0
De 1989 a 1993	18.6	16.9
Desde 1994 en adelante	13.2	14.0
MAS DE DIEZ AÑOS		
Hasta 1983	6.3	17.4
De 1984 a 1988	7.1	8.1
De 1989 a 1993	0	0
Desde 1994 en adelante	0	0

A continuación se procederá a presentar una descripción analítica de los dos principales trabajos desarrollados por las personas migrantes de México a la zona metropolitana de la ciudad de Nueva York. Más adelante, se verá lo que sucedió a lo largo de las trayectorias laborales de las personas de la muestra.

IV. SUDANDO EN LOS TALLERES, SUDANDO EN LAS COCINAS: LOS PROCESOS DE TRABAJO MÁS IMPORTANTES

Por la importancia evidente de los trabajos en los talleres de confección y en los restaurantes, resulta conveniente proceder a una descripción detenida de las características del trabajo en estos establecimientos, basada en los testimonios recabados, en la observación directa y en algunas fuentes secundarias.

1. Los *sweatshops*

Este tipo de establecimientos, conocidos tradicionalmente como *sweatshops*, (talleres de confección de ropa y accesorios, sobre todo; o bien, en menor medida, de artículos de plástico o de partes metálicas⁵), han sido ampliamente estudiadas (Ross y Trachte, 1982; Leichter, Von Nostitz y González, 1981; Foner, 1987; Marshall, 1987; Sassen, 1991; Green, 1997). Por un lado, son establecimientos que operan, en varios sentidos, al margen de las leyes y las reglamentaciones oficiales, pero son tolerados porque, entre otras cosas, ayudan a mantener la competitividad de la industria norteamericana.

La palabra sweatshops fue usada originalmente en el siglo XIX para describir un sistema de subcontratación en el cual el intermediario extraía sus ganancias del margen existente entre la cantidad que recibía del contratista y la cantidad que él pagaba a los trabajadores que subcontrataba. Se decía entonces que el margen era el sudor exprimido a los trabajadores, porque éstos recibían ingresos mínimos a cambio de jornadas excesivas de trabajo realizadas en condiciones insalubres (Sindicato Unite, página webb, octubre de 1999, traducción propia).

No ha cambiado radicalmente esa pauta de funcionamiento. En estos talleres, históricamente, la mayor parte de las personas que trabaja ha sido siempre inmigrante, ahora indocumentada en su mayoría, y particularmente conformada por mujeres jóvenes

⁵.- La información para este apartado proviene tanto de los resultados preliminares de los datos obtenidos a través del cuestionario y las entrevistas; pero también de la observación directa (fuimos a muchos de esos talleres a solicitar trabajo) y de la gentil colaboración de Bertha Williams y Juan Carlos, del Centro de Justicia del Sindicato UNITE de Manhattan.

(actualmente, sobre todo de origen mexicano y ecuatoriano), que son contratadas en forma precaria, a través de acuerdos verbales, con salarios inferiores al mínimo establecido y sin las prestaciones que generalmente están asociadas a los trabajos industriales. A lo largo de las sucesivas olas de inmigrantes a Nueva York, este ha sido un puerto de entrada fundamental al mercado de trabajo. De hecho, quienes han estudiado el tema (Foner, 1987; Green, 1997; Marshall, 1987; Piore, 1990), consideran que estos trabajos no existirían sin los migrantes. Esto es, no se presenta aquí un fenómeno de desplazamiento de la mano de obra local por la inmigrante, sino que las sucesivas olas migratorias se han integrado a este segmento del mercado de trabajo y después lo han abandonado, cuando han tenido la oportunidad de conseguir mejores trabajos y, en general, cuando su situación ha experimentado una mejoría general.

Por el otro lado, la propiedad de muchos de estos establecimientos es también de migrantes, especialmente de judíos, de italianos y, más recientemente, de coreanos⁶. Cabe señalar que resulta relativamente barato instalar un negocio de este tipo. En 1996, de acuerdo a la información del sindicato Unite, 50 mil dólares eran suficientes; mientras que una tienda de abarrotes requería de una inversión inicial de más de 200 mil. De acuerdo también a la información de Unite (página web, noviembre de 1999), en 1994 había en la industria norteamericana del vestido unos 5 mil establecimientos, de los cuales 4,500 eran *sweatshops*.

Las condiciones de trabajo en los *sweatshops* combinan jornadas diarias de 10 o 12 horas, con ambientes llenos de ruido, polvo y partículas volantes de los materiales de trabajo. Regularmente, se trabaja con instrumentos manuales y máquinas mecánicas y eléctricas no automatizadas, que realizan operaciones elementales de corte o ensamble; y que dependen en buena medida de las habilidades y destrezas de la fuerza de trabajo. No obstante, para trabajar ahí no es necesario ningún tipo de entrenamiento previo. De hecho, en el propio trabajo se adquiere la capacitación necesaria. Como señala Piore, la industria de la confección y otras similares en Nueva York, gracias a la constante y siempre renovada disposición de una fuerza de trabajo inmigrante barata, han escapado a las presiones en favor de la introducción de nuevas tecnologías productivas (Piore, 1990).

⁶ Este tema se desarrollará más ampliamente en un apartado subsecuente.

Por otro lado, el trato a los trabajadores es despótico y, según refieren algunas de las personas entrevistadas por nosotros, se llega incluso al maltrato físico. Al hablar de su experiencia en ellos, Aurora refiere que ella trabajaba en un taller

... de ropa de niña, y ahí mismo en ese piso, había una de tarjetas de navidad. Entonces, de noche trabajaba yo en la de tarjeta de navidad, y en el día, trabajaba yo en la de la ropa... Pero, la gente es muy exigente, para entrar al baño, 5 minutos, y no tantas veces; para comer, 10 o 20 minutos solamente, no más, no tienes que estar hablando con las demás personas, y nada más estaban vigilando...; no, el señor iba y venía, hasta de nervios ponía porque era de caminar y caminar y caminar, ese era el trabajo del señor. El que cuidaba, pues, el encargado... (Aurora, originaria de Piaxtla).

Una buena parte de los propietarios de estas empresas son de origen asiático (especialmente coreano), pero también los hay judíos, italianos y latinoamericanos. Por otro lado, es necesario decir que este tipo de establecimientos está distribuido por todas las zonas de la ciudad de Nueva York. Una buena parte de ellos se ubica en el centro de Manhattan, pero también existen concentraciones importantes en El Bronx, en Queens y en Brooklyn. Según refieren el Sindicato Unite, que desarrolla un importante trabajo de organización y defensa de los trabajadores de estos establecimientos, una práctica frecuente consiste en eludir el pago de los salarios ya devengados por los trabajadores; ya sea mediante el cierre imprevisto del taller en una ubicación, mismo que después se reabre en otra; ya sea mediante la simple negativa directa o el despido injustificado. Se llega incluso, y no de manera infrecuente, a casos en los que el propietario denuncia anónimamente la presencia de indocumentados en el taller, para que la *migra* realice una redada. Bertha Williams⁷, del Centro de Justicia de Unite nos dice que eso ha llevado a disputas entre el Departamento del Trabajo, sobre todo cuando Sweeney era delegado del trabajo, y las autoridades migratorias; en las que las primera exigen que al menos se cubran los salarios devengados. Con orgullo, afirma Bertha Williams:

Nosotros hemos recuperado, en los 3 últimos años, alrededor de más de un millón de dólares, en salarios atrasados, que sobrepasa la cantidad de salarios atrasados que el Departamento de Trabajo ha recuperado.

⁷ Bertha Williams es una mujer de aproximadamente 40 años de edad, veinte de los cuales los ha pasado en Nueva York. Nacida en Ecuador, trabajó durante mucho tiempo en este tipo de talleres. Actualmente, se dedica de tiempo completo a las tareas de organización sindical y defensa de los derechos de los migrantes. Para esta investigación, su colaboración fue fundamental.

En términos generales, la rotación en estos establecimientos es muy alta y las posibilidades de estabilidad o ascenso resultan mínimas. Para ingresar a estos establecimientos no se requiere ni de exámenes, ni de credenciales de ningún tipo. En general, las recomendaciones tampoco son necesarias. Más bien, el reclutamiento se hace a partir de quienes llegan directamente a pedir empleo y a través exclusivamente de la discrecionalidad de los reclutadores, que generalmente son a un tiempo los dueños, los administradores y los capataces del taller⁸.

Gracias a Bertha y Juan Carlos⁹, del Centro de Justicia de Unite, fue posible conocer por dentro esos talleres y los mecanismos de contratación. En la entrevista que concedieron, se les preguntó por las formas de contratación y amablemente las explicaron. Al final, Bertha le pidió a Juan Carlos que organizara una especie de excursión para conocer de directamente a conocer las *factories*. Él consideró que era un buen momento: *pues ahora mismo, porque es hora del lunch y mucha gente está entrando y saliendo de los edificios, hay un buen chance para hacerlo*. La mayor parte de los *sweatshops* se encuentran alrededor de 7a.avenida, entre la calle 42 y la 35. Junto a la terminal de autobuses y trenes, Porth Authority, empieza una zona muy grande de *factories*. Es el corazón productivo del distrito de la costura; tal y como lo ubica Green (1997), en el corazón de Manhattan.

El primer taller al que se pudo entrar se encontraba en un gran edificio, poblado exclusivamente por *sweatshops*, en un promedio de tres o cuatro por piso. En la entrada, sentada frente a un escritorio, pero con la vista atenta sobre el taller, se encontraba una mujer coreana. Desde la puerta era posible ver prácticamente todo el establecimiento. Sin divisiones, mal ventilado e iluminado, consistía en un verdadero apilamiento de máquinas mecánicas y eléctricas para cortar, hacer dobladillos y cocer. También había mesas en las que se realizaban operaciones manuales, con instrumentos sencillos, como tijeras y agujas. Los talleres clandestinos que el terremoto de 1985 sacó a la luz en la ciudad de México, en la zona de San Antonio Abad, tienen un enorme parecido con los neoyorquinos. ¿El *tercer mundo* en el *primero*? ¿la *periferia* en el corazón del *centro*? ¿la *ciudad global*?, como dirían Jean Franco (arte de Nexos: Nueva York como ciudad

⁸.- Aunque, en algunos casos, el capataz es una persona contratada para el efecto; y, muchas veces, es de la nacionalidad de la mayoría de los trabajadores.

⁹ Juan Carlos es un joven (19 o 20 años), originario de la región de Tehuacán, en el estado de Puebla, que entró a trabajar en los *sweatshops* por orientación de una tía suya que lleva ya varios años en Nueva York. No se limita a trabajar: es además un importante organizador sindical de base.

del tercer mundo), Ross y Tratchke (1981), o Sassén (1995). Por todos lados, de veían amontonamientos de materia prima y productos semiprocesados.

La gran mayoría del personal estaba compuesto por mujeres jóvenes de aspecto indudablemente latinoamericano; pero sobre todo resaltaban las muchachas poblanas: morenas, bajitas de estatura, delgaditas, de pelo oscuro, largo y atado sobre la espalda. Entre los puestos de trabajo, los capataces circulaban constantemente. Todos ellos parecían coreanos y eran más bien fornidos.

El ritmo de trabajo era acelerado y constante, aunque determinado por la habilidad de las trabajadoras (y de los muy pocos trabajadores); pero sobre todo por la presión directa de los capataces. En algunos talleres el pago es por pieza o a destajo y eso se convierte en el principal determinante del ritmo. No en este, en donde el pago era por hora. Lo supieron ese día los visitantes en trabajo de campo, porque a señas se comunicaron con la que aparentemente era la propietaria y ella les indicó con la mano que pagaba cinco dólares la hora, al tiempo que decía algo que se parecía a: “five dolar, five dolar”. Fingiendo molestia, se le hizo ver que era muy poco. Entonces ella nos hizo señas con las dos manos para que los solicitantes de empleo se retiraran. La presencia de los capataces los disuadió de intentar una negociación que, de cualquier manera, sería inútil, de acuerdo a la experiencia de Juan Carlos.

La expedición siguió después en varios talleres más; pero las diferencias entre ellos eran mínimas. Un patrón hablaba como colombiano. Otro, que hablaba un muy inglés difícilmente comprensible, seguramente era judío, según el guía. No se identificó a simple vista a ningún italiano y sí a una gran cantidad de gente de Corea. Juan Carlos aseguró que al conocer esos talleres ya se conocían todos los *sweatshops* de Nueva York; tal vez con la excepción de los del barrio chino, que tienen algunas características propias que los distinguen, aunque no en lo fundamental.

De acuerdo a los testimonios, en este campo laboral, las redes sociales sirven para la gente de México básicamente para informar a los recién llegados acerca de la ubicación y de las características de los talleres. Más adelante, sirven también para intercambiar información sobre los patrones que hacen trampa con el pago de los salarios y asuntos similares. Pero sirven, sobre todo, para poder abandonar estos trabajos, a cambio de otros con mejores condiciones de trabajo y salariales, por ejemplo en los restaurantes.

2. Los Restaurantes

Los restaurantes neoyorquinos son la principal fuente de empleo de los mexicanos en Nueva York y están cobrando crecientemente una importancia similar para las mexicanas migrantes. Como se ha visto, la mayor parte de los migrantes de México ingresaron al mercado de trabajo norteamericano a través de los restaurantes y, como se verá después, se mantuvieron después trabajando en ellos, más que en cualquier otro trabajo. Como también se ha visto ya, las mujeres de las cohortes más recientes, por su parte, cada vez ingresan más por este puerto de entrada, en detrimento de los talleres de confección o *sweatshops*, que eran las principales vías de acceso en las primeras cohortes migratorias. El de los restaurantes es, entonces, un trabajo que resulta muy significativo para las personas que migran de México a Nueva York¹⁰. No resulta exagerado decir que las cocinas de los restaurantes neoyorquinos están convirtiéndose crecientemente en un espacio de elevado contenido mexicano, tanto por los platillos que en ellos se preparan, como por su personal.

La suerte que han corrido quienes laboran en los restaurantes es, por supuesto, muy variada. Sin embargo, resulta de gran interés hacer resaltar que prácticamente todos los testimonios que hemos podido recoger, tanto directa como indirectamente⁽¹¹⁾, coinciden en afirmar que las carreras personales más exitosas, las de quienes han llegado a convertirse en empresarios de diversos giros y dimensiones, iniciaron sus trayectorias laborales en los restaurantes, generalmente como lavaplatos, y sin que hubieran tenido ningún tipo de contacto previo con ese medio laboral, en los trabajos que tuvieron en México antes de migrar.

El trabajo en los restaurantes de la ciudad de Nueva York¹² está claramente dividido en una serie de categorías laborales diferenciadas y jerarquizadas, de tal forma que permite el funcionamiento de una suerte de mercados internos de trabajo, en los que

¹⁰.- Para la información sobre los restaurantes, fueron fundamentales las pláticas con los amigos, tanto empleados como propietarios, que generosamente nos platicaron sus experiencias, nos permitieron observar directamente su trabajo y nos presentaron, en su caso, con sus empleadores, para que éstos complementaran la información.

¹¹. Esto último, sobre todo a través de las entrevistas realizadas por Oscar López y su equipo.

¹² Fue una suerte para nuestro equipo llegar a Nueva York con un buen número de personas conocidas que trabajaban en restaurantes, ya sea como empleados, ya sea como propietarios. Eso nos permitió observar directamente los procesos de trabajo y las relaciones de los empleados, tanto entre ellos, como con los empleadores y los clientes. Una forma muy agradable de relizar el trabajo de campo, en medio de charlas amistosas y muy generosas invitaciones a consumir todo lo disponible en los establecimientos. Pláticas por supuesto muy entrecortadas por las realizaciones de las actividades normales, en paréntesis que permitían observar y tomar nota del funcionamiento de este campo de trabajo y de interacción social.

resulta posible desarrollar carreras ascendentes, basadas en la adquisición de oficios tales como el de carnicero, panadero, ensaladero, cocinero, administrador o incluso propietario. La primera gran división en los restaurantes se establece entre la cocina y la atención al público. Un puerto de entrada que puede desembocar en ambas líneas de ascenso la constituye el puesto de lavaplatos; o bien el de repartidor o *delivery*, actividad que generalmente se combina con las demás, sobre todo en las etapas iniciales. Es interesante anotar que la mayoría de los y las migrantes de México, trabajan dentro de las cocinas; mientras que en la atención al público se puede detectar una presencia cada vez mayor de personas de origen ecuatoriano, particularmente de la región de Cuenca, así como colombiano.

En las cocinas, la categoría más baja, después del lavaplatos, es la del ayudante, quien se encarga de pelar, cortar, picar, limpiar y licuar los ingredientes de los platillos. La siguiente categoría es la del preparador de alimentos. En este puesto no se diseñan ni se deciden los platillos, sino que, bajo la supervisión del cocinero (cheff), se encarga de reunir los elementos y darles la presentación final. El cocinero, por su parte, se encarga de dirigir todas las operaciones, de diseñar los platillos y de llevar el control de las existencias en la cocina. Es decir, su función es tanto culinaria como administrativa. De hecho, los trabajadores de las cocinas lo consideran como su jefe. En grandes restaurantes, puede existir la figura del sub-cheff, que es un ayudante directo del cocinero. En los más sencillos, las categorías de ayudante y preparador pueden fundirse en una sola que, incluso, puede llegar a realizar las labores del lavaplatos. En los restaurantes más grandes y complejos, pueden existir categorías sumamente especializadas y calificadas, como la de carnicero, pescadero, ensaladero o panadero.

El reclutamiento para el trabajo en las cocinas no implica exámenes ni certificación de estudios. Quienes han realizado carreras laborales ascendentes en este campo, refieren que el aprendizaje se realiza en la práctica y depende en gran medida de la disposición de cada trabajador para ir aprendiendo las labores del resto de las funciones. Así, un lavaplatos puede ir voluntariamente colaborando con los ayudantes, los preparadores, los cheffs e, incluso, con los especialistas (carniceros, panaderos, etc.); de tal manera que va adquiriendo en la práctica el o los oficios necesarios para, primero permanecer y, después, ascender en el trabajo.

...Yo empecé a trabajar lavando platos, después de lavar platos yo... fui bien entrón, yo le entraba yo a ayudar al cocinero, le entraba a ayudar al de las

ensaladas, le entraba a ayudar al carnicero, dondequiera, dondequiera le entraba yo. Cuando no tenía yo nada qué hacer en los platos me iba yo a ayudar... cuando faltaba alguien... el dueño... o el encargado de ahí me mandaba: mira, ayuda a fulano, ayuda a... ayuda a este... y ahí iba yo a la cocina o a las ensaladas, dondequiera me aventaba yo y gracias a Dios aprendí mucha cocina, sí... (Antonio, originario de Piaxtla).

En el medio de las cocinas, las redes sociales aparecen como básicas para la obtención del trabajo. La recomendación de un Cheff acreditado, en favor de algún familiar o *paisano* es el mayor capital con el que puede contar cualquier migrante recién llegado a Nueva York. A cambio, el recién llegado queda obligado, implícita o explícitamente, a *no hacer quedar mal* a quien lo recomendó; quien se convierte en su mentor en un amplio sentido (aval, maestro y autoridad).

Para quienes ya han desarrollado parte de su trayectoria laboral en los restaurantes y han conseguido ampliar sus contactos sociales y adquirir una cualificación específica en la práctica (conocimientos, habilidades, destrezas, *gusto* culinario), su propio prestigio personal en el medio puede convertirse en la principal arma en el mercado laboral. Los testimonios hablan de verdaderos *pirateos* de cheffs prestigiados entre empresarios del ramo.

En la atención al público, existen también varias categorías. Una primera consiste en recibir a las personas que acuden al restaurante y acomodarlas en alguna mesa. Una segunda, es la que se encarga de llevar los cubiertos, las servilletas, el menú, el pan y el agua a las mesas; así como de retirar los utensilios y los envases desocupados. Las personas que propiamente se denominan meseros o meseras, son quienes toman la orden a los clientes y van llevando hasta las mesas los diferentes platos. Pero además de ello, son responsables de *hacer sentir bien a los comensales*, mediante comentarios y sugerencias. Por su contenido más aparente, estos trabajos no requieren de conocimientos complejos, ni requieren de largos periodos de entrenamiento o de cursos escolarizados; sin embargo, implican otro tipo de formación previa, más bien de tipo social (*habitus*).

Como resulta obvio, un requisito fundamental para estas funciones consiste en un manejo solvente del idioma inglés; pero para la selección del personal que cubre este tipo de puestos intervienen también otros elementos, como la apariencia y los modales. Aunque no sea explícito, las personas con las que hemos platicado de esto nos refieren la presencia, a veces sutil, otras no tanto, de elementos de discriminación y racismo. En

esta subdivisión del trabajo de los restaurantes, la importancia de las redes sociales, para el ingreso y la permanencia, es tan importante como en la anterior subdivisión.

Las jornadas de trabajo en los restaurantes son muy prolongadas. En su mayoría, se inician aproximadamente a las once o doce de la mañana y se prolongan hasta las dos o tres de la mañana del día siguiente. O bien, se inician a las cuatro o cinco de la mañana, para finalizar a las seis o siete de la tarde. Cabe señalar que, no obstante, es frecuente que quienes laboran en los restaurantes, cubran más de una jornada, ya sea que prolonguen su permanencia en el mismo establecimiento; o bien, que se contraten por jornadas parciales en algún otro.

Como una compensación parcial, un atractivo del trabajo en los restaurantes está en una forma de pago bastante generalizada, que consiste en que sólo una parte se realiza por medio de un cheque y el resto se hace en efectivo. Para efectos impositivos, únicamente es considerada la primera; mientras que la segunda se convierte en ingreso neto para quien trabaja. Adicionalmente, quienes trabajan en los restaurantes tienen generalmente asegurados los alimentos diarios.

V. EL DESPLIEGUE DE LAS TRAYECTORIAS LABORALES

Si se analiza la sucesión del total de los eventos laborales registrados en la encuesta (del conjunto de primeros al conjunto de décimos en adelante), resaltan como elementos destacados: una tendencia general hacia el abandono del sector primario, que inicialmente tiene un considerable peso (cae del 45% a poco más del 20%); una notable fuga hacia el terciario (sube de alrededor del 35% a más del 60%); y una constante importancia menor del secundario (con altas y bajas, oscila alrededor del 20%). Esa primera visión puede, sin embargo, resultar parcialmente engañosa o, más bien, insuficiente; en tanto que oculta importantes diferencias en el contenido de dichas trayectorias, en varios sentidos. Uno de ellos es el que se refiere a lo que sucede en uno y otro país; otro, es el que refiere a las muy marcadas diferencias de género.

Efectivamente, si se separan las trayectorias laborales, entre los eventos ocurridos en los Estados Unidos y los que tuvieron lugar en México¹³, se encuentran perfiles claramente diferenciados. Más adelante, esta ruptura o discontinuidad, será ilustrada con mayor precisión, al analizar los trabajos que se abandonan en México, para ir a los Estados Unidos; y, a la inversa, los que se dejan en este último país para regresar

al de origen. Por lo pronto, es importante hacer resaltar algunos elementos de los datos que se presentarán a continuación.

Primero, que resulta clara la confirmación de un rasgo atípico de esta migración, frente a la mayoría de las que se dirigen de México hacia los Estados Unidos, consistente en que quienes migran no van a realizar trabajos de tipo agrícola, salvo por excepción, o bien complementariamente, en la primavera y en el verano, en lugares relativamente cercanos a la zona de Nueva York¹⁴. El grueso de los eventos se concentra en la *industria de los servicios*, mayoritaria y crecientemente a lo largo del tiempo, y en la industria manufacturera, aunque sea en su *sector degradado*, y de manera claramente decreciente (y, como se verá más adelante, segregada). Segundo, que en las trayectorias laborales de las personas migrantes se opera un importante cambio en sus regresos a México. Se presenta tanto una *descampesinización* del trabajo, como un notorio crecimiento de actividades ubicadas en los servicios y en la industria; lo que habla también de fuertes procesos de transformación no sólo de las vidas de los migrantes, sino también de sus lugares de origen, como efecto fundamentalmente de las remesas; pero también de cambios operados en las expectativas y estilos de vida de quienes han migrado. El tercer elemento que se quiere destacar consiste en que estas trayectorias, en un número importante de casos, mezclan hacia su interior varios eventos en uno y otro país; esto es, se trata de *trayectorias transnacionalizadas*, que expresan una existencia pendular entre los diversos territorios que conforman el espacio transnacional plurilocalizado. De ellas, se presentará más adelante un análisis especial.

En esta parte, se presentan los datos que permiten describir en términos generales las trayectorias laborales, separadas de acuerdo a los eventos realizados sucesivamente en México y en los Estados Unidos, aunque con interrupciones marcadas precisamente por los cambios de país. En los Estados Unidos es el sector terciario siempre el de mayor importancia relativa (va de casi el 54% a cerca del 80%), el sector primario ocupa siempre una posición marginal (del 7.3% al 4.1%), y el secundario decrece sensiblemente (del 39% al 16.3%). En México, el comportamiento es considerablemente distinto; por un lado, la mayor parte de los arranques de las trayectorias se presentan, como ya se vio anteriormente, en el sector primario (casi el 60% de los casos), para luego descender hasta casi la mitad (alrededor de un 30%). En

¹³ Agrupación de los primeros, segundos, hasta los sextos eventos en adelante, en estos casos, de cada una de las personas de la muestra, en cada uno de los países.

¹⁴ En la descripción de los trabajos que se realizan en esta ciudad, se presentan testimonios al respecto.

el caso del sector secundario, se presenta un importante crecimiento, que triplica su número de casos (del 10% al 30%). Con oscilaciones, la importancia del sector terciario va de poco más de un 30% a poco más de un 40% del total de casos.

Si los eventos laborales se agrupan por cohortes¹⁵, los resultados no difieren sustancialmente. Para los que corresponden a los Estados Unidos, el sector terciario mantiene siempre y de manera clara el mayor número de casos (de casi el 52% a más del 60%); el primario ocupa una posición de muy poca importancia (cae de poco más del 10% a poco más del 9%), y el secundario se mantiene en un lugar intermedio con un peso significativo, pero decreciente (de más del 38% a poco más del 30% del total de casos). Esa diferencia entre lo que sucede en las trayectorias y lo que sucede en las cohortes, ratifica la idea de que existen algunos puertos de entrada (como los *sweatshops*) que son abandonados por las personas en cuanto es posible; pero su lugar es inmediatamente ocupado por otras que inician su trayectoria migratorio laboral.

En México, el sector primario decrece paulatinamente en importancia relativa (cae de más del 52% a menos del 39%) y cede la primacía al terciario (crece de más del 31% a más del 51%). El sector secundario, finalmente, a diferencia de lo que sucede con las trayectorias, a través de las cohortes decrece de más del 16% a poco más del 10%. La desagregación por sexos, como ya se analizó para el caso de los puertos de entrada al mercado de trabajo norteamericano y sus cambios a través del tiempo, muestra que las trayectorias laborales están claramente marcadas por el género, tanto en México, como en los Estados Unidos; pero esto se puede ver con más claridad si se pasa del nivel agregado de los sectores al de las ramas de actividad económica.

Para el caso de las mujeres, ya se vio que el principal puerto de entrada es el de los talleres de confección, *factorys* o *sweatshops*; aunque a través de las cohortes de ingreso, hayan disminuido su peso. A lo largo de los eventos de las trayectorias laborales (cuadro y gráfica # 11), puede verse una situación similar; aunque disminuye su importancia de manera considerable (de más del 42% a poco menos del 28%), en general siguen siendo muy importantes como fuentes de empleo. A esta salida de la industria *del hilo y la aguja*, corresponde un desplazamiento hacia el sector de los servicios, en general, pero especialmente hacia dos actividades: los restaurantes (su importancia va del 15% a más del 31% del total de eventos) y los servicios en general

¹⁵ Para los eventos realizados en los Estados Unidos, las cohortes son: a) hasta 1988 (63 de mujeres y 216 de hombres), b) de 1989 a 1991 (117 y 285, respectivamente), c) de 1992 a 1994 (169 y 331), y d) de

(de apenas un 3.6% a más de un 17%). Otra actividad que es abandonada por las mujeres es la del servicio doméstico (baja de más del 22% a poco más del 10%)¹⁶. En general, es el sector de los servicios el que se va convirtiendo en el más importante para las mujeres a lo largo de las trayectorias laborales; aunque debe agregarse que con una clara diversificación de ramas. No es inútil recordar que este camino ha sido el tradicional para las mujeres de las sucesivas olas migratorias, como lo ilustran con claridad Green (1997), Foner (1987) o Marshall (1987). La agricultura, por su parte, empieza teniendo una importancia marginal que acaba por desaparecer hacia el final.

Las trayectorias de los hombres (cuadro # 12), por su lado, muestran un perfil sumamente distinto al anterior. Desde el inicio, se presenta una marcada concentración en el trabajo en los restaurantes y una presencia muy reducida en el resto de las ramas. En efecto, en los restaurantes se concentra más del 33% de los primeros eventos, para después acabar por abarcar a casi el 50% de ellos. Debe tenerse en cuenta que la sucesión de eventos en los restaurantes, además, generalmente significa un ascenso laboral (de lavaplatos a cocinero o *manager*, o incluso propietario, en los casos más afortunados); lo que no sucede en ramas como la de la confección, en donde las oportunidades de mejoría son prácticamente nulas y lo más probable es que después de varios eventos, la situación sea la misma que en el momento del primer ingreso.

Al contrario de lo que sucede con las mujeres, los eventos de los hombres en la confección muestran un ligero crecimiento, si bien su importancia es siempre poco significativa (de menos del 6% a poco más del 10%). El resto de las actividades, incluida la construcción, que podría suponerse importante como actividad para hombres migrantes en grandes ciudades, tiene un peso muy menor. Cabe hacer resaltar que la actividad en comercios, que puede ir desde la atención al público en los *delis* o *marquetas*, hasta la venta de flores y frutas en la entrada de los negocios y por las calles, si bien es una puerta de entrada relativamente importante, acaba por casi desaparecer como fuente de trabajo principal (baja de más del 16% a menos del 1%).

En México son también muy diferenciadas las TL de mujeres y hombres. Mientras que la mayoría de las mujeres tuvo su primera ocupación en este país en el servicio doméstico (más del 40% de los primeros eventos); poco más del 70% de los hombres lo tuvo en la agricultura. Para las mujeres, el trabajo en los servicios se

1995 en adelante (66 y 153). Para los de México: a) hasta antes de 1980, b) de 1980 a 1984, c) de 1985 a 1989, d) de 1990 a 1994, y e) de 1995 en adelante.

convierte a lo largo de las TL en el que, con mucho, es el más importante, hasta alcanzar un porcentaje superior al 40% en los eventos finales. Para los hombres, la agricultura se mantiene hasta el final de las TL en México como la actividad de mayor importancia, si bien su peso disminuye hasta sólo representar poco más del 30%. En el caso de las primeras, el trabajo doméstico sigue siendo importante hacia el final (poco más del 20%) y el comercio ocupa poco menos del 15%. El resto de las actividades, incluido el trabajo industrial, ocupan un lugar muy reducido (menos del 10%). En el caso de los hombres, los servicios y el trabajo industrial llegan a tener un peso de alrededor del 20%, y el comercio y los servicios participan con porcentajes entre el 10% y el 15%. A lo largo de sus TL, el servicio doméstico ocupa siempre un lugar marginal.

En cuanto se refiere a las características de los trabajos, en términos generales y para el conjunto de los eventos, las jornadas de trabajo son más elevadas en los Estados Unidos, tanto para los hombres como para las mujeres. Mientras que la media de horas de trabajo semanales es de 50.48 para el total de los eventos (49.05 para las mujeres y 50.89 para los hombres); para los que tienen lugar en México es de 48.46 (45.06 y 49.0, respectivamente); y en los Estados Unidos asciende a 51.83 (50.37 y 52.39). Estas jornadas son aún mayores en la industria de la confección de Nueva York, en donde la media alcanza las 53.92 (53.76 para las mujeres, que son la mayoría, y 54.11 para los hombres); pero también en los restaurantes, que tienen una media de 52.46 (49.32 y 53.07, respectivamente).

Si se ven los eventos sucesivos de las TL, puede observarse que en los Estados Unidos, tanto mujeres como hombres tienden a concentrar sus eventos en jornadas entre las cuarenta y las cincuenta horas semanales; aunque una buena cantidad lo hace en los rangos superiores a las cincuenta (alrededor de un 25% de las mujeres y más de un 30% de los hombres trabajan más de sesenta horas a la semana). Por el contrario, los trabajos de tiempo parcial (menos de 40 horas a la semana), son en general de menor importancia, aunque entre los hombres lleguen a alcanzar un peso de casi un 35% en los eventos intermedios.

En México, la gran mayoría de ambos grupos concentra claramente sus eventos entre las cuarenta y las cincuenta horas semanales (más del 40% en ambos casos). Llama la atención, sin embargo, que las mujeres empiezan sus TL en México con altos porcentajes de trabajos de tiempo parcial (casi el 50% del total de los eventos iniciales);

¹⁶ Aunque debe recordarse que como puerto de entrada no sólo mantiene, sino que acrecienta su importancia a lo largo de las cohortes.

pero éstos van disminuyendo constantemente, hasta representar menos del 20% de los últimos eventos. Por el contrario, sólo alrededor del 20% de los eventos de hombres y mujeres se ubica en el rango de más de sesenta horas a la semana.

Dos comentarios pueden desprenderse. Primero que, en general, en los Estados Unidos no parece que sea deseable trabajar menos, sino más horas a la semana. Esto puede tener mucho sentido en particular en los restaurantes, en donde sí son generalmente cubiertos los sobrepagos por trabajar en horas extra; a diferencia de los *sweatshops*, en donde todos los testimonios hablan de que los patrones hacen trampa en este y en otros campos; aunque aquí el precio por no trabajar horas extra puede significar la pérdida del empleo. Segundo, que las diferencias en las jornadas de mujeres y hombres no aparecen como importantes; aunque se trabaja en distintos nichos de mercado, muchas de sus condiciones son similares.

En cuanto a los días semanales de trabajo, tanto mujeres como hombres en los Estados Unidos laboran seis en su mayoría (en todos los casos más del 50% del total de los eventos), pero se presenta una ligera disminución a través de los eventos sucesivos, en favor de contar con dos días libres a la semana. Llama la atención que para ambos grupos, un porcentaje que oscila entre el 10% y el 20% trabaja los siete días de la semana. En el otro extremo, los trabajos de tiempo parcial, de menos de cinco días semanales, son claramente marginales. Nuevamente, debe recordarse que eso no quiere decir que no se presenten del todo; sino que, cuando son ocupados, lo son de manera complementaria al trabajo principal.

En México, la situación presenta diferencia entre mujeres y hombres. En el caso de las primeras, aunque la mayoría labora seis días a la semana, el porcentaje mayor sólo llega a alcanzar a poco más del 40%, en los últimos eventos de las trayectorias; mientras que para los segundos, rebasa siempre el 50% y hacia el final de la TL se ubica alrededor del 65%. Para las mujeres, se presenta una caída constante del trabajo semanal de cinco días (del 35% pasa a poco más del 20%) y una disminución considerable de la semana laboral de siete días (pasa de casi el 28% a aproximadamente el 17%). Por el contrario, llama la atención el crecimiento de los eventos en los que se reportan semanas de tres y cuatro días laborables (llegan a representar más del 20% de los últimos eventos). No es descabellado plantear que esto pueda ser el resultado de la acumulación de recursos a lo largo de trayectorias laborales de gran esfuerzo en los Estados Unidos; ligadas tal vez al hecho de contar ahora con hijos o parientes que envían remesas desde los Estados Unidos.

Los hombres en México, se concentran con mucha mayor claridad en semanas laborales de seis días (desde poco más del 55% al inicio, hasta poco más del 65% al final). Se presenta también una disminución, aunque marginal, de la de siete días (de poco más a poco menos del 20%); y de la de cinco (de poco menos de 17% a poco menos del 10%). El resto de las jornadas semanales, las de tiempo parcial, ocupan siempre un lugar marginal (menos del 5% cada una). No puede dejarse a un lado el hecho de que, en los últimos eventos, muchos de estos hombres ya no son asalariados, sino propietarios de los establecimientos en los que laboran.

En términos generales, puede extraerse como conclusión parcial que, si bien en los Estados Unidos, mujeres y hombres se ubican en ocupaciones diferenciadas, algunas características importantes de los trabajos que realizan son, sin embargo, muy similares. A fin de cuentas, debe recordarse que, pese a las diferencias, se trata mayoritariamente de trabajos manuales de baja calificación y, como se verá más adelante, ubicados en nichos de mercado éticamente definidos; aunque el trabajo en los restaurantes, -a diferencia del trabajo en los *sweatshops*, como se verá a continuación-, permita ir superando esa situación, al permitir la adquisición de calificaciones específicas, y al permitir también carreras ascendentes; y por tanto, mejorar las condiciones de trabajo y las salariales.

VII. ALGUNAS CONCLUSIONES

Como puede observarse, las trayectorias laborales de mujeres y hombres presentan importantes diferencias entre sí. Las mujeres ingresan mayoritariamente al mercado de trabajo norteamericano a través de los nichos de trabajo más precarios entre los disponibles en Nueva York; sobre todo en aquellos ubicados en los tristemente conocidos *Sweatshops*, que a lo largo de la historia de la economía neoyorquina han tenido una curva de ascenso y descenso permanente, pero que siempre han sido una constante precaria de la realidad laboral. Los hombres, por su parte, han podido integrarse al trabajo asalariado de esa región sobre todo a través de un segmento relativamente menos desprotegido, que es el que representan los restaurantes; en donde resulta posible realizar una suerte de carrera laboral ascendente, desde los puestos más descalificados (el lavado de platos y el reparto de comida a domicilio) hasta los de mayor calificación (la responsabilidad de las cocinas y de la administración). Las puertas de entrada a ese mercado de trabajo, resulta evidente, están marcadas por una

clara segmentación doble: una la que afecta al conjunto de la gente que se va integrando como migrante reciente a la ciudad de Nueva York; otra, la que separa a mujeres y hombres en actividades diferenciadas tanto por sus características laborales como por las posibilidades de ascenso que posibilitan a quienes se insertan en ellas.

Mujeres y hombres, hay que insistir en ello, se ubican de cualquier forma en segmentos laborales caracterizados por la precariedad laboral: bajos salarios, casi nulas prestaciones, ambientes de trabajo riesgosos, corta duración del empleo, relaciones laborales autoritarias y conducidas unilateralmente por los empleadores, frecuentes malos tratos, despidos injustificados y, en fin, múltiples irregularidades en relación a la legislación laboral norteamericana. Se habla entonces aquí de una situación laboral sólo relativamente superior de los hombres en relación a las mujeres, migrantes ambos.

Pero es importante hacer notar, sin embargo, que al observarse el despliegue de las trayectorias laborales, resulta muy interesante constatar que el efecto de las redes de relaciones sociales es capaz de actuar como un elemento que atenúa a lo largo de la sucesión de eventos laborales la segregación por género que el mercado de trabajo presenta como característica inicial. Lo cual lleva a que las mujeres puedan ir abandonando ese sector extremadamente precario que es el de los talleres de confección y producción de materiales plásticos, para integrarse a trabajos en el sector de los servicios, especialmente alimenticios, en donde los hombres migrantes han abierto previamente una importante brecha.

Ahora bien: ¿qué tanto puede esto estar hablando de un cambio profundo en el capital cultural de las personas, mujeres y hombres, que ha migrado y de su relación con los elementos de articulación de sentido que han heredado en relación a los estereotipos de género; o bien, qué tanto puede esto deberse sólo a una respuesta adaptativa y pasajera ante las situaciones sumamente adversas que las migración genera?; eso es algo a lo que es imposible dar respuesta a partir de la investigación realizada. Pero es, al mismo tiempo, un importante tema de reflexión y un importante reto para futuras investigaciones.

Lateinamerikanische MigrantInnen in Deutschland

Prekäre Arbeitsverhältnisse und Illegalität



« Entre el género, la invisibilidad y la etnización. El caso de las migrantes latinoamericanas en Alemania ¹»

Berenice Hernández

(Psicóloga de la organización de mujeres latinoamericanas Xochicuicatl e.V. y de la organización de apoyo a migrantes hispanohablantes El Patio e.V., ambas con sede en Berlín. Candidata al título Doctoral en la Universidad Libre de Berlín, bajo el tema «Migración, género y espacios de interacción. Influencia de los procesos de migración en el caso de las mujeres latinoamericanas migrantes en Berlín»).

La intención de este artículo es describir el proceso migratorio de las mujeres migrantes latinoamericanas a Alemania, poniendo énfasis en una primera parte en la diversidad de sus motivos migratorios, que van más allá de la reunificación familiar condicionada por una figura masculina, y en una segunda parte en sus situaciones de vida en la sociedad de destino, donde mi trabajo de campo me ha sugerido una «reubicación» social, como resultado de su calidad de «mujeres/extranjeras/provenientes del así llamado Tercer Mundo» o países en vías de desarrollo. Algunas de las problemáticas que serán a continuación expuestas corresponden también a la situación que migrantes latinoamericanas –así como también otras migrantes–, enfrentan en gran parte de la Unión Europea en épocas de la Globalización.

Las descripciones que describiré se basan en varios tipos de observación y análisis: el primero es la presentación de algunos resultados preliminares de la investigación doctoral que realizó en la Universidad Libre de Berlín bajo el tema «Migración, género y ciudadanía. Influencia de los procesos de migración en el caso de las mujeres latinoamericanas migrantes en Berlín»; un segundo, es el recogido a través de la asesoría psicológica que ofrezco (ofrecí) en el marco de dos organizaciones de apoyo a migrantes, uno mixto (El patio e.V.) y otro específico para mujeres latinoamericanas (Xochicuicatl e. V.) ambas en Berlín. La experiencia personal ha sido otro elemento que me ha permitido acercarme a la situación de la comunidad latina en Alemania.

Para la siguiente descripción me apoyaré en los instrumentos teórico analíticos que ofrece la Teoría de migración específica de género (*genderspezifische Migrationsforschung*) (Prodolliet 1999, Aufhauser 2000, Hahn 2000). Esta perspectiva permite una aproximación a la temática de la migración incorporando los siguientes aspectos: a) Migración bajo esta perspectiva es entendida como un proceso que comienza desde las condiciones de vida en los lugares de origen, hasta las condiciones que se enfrentan en los países de acogida; b) Se concibe que entre estos dos puntos existen situaciones que tienen que ver con las experiencias personales y decisiones de cada migrante, haciéndose no solamente énfasis en las relaciones

¹ Para cualquier uso, reproducción, copia, etc. De este material es indispensable la autorización de la autora: bereniceh2@yahoo.com.

geopolíticas y económicas involucradas, sino también las desarrolladas dentro del ámbito de lo subjetivo y lo personal; c) Posibilita la utilización del género no como una categoría analítica aislada, sino en su entrecruzamiento con otras categorías como la etnia, la “raza” y la clase, entre otras.

Motivos y características de la migración de mujeres latinoamericanas a Alemania.

En las últimas tres décadas la migración latinoamericana al continente Europeo ha presentado un aumento significativo. Este fenómeno corresponde en gran medida al endurecimiento de las estregias en el control del flujo de los y las migrantes latinoamericano(a)s hacia los Estados Unidos, frente a la “facilidad” en la posibilidad de entrada a la Unión Europea a través de la visa de turista. Siendo un hecho que a partir de los años 70’s la migración transcontinental latinoamericana ha crecido, convirtiéndose Europa en una nueva alternativa migratoria para los latinoamericanos y sobre todo para las mujeres latinoamericanas.

El caso de la migración de mujeres latinoamericanas a Alemania tiene historia. A partir de los años 70’s se nota un crecimiento de esta migración debido a las dictaduras militares en algunos países latinoamericanos. Sobre todo se trató de mujeres argentinas y chilenas, quienes debido a su propia pertenencia política, o la de sus parejas, llegaron a Alemania con la intención de pedir asilo político y poner a salvo sus vidas. Durante los 80’s se observa otra migración de mujeres estudiantes nicaragüenses y cubanas, quienes llegaron a la RDA con objetivos educativos. Actualmente los motivos de esta migración se han diversificado, registrándose las siguientes formas y motivos de migración: migrantes trabajadoras en búsqueda de empleo para mejorar sus propias condiciones de vida o la de sus familias; la reunificación familiar -en la cual cabe el casamiento con un Alemán-; las asiladas políticas, destacándose la presencia en los últimos cinco años de las colombianas; la migración intelectual, es decir mujeres en busca de ámbitos académicos para su especialización. Como podemos observar en las anteriores descripciones sus migraciones no son motivadas puramente por la reunificación familiar, como tampoco sólo por razones económicas. Resultado también de la Globalización, es que en constante contacto con imágenes sobre el papel educativo de los viajes y otras culturas, también se registra la presencia de mujeres latinoamericanas quienes migran a Alemania -y en particular a Berlín- por ser ésta conocida como « ciudad alternativa » y « multicultural », motivadas por la búsqueda de viajes y aventuras

Este flujo migratorio es un fenómeno social que no ha sido suficientemente estudiado en toda su diversidad. Esto se debe en gran parte a que éstas no representan en términos cuantitativos

una población migrante significativa, como lo son en el caso de los Estados Unidos, o en el caso de Alemania lo representan las migrantes turcas. Por otra parte, los escasos estudios sobre mujeres latinoamericanas, se deben también a que se ha identificado a éstas mujeres como migrantes “pasivas” o “transportadas” por su parejas, reduciendo su participación en la migración a la reunificación familiar, donde se interpretan como esposas acompañantes de los asilados políticos o de intelectuales, etc.². Estudios con perspectiva de género, han hecho hincapié en el como en la mayoría de las investigaciones, se ubica a los migrantes varones como los actores centrales en la actividad migratoria, interpretando a las mujeres sólo como migración « dependiente », es decir, en el papel de acompañantes pasivas (Solé 1994, Ariza 2000, Schöttes/Treibel 1997). En el caso de éstas migrantes además se adjudica su migración en muchos casos a la figura masculina europea³. Invisibilizándose así su papel de actoras en la migración, diversidad de motivos, experiencias y estrategias en sus proceso migratorios.

Sin embargo, mi trabajo de campo además de mostrarme la gama de motivos migratorios de estas migrantes, me arrojó que muchas de las latinoamericanas que migran a Alemania u a otros países de las Union Europea lo hacen solas, dejando a sus hijos al cuidado de sus familias, y enviando dinero mensualmente desde el extranjero para la manutención en muchos casos de familias enteras. La coordinadora de la organización de mujeres latinoamericanas *Xochicuicatl Stella Dreier*, al entrevistarla comentó al respecto: “[...]hay mucha migración de mujeres, y no podría decirte exáctamente si son más mujeres que hombres. Pero de cualquier manera son muchas mujeres solas, y que han dejado su familia allí, hijo, exmaridos etc, [...] » (Stella Dreier, 26.08.02-02.09.02, Berlín)

Estas mujeres no sólo migran a menudo solas sino otra característica de esta migración es que como Dreier supuso, ellas conforman una mayoría, siendo el 64.98 % del total de la población migrante latinoamericana en este país (Statistisches Bundesamt 2002). En los estudios que existen sobre esta migración a Europa, se observa también por ejemplo que de la comunidad peruana en Barcelona apróximadamente el 80% son mujeres (Escriva 1996, cit. por Aufhauser: 103) y en Milán en las cifras registradas en la década de 1985 a 1995 conformaban ya las dos terceras partes. (Hillmann 1996: 200). Unas 7000 mujeres de Vicente Robles, una comunidad al Sur de República Dominicana, trabajan en Madrid, mientras que el

² Julia Paz () escribe p.e. al respecto de las asiladas políticas de los setentas : « [...] sind Ehefrauen von Gewerkschaftsführen, von intellektuellen und KünstlerI (?)nnen. Signo de interrogación mio.

³ Esta imagen es reforzada también por los medios, como en el caso de la película *Heirate mich!/ Casate conmigo!*, donde la protagonista de origen cubano arriba a Alemania en compañía de su hijo a raíz del matrimonio con un alemán.

número de hombres que habían dejado la comunidad durante los noventa no llegaba a los mil (Leuthold 1998, cit. por Aufhauser: 1000). En el caso específico de la ciudad de Berlín, observando los datos proporcionados por la oficina de estadísticas en el 2003, se puede observar que mujeres conforman el 55.35% del total de la población migrante latinoamericana (Statistisches Landesamt Berlin, 30 de junio 2003). De los países con mayor presencia como Argentina, Brasil, Chile, Cuba, Colombia, República Dominicana, México y Perú, el porcentaje de mujeres migrantes registradas oficialmente supera al de los hombres, con las únicas excepciones de Chile y Cuba, donde casi conforman la mitad de la población migrante de sus países de origen.

Mujeres latinoamericanas provenientes de diversas culturas, lenguas, y con diferente color de piel, coexisten con algún status de residencia o ilegalizadas dentro de la sociedad alemana. Las diferencias que presentan corresponden en gran parte a la diversidad de mujeres que existe en Latinoamérica. La psicóloga Sonia Solarte, quien asesora a migrantes latinoamericanas en Berlín en el marco de la organización SUSI, comenta sobre su diversidad: «[son]...mujeres de regiones rurales [...], de las capitales, que vienen de una situación de discriminación, que no han vivido situaciones de discriminación, que de alguna manera han tenido posibilidad de movilizarse, a nivel político, que son artistas, que son intelectuales, [...], que han sido sobresalientes [...]...El espectro ha sido inmenso». (Sonia Solarte, 24.10.02, Berlín). A pesar de la diversidad que presentan, otra característica que destaca, es que muchas de ellas poseen estudios medios o superiores. Susanne Schultz (2002, 11.09.02, Berlín), participante de una red conformada por alemanas y mujeres latinas, sobretudo «ilegalizadas» en Berlín, me comentó al respecto: «... las que llegan aquí normalmente tienen un nivel de educación mayor, han estudiado, han hecho por lo menos una formación técnica. Pero no encuentran aquí trabajo en esto». Además, la mayoría no provienen de las clases desprivilegiadas, sino de clases medias y a veces medias altas. La misma entrevistada comenta al respecto: “[...]muchas mujeres que llegan aquí [...] que] pertenecen a la clase media[...]”.

Reubicación social en la migración : El acceso al mercado de trabajo entre el género y la etnización

La mayoría de estas mujeres en sus lugares de origen han sido parte de la población económicamente activa, en muchos casos son jefas de familia o por lo menos copartícipes, cuentan con calificaciones académicas medias o superiores, son mujeres emprendoras que han asumido los riesgos de migrar para mejorar sus condiciones de vida, y algunas han sido figuras

protagónicas en movimientos sociales de oposición. Es decir, han sido actoras en la construcción de su vida. Sin embargo, una de las observaciones que he realizado en mi investigación es que al insertarse a la sociedad alemana, se ven enfrentadas a diferentes procesos de «reubicación» que las coloca en un lugar subalterno en el orden jerárquico social, derivado de la situación a la que las expone su calidad de ser «extranjeras», «mujeres» y provenir de los así llamados países del Tercer mundo o países en vías de desarrollo.

Una mujer migrante proveniente de Perú relata lo siguiente: “para mi fue algo muy nuevo, porque yo en ~~en~~ mi país tenía otro trabajo, estudié secretariado computalizado, trabajaba en una compañía grande de cajera. En este país tuve hasta que limpiar baños [...]”⁴”.

En esta ponencia por cuestiones de espacio, me reduciré sólo a describir el acceso que tienen mayoritariamente las migrantes latinoamericanas al mercado de trabajo, por ser uno de los ejemplos más claros – a pesar de no ser el único-, en el cual se puede observar los procesos de reubicación que en diferentes niveles experimentan estas migrantes en la sociedad receptora. Saskia Sassen(1996) en sus análisis respecto a las *Global Cities* menciona la necesidad de los trabajos de servicio en la Globalización, como sostén de trabajadores hipermóviles especializados y de liderazgo del mercado internacional. Sin este sector laboral desvalorado e invisible, nada podría funcionar en la economía mundial. Este sector del trabajo, comenta Sassen, lo llenan mujeres y migrantes principalmente. Sin embargo las mujeres migrantes realizan dentro del trabajo de servicio el trabajo menor pagado, más flexible, con menos seguridades, y más apegados a las estructuras tradicionales de género. Ellas independientemente de su estudios, realizan mayoritariamente el trabajo de limpieza, sirven y cocinan en los restaurantes, cuidan de los niños, de los ancianos y de los enfermos, enfrentando en ello un proceso de descalificación. Trabajos que además tienen una correspondencia clara con los modelos tradicionales femeninos, ya sea porque se desarrollan en la esfera doméstica o porque están conectados con el „ser para otros“. Así, Le Breton (1998) afirma que las formas "tradicionales" del denominado trabajo *femenino*, rechazadas por las mujeres de los países industrializados, no han sido suprimidas sino son asignadas actualmente a mujeres migrantes de Asia, Africa América Latina, y Europa del Este

Además algunos estudios de migración con perspectiva de género mencionan que las construcciones y expectativas que se tienen sobre los cuerpos, ya sean éstas de género, de clase, pertenencia étnica, edad, etc., varían considerablemente respecto al contexto social y de espacio en que se mueven (Aufhauser, 2000). Así, en la migración las características que

socialmente se esperan de cada migrante, varían en relación con los imaginarios y los discursos que en la sociedad de destino se construyan alrededor de ésta(o)s. Estas expectativas experimentan un complejo proceso de entrecruzamiento, respecto a lo que se asume socialmente como características propias de su género, clase, etnia, origen cultural, edad, y hasta color de piel. En ese sentido las características atribuidas en Alemania a una mujer alemana, una turca y una latina, se diferencian considerablemente entre sí, aunque éstas compartan el ser mujeres.

Así, trabajos de limpieza, cocina y cuidado de niños, se ofrecen además preferentemente a migrantes que como las «latinas», comparten en las representaciones de la sociedad de destino, la asociación con características respecto a su género y origen cultural, de ser mujeres “amantes del hogar limpias, amorosas con los niños, buenas cocineras, serviciales frente a la figura masculina”, etc. Este fenómeno ha sido denominado por Gutiérrez (1999) como *etnización*, y describe a la dinámica de determinar a un grupo de personas dentro de una estructura de reconocimiento, atribuyéndoles características específicas. Los y las participantes tienen que aceptar dichas características para ser reconocida(o)s, aunque éstas no tengan que ver con ella(o)s

Susanne Schultz, me comentó también respecto al mercado de trabajo realizado por las latinoamericanas: « es el caso de muchas mujeres que llegan aquí, que son mujeres quienes tenían en Latinoamérica una empleada doméstica porque pertenecen a la clase media, y que al llegar aquí tienen que trabajar en el área que han delegado antes ». Estas migrantes quienes en sus lugares de origen trabajan fuera de la casa en el ámbito público, en la sociedad receptora se ven obligadas a asumir el trabajo doméstico que antes habían delegado a otras mujeres quienes en la escala jerárquica de la sociedad procedente se encuentran en la posición subalterna, como son las indígenas, las negras, mujeres clases menos privilegiadas, las migrantes de regiones y países más pobres, etc. Una migrante de República Dominicana resume su toma de conciencia sobre el desplazamiento social de clase, y de etnización, de las mujeres migrantes al decirme la siguiente frase: “nosotras somos las haitianas de aquí”, en alusión al rol desprivilegiado de los y las inmigrantes haitianas en la República Dominicana. (Entrevista anónima, Rep. Dominicana, 27 años). Otra migrante boliviana comenta: “Es curioso que nosotros llamamos despectivamente indios a los indígenas y mestizos y muchos europeos nos llaman indios a todos los bolivianos”⁵.

⁴ Entrevista en “juniradio” transmitida el 18 de junio del 2003, con mujeres latinoamericanas sin papeles, las cuáles al momento de la entrevista ya tenía estancia legal.

⁵ Entrevista a Patricia Rojas en Ginebra, realizada por Edwin Perez Uberhuaga (ANF).

También puede ~~también~~ ocurrir que como una extensión de sus servicios domésticos, los empleadores esperen de sus empleadas que desempeñen servicios sexuales. Un indicio de ello es que muchas migrantes, cuando colocan anuncios para buscar trabajo en los periódicos en Alemania, se ven obligadas a especificar que sus servicios no incluyen actividades sexuales: “Sudamericana busca trabajo para limpiar o cuidar niños. Lunes a viernes, y también fin de semana. Ningún sexo!”. o „ Joven mujer de Brasil busca trabajo como doméstica. Limpieza profunda y confiabilidad. Sólo propuestas serias“. (Zitty, 30.10.-12.11.03).

Consecuencia de la *etnización* de las latinoamericanas migrantes es también, que en las representaciones sexuales masculinas de los nacionales, los cuerpos de éstas migrantes se conviertan en objeto de deseo a través de su *exotización*. El sexo servicio es también un mercado de trabajo ocupado mayoritariamente por mujeres migrantes (Rosina, 2000) - ya sea de manera forzada o voluntaria-. Dentro de este tipo de trabajo, migrantes latinoamericanas son demandas a partir de las características sexuales con que son asociadas, como ser más « temperamentales », « fogosas », etc, dándose lugar a la exotización de su cuerpo. Una estrategia colectiva de estas migrantes para protegerse de los abusos que en su calidad de mujeres y extranjeras, pueden presentarse dentro del trabajo de sexo servicio, es la organización Doña Carmen con sede en Frankfurt/Main.

Estos procesos de „reubicación“ social que enfrentan las mujeres migrantes al llegar a Europa, se puede observar en los diversos espacios de interacción de su vida cotidiana en las sociedades de recepción, que van desde el ámbito de su casa, su relación con las Instituciones, y la sociedad entera en general, situaciones que lamentablemente por cuestiones de tiempo no puedo exponer. Quisiera comentar también que las situaciones presentadas en esta ponencia de una manera generalizada, se ven agudizadas en mayor y menor medida según su nacionalidad, color de piel, procedencia étnica, clase, tipo de estatus legal en Alemania o la situación de ilegalización. Diferencias que tampoco pueden ser profundizadas, pero que deben ser contempladas para no caer en el error de su homogenización.

A manera de conclusión

Las experiencias e informaciones recogidas en mi investigación, me han llevado a concluir por una lado, que las condiciones y funcionamiento del orden económico mundial en épocas de la Globalización juegan un papel primordial en la reubicación laboral de las migrantes latinoamericanas en la sociedad Alemana. Por otro lado las todavía existentes estructuras sexistas, racistas y clasistas, propician que las migrantes sean colocadas a un lugar inferior

dentro del orden jerárquico social, y que sean homogenizadas a pesar de su diversidad. Primero por su condición de «extranjeras», es decir «las otras» o «las diferentes», y segundo, en donde esta «diferencia» conjuntada con su condición de género, y además, provenir de países caracterizados por la pobreza, se traduce en ser determinadas dentro de dicha estructura de reconocimiento a través de su etnización, como mujeres más apegadas a las construcciones tradicionales de género: sumisas, amantes del hogar, la cocina y apegadas a las estructuras jerárquicas familiares, propias de las así entendidas como sociedades “tradicionales”, “subdesarrolladas” y “atrasadas” de donde provienen. Así la asignación “mujer /extranjera/de los así llamados países del Tercer mundo o del Sur” condiciona su vida cotidiana y las relaciones que generan en la sociedad de destino.

BIBLIOGRAFIA

- Ariza, Marina (2000): Género y migración femenina: dimensiones analíticas y desafíos metodológicos. In: Barrera/ Oehmichen (Hg.): *Migración y relaciones de género en México*. GIMTRAP/UNAM. México. S. 33-62.
- Aufhauser, Elisabeth (2000) *Migration und Geschlecht: Zur Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration*. In: Karl Husa/Parnreiter/Stacher (Hg.): *Internationale Migration*. Frankfurt. S. 97-122.
- Gutiérrez, Rodríguez Encarnación (1999): *Intellektuelle Migrantinnen-Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung*. Leske+Budrich. Opladen.
- Hahn, Sylvia (2000): *Wie Frauen in der Migrationsgeschichte verloren gingen*. In: Karl Husa/Parnreiter/Stacher (Hg.): *Internationale Migration*. Frankfurt. S. 77-95.
- Hernández, Berenice/ Kron, Stefanie (2000): *Schatten im Paradies*. In: Arranca!. *Schwerpunkt: Identitäten*. Nr. 20. Berlin. S. 26-30.
- Hernández, Berenice (2003): *Mit halber Machete in die Kämpfe des Alltags. Lebensrealitäten und Überlebenstrategien von Migrantinnen*. In: Arranca Núm. 26. S. 12-15.
- Hillmann, Felicitas (1996): *Zuwanderungskontrolle >all'italiana<; peruanische Einwanderinnen in Mailand*. In: *Jenseits der Kontinente; Migrationsstrategien von Frauen nach Europa*, Centaurus Verlagsgesellschaft. Pfaffenweiler. S. 195-212.
- Le Breton Baumgartner, Maritza (1999): *Illegalisierung und Kriminalisierung der Migrantinnen. „Frauen Handel“ im Kontext restriktiver Einwanderungspolitik*. In *Widerspruch* Nr. 37/99. Zürich. S. 83-93.
- Prodolliet, Simone (1999a): *Ohne Migrantinnen geht wirtschaftlich nichts*. In: *Flüchtlinge, Migration und Integration*. *Widerspruch* Nr. 37. Zürich. S. 95-106.
- Prodolliet, Simone (1999b): *Spezifisch weiblich: Geschlecht und Migration. Ein Rückblick auf die Migrationsforschung*. In: *Zeitschrift für Frauenforschung*. Bielefeld. S. 26-42.
- Rosina, Juanita Henning (2000): *Die Arbeit mit illegalen ausländischen Prostituierten in Frankfurt/Main*. In: Arranca!. *Schwerpunkt: Identitäten*. Nr. 20. Berlin. S. 22-24.
- Sassen (1996): *Metropolen des Weltmarkts. Die neue Rolle der Global Cities*. Campus. Frankfurt/New York.
- Schöttes, Martina/Treibel, Annette (1997): *Frauen-Flucht-Migration. Wandermotive von Frauen und Aufnahmesituation in Deutschland*. In: Ludger P. (Hg.) *Transnationale Migration. Soziale Welt Sonderband 12*. 85-117.
- Solé, Carlota (1994): *La mujer inmigrante*. Instituto de la mujer. España.
- Statistisches Bundesamt (2002): *Ausländische Bevölkerung nach der Staatsangehörigkeit am 31. 2002 in Deutschland*.
- Statistisches Landesamt Berlin (2003): *Melderechtlich registrierte Ausländer in Berlin am 30. Juni 2003 am Ort der Hauptwohnung nach Staatsangehörigkeiten*.
- Zitty (2003). 30.10.-12.11. Núm. 23/2003.

Streeten, Paul (1993): The Special Problems of Small Countries; in: World Development, Vol. 21, No. 2.

Todaro, M. P. (1976): Internal Migration in Developing Countries, International Labor Organization, Genf.

U.S. Bureau of the Census (1997): March Current Population Survey; Washington, D.C.

Wallerstein, I. (1974): The Origins of the Modern World System, Academic Press, New York.

Resumen

Las remesas del extranjero - en su mayoría por parte de cubanos emigrados a los Estados Unidos - a sus familiares en la isla constituyen hoy en día un mecanismo esencial de la integración de Cuba en la economía mundial. En los años 90 han llegado a ser la más importante fuente de ingresos (neto) de divisas del país. Según estimaciones, su volumen equivale a un 27 por ciento del total de las exportaciones cubanas y también supera el volumen de las inversiones formales de capital extranjero. Sobre este trasfondo el artículo pregunta por los factores determinantes y las implicaciones económicas y sociales de este proceso, utilizando nuevos modelos teóricos que explican emigración como parte de estrategias familiares transnacionales y remesas como acuerdos informales de préstamos familiares. Las masivas remesas de los emigrados cubanos constituyen una «renta» externa de Cuba. Ellas son la expresión de la existencia de un «sector moderno» de la economía cubana, ubicado más allá de las fronteras formales del país. El artículo argumenta que la exportación de fuerza de trabajo por parte de Cuba no sólo debe ser vista como negativa, sino también como un importante activo que se debería tener en cuenta en la estrategia económica del país.

Summary

Remittances, mostly from Cubans who emigrated to the USA, to their relatives on the Island, are a central mechanism of Cuba's current re-insertion into the world economy. In the nineties they have become the Island's most important net hard-currency earner; their volume represents about 27 percent of the country's total export earnings, and they also exceed the amount of formal foreign capital investment. On this background the article asks for the determining factors and the economic and social implications of this process. To this end it uses new approaches which understand emigration as part of transnational family strategies and interpret remittances as informal family loans. The massive volume of the remittances of the emigrated Cubans represent an external «rent» for Cuba that is an expression of the existence of a «modern sector» of the Cuban economy outside of its formal borders. The export of labor force, it is argued, should not be seen only negatively, but also as an important economic asset that should be made use of by the country's economic strategy.

Putzen, was sonst?

Latinas in Berlin: Bezahlte Hausarbeit als Arbeitsmarkt für Migrantinnen

Elke Schäfer und Susanne Schultz

Die Arbeitsmigration in die bezahlte Hausarbeit spielt in der Forschung bisher eine völlig unterbelichtete Rolle. Dabei hat die Forschung zu internationaler Migration in den neunziger Jahren einen regelrechten Boom erlebt und sich stark ausdifferenziert. Die Arbeitsmigration in die bezahlte Hausarbeit ist darin ein blinder Fleck geblieben, obwohl es seit 1991 Erhebungen gibt, daß zwei Drittel aller Lateinamerikanerinnen, die innerhalb Lateinamerikas oder kontinentübergreifend migrierten, eine Arbeit als Hausarbeiterin annehmen (vgl. Lycklama à Nijeholt 1992, S. 6).

Wir wollen in diesem Artikel zunächst einen Überblick über die Arbeit von Nicht-EU-Migrantinnen in europäischen Privathaushalten geben. Da für Deutschland keine systematischen Studien dazu existieren, haben wir mit lateinamerikanischen Frauen in Berlin über ihre Arbeit gesprochen. Die Ausschnitte aus den Gesprächen geben einen ersten Einblick aus ihrer eigenen Sicht. Anschließend werfen wir einige Fragen zu politischen Handlungsmöglichkeiten auf - auch oder gerade in der rechtlosen Situation, in der sich illegale Migrantinnen und Migranten befinden.

Zwei Tendenzen in der Migrationsforschung der letzten Jahre zeigen zwar eine Annäherung an das Thema der Arbeit von Migrantinnen in Privathaushalten. Von einer ernsthaften Forschung kann aber nicht die Rede sein. Diese Tendenzen sind erstens die Hintergründe von Migration und zweitens der geänderte Blick auf die Migrantinnen und Migranten als handelnde Personen.

Bei den Migrationsgründen wurden zwar auch die »push-Faktoren« zunehmend komplexer diskutiert. Zu den herkömmlichen Erklärungsmustern von wirtschaftlicher Armut und Stagnation in den Herkunftsländern kamen Modelle der abhängigen Modernisierung oder struktureller Heterogenität in Ländern der Peripherie und damit fehlende Arbeitsmarktdynamiken bei exportorientierten Entwicklungsmodellen oder »Freisetzungprozesse« in der Landwirtschaft hinzu. Vor allem jedoch nahmen in jüngeren Studien die »pull-Faktoren«, wie der Boom von ungesicherten Niedriglohnjobs in den Industrieländern, mehr Raum ein (Sassen 1993).

¹ Wir verwenden den Begriff der Hausarbeiterinnen synonym zu dem in der angloamerikanischen Literatur üblichen Begriff *domestic worker* als Sammelbegriff für Hausangestellte, Putzfrauen, Kinderbetreuerinnen und andere Tätigkeiten im Privathaushalt und als Abgrenzung zu diskriminierenden Begriffen wie Dienstmädchen etc.

Insbesondere Saskia Sassen thematisiert in ihrer Analyse der »Global Cities«, daß neben der oft in den Globalisierungsdebatten hervorgehobenen Schicht internationaler, hypermobiler Fach- und Führungskräfte gleichzeitig ein umso abgewerteter internationaler Arbeitsmarkt von Dienstleistungsjobs (wie Reinigungspersonal oder Sekretärinnen) entsteht, ohne den ersterer Sektor gar nicht existieren kann: Dieser Sektor jedoch bleibt nach Sassen unsichtbar, ist im Gegensatz zum ersteren klar ortsgebunden, beruht nicht auf den neuen »immateriellen«, sondern auf physisch anstrengenden »materiellen« Tätigkeiten, die vor allem Migrantinnen und Frauen ausüben. (Sassen 1998) Aber selbst in Sassens Text zur feministischen Analyse der globalen Wirtschaft überwiegt die Analyse der an öffentlichen Räume gebundenen Niedriglohnjobs wie Reinigungs-, Hotel- und Gaststättengewerbe.

In den meisten Forschungen bleibt der Sektor der bezahlten Dienstleistungen in Privathaushalten sogar völlig außen vor. Weiterhin konzentrieren sich ökonomische Theorien auch bei der Beschäftigung mit dem expandierenden Dienstleistungssektor auf die Sphäre der »Produktion«, was Veränderungen im Bereich der sogenannten »Reproduktion«, bei Verschiebungen von unbezahlten zu unterbezahlten Arbeiten im Haushalt oder von öffentlichen zu privaten Dienstleistungen in den sogenannten persönlichen Dienstleistungen, unsichtbar macht.

Zweitens hat sich der Forschungsblick auf die Subjekte geändert. Neuere Untersuchungen bleiben nicht mehr bei den vereinfachenden Kategorien *push* und *pull* stehen, sondern diskutieren transnationale Brücken und Netzwerke als Auslöser und Resultate von Migration – die von Communities und Familien strategisch aufgebaut und genutzt werden (Sassen 1998). Neu ist auch, daß Frauen zunehmend als selbstständige Akteurinnen in der Migration erscheinen. Ihre Entscheidung zur Migration galt lange als eine Folge der Entscheidung ihrer Männer oder männlicher Familienangehöriger. Migrierten die Frauen an zweiter Stelle, so wurden sie auch im Einwanderungsland vorwiegend als abhängige Familienmitglieder, als Ehefrauen und Mütter gesehen. In den neunziger Jahren stellt die Migrationsforschung einen Wandel der Akteurinnen und Akteure fest – gefaßt unter dem Stichwort Feminisierung der Migration. Mit den Frauen im Mittelpunkt der Migrationsforschung geraten neue Fragen in den Blick, wie Heiratmigration sowie spezifische Arbeitsmärkte – allen voran die nicht zuletzt aus sensationalistischen Interessen besonders hervorgehobene internationale Migration in die Sexindustrie. Der Privathaushalt als Arbeitsplatz ist dennoch auch hier kein Schwerpunktthema. Und dies, obwohl ihm neben den anderen informellen und ungeschützten Erwerbsmöglichkeiten für Nicht-EU-Migrantinnen wie Gaststättengewerbe, Einzelhandel, Reinigungsindustrie und Sexindustrie eine immer größere Bedeutung zukommt.

Hausarbeit in Europa

Die wenigen systematischen empirischen Untersuchungen zu Arbeits- und Lebensbedingungen von Hausarbeiterinnen in Europa zeigen einen eindeutigen Aufwärtstrend bei der Nachfrage für diese Art von Dienstleistungen (zum Beispiel Anderson/Phizacklea 1997, Anderson 1998). In Großbritannien beispielsweise stiegen die Ausgaben für Hausarbeiterinnen in den Jahren zwischen 1987 und 1997 um das Vierfache an. Als Antwort auf die steigende Nachfrage nach Kinderbetreuung und Pflege sowie als Strategie gegen Arbeitslosigkeit fördert und reguliert der französische Staat diesen Sektor bereits seit 1982 wesentlich stärker als andere europäische Staaten. FEPEM, die Organisation der privaten Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber, zählte 1997 bereits 900.000 Mitglieder, die insgesamt 568.350 Hausarbeiterinnen beschäftigen – registriert sind dabei selbstverständlich nur die angemeldeten Hausangestellten und die Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber, die Mitglieder der FEPEM sind.

In Deutschland reichen die Schätzungen bis zu 2,4 Millionen solcher ungeschützter Arbeitsverhältnisse (informell oder als geringfügig Beschäftigte) (vgl. Stiegler 1997, S. 11). In manchen Aufsätzen wird daher bereits von der Wiederverkehr der Dienstbotengesellschaft geredet (Friese 1995). Vergleiche der Gegenwart mit der »Dienstmädchenfrage« in Deutschland um die Jahrhundertwende weisen neben den Gemeinsamkeiten, nämlich drastische Abhängigkeiten, auch auf Unterschiede hin: Heute sind die Hausarbeiterinnen Migrantinnen aus Nicht-EU-Staaten, und ihre Ungleichheit wird durch fehlende Staatsbürgerrechte verschärft (Caldo Ranzinger/Lutz/Pablo 1996).

Die Gründe für die wachsende europäische Nachfrage nach privaten Dienstleistungen im Haushalt einschließlich der Kinderbetreuung und Altenversorgung sind vielschichtig. Aus der Studie von Anderson und Phizacklea (1997) ergeben sich drei Trends:

1. Preiswerte staatliche Angebote zur Entlastung privater Hausarbeit und Kinderbetreuung fehlen oder werden abgebaut. Zudem nimmt die familiäre oder nachbarschaftliche Unterstützung durch den sozialen Wandel der Familien- und Gemeinschaftsstrukturen ab oder entfällt ganz – gerade bei der Kinderbetreuung und Altenpflege. Dem sei hinzuzufügen, daß auch selbstorganisierte kollektive Versorgungsmodelle wie Nachbarschaftskantinen oder autonome Kinderläden sich nicht durchsetzen konnten.
2. Eine Umverteilung der Hausarbeit zwischen den Geschlechtern ist gescheitert. Nach wie vor leisten Frauen in diesem Bereich den Löwenanteil, trotz ihrer zunehmenden – sei es erwünschten oder ökonomisch notwendigen – Erwerbstätigkeit.
3. Veränderungen von Konsumverhalten und Lebensstil hatten eine Intensivierung und Ausweitung von Tätigkeiten im privaten Haushalt zur Folge – genannt sei der gestiegene Aufwand für die Pflege aufwendiger Inneneinrichtungen, höhere Hygienestandards bei Kleidung oder die Kultur der Haustiere.

In Europa treffen die Migrantinnen, die diese als unqualifiziert angesehene Tätigkeiten zur Entlastung der Privathaushalte zunehmend übernehmen, auf unterschiedliche arbeits- und aufenthaltsrechtliche Regelungen (vgl. Anderson/Phizacklea 1997).

In Spanien wurde beispielsweise 1993 ein Quotensystem eingeführt, das der Nachfrage nach Arbeitskräften in der Landwirtschaft und in Privathaushalten nachkommt. Jedes Jahr werden dort 20.000 sogenannte »cupos« an Nicht-EU-Migrantinnen und -Migranten vergeben. Philippinnen, Frauen aus der Dominikanischen Republik und Peru können so eine Arbeitserlaubnis als Hausangestellte erhalten und legal arbeiten – die Anträge nach den cupos übersteigen allerdings bei weitem das Angebot. Inoffizielle Schätzungen aus Barcelona gehen übrigens davon aus, daß der Frauenanteil an der peruanischen Migration 80 Prozent beträgt (offiziell: 50 Prozent). Davon arbeitet ein großer Teil in der privaten Altenpflege. Bei der Migration aus der Dominikanischen Republik betrug sogar bei den offiziell registrierten Personen der Frauenanteil 85 Prozent. Sie arbeiten meist als Hausangestellte.

In Großbritannien wurde 1980 ein Einwanderungsgesetz verabschiedet, das den Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern ermöglicht, eine Hausangestellte in das Land einzuführen. Ihr Aufenthaltsstatus blieb jedoch bis 1998 an ihren ersten Arbeitgeber gebunden, so daß den Hausarbeiterinnen bei Verlassen dieser Stelle oder Einfordern von Arbeitsrechten die Illegalität drohte. Erst aufgrund einer Kampagne von Kälaysiaan, eine Dachorganisation für Hausangestellte aus Übersee, wurde diese Einschränkung gelockert. Sie hatte über 4.000 Fälle von Mißbrauch und Mißhandlung von Hausangestellten durch die Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber veröffentlicht (ZAG 1998, Forum 1998).

In anderen Ländern wie Griechenland und Deutschland fehlen legale aufenthalts- und arbeitsrechtliche Möglichkeiten für Nicht-EU-Migrantinnen in der bezahlten Hausarbeit. In Deutschland ist eine offizielle Arbeitserlaubnis – abgesehen von Au-Pair-Vermittlungen – für diesen bedeutenden Sektor nicht zu bekommen; im Gegensatz zur Baubranche oder in der Landwirtschaft, wo den meist männlichen Arbeitsmigranten über Werk- oder Saisonarbeitsverträge ein minimaler rechtlicher Schutz gewährt wird. Ein letzter, von vielen beschränkter Ausweg zur Legalisierung ist eine Heirat, die zwar den Aufenthalt sichert, andererseits aber eine extreme Abhängigkeit von dem Ehemann bedeutet.

»Du weißt nicht, was dich morgen erwartet« – Lateinamerikanische Migrantinnen in Berlin

In Berlin leben nach offiziellen Angaben rund 5.000 Lateinamerikanerinnen und Lateinamerikaner, vor allem aus Brasilien, gefolgt von Peru und Kuba. Der Großteil ist zwischen 15 und 45 Jahre alt. Zwei Drittel der registrierten brasilianischen Staatsangehörigen sind Frauen (Statistisches Landesamt Berlin). Mit dieser Information endet das offizielle Wissen über die lateinamerikanische

Migration in Berlin. Es gibt lediglich Vermutungen, daß die »legalen« Migrantinnen und Migranten weniger als ein Drittel ausmachen.

Von lateinamerikanischen Frauen in Berlin wissen wir, daß sehr viele von ihnen in Berliner Haushalten arbeiten. Wegen ihrer unregelmäßigen Aufenthaltsbedingungen gibt es kaum quantitative Erhebungen. Aber auch qualitative Forschungen über ihre Arbeitsbedingungen fehlen bisher. Daher haben wir Zitate aus einer längeren Gruppendiskussion und einigen Einzelgesprächen (geführt 1998/99) thematisch gebündelt. Daraus ergibt sich ein Eindruck über die unsichtbare Arbeit im Haushalt im Zusammenhang mit dem Leben »ohne Papierre«. Die Beteiligten sprachen dabei nicht nur über sich, sondern auch über lateinamerikanische Verwandte und Bekannte.

Wie die Frauen ihre Arbeitsbedingungen bewerten, hängt natürlich von den Arbeitsplätzen ab, davon, aus welchen sehr unterschiedlichen sozialen und beruflichen Hintergründen die Frauen Lateinamerika verlassen haben und welche Perspektiven sie mit ihrem Aufenthalt verbinden – ob es sich etwa um den Traum nach Integration und sozialem Aufstieg in Berlin handelt oder um einen vorübergehenden Aufenthalt als Teil einer Überlebensstrategie ihrer lateinamerikanischen Familie.

Die Rechtlosigkeit überschattet das ganze Leben der fünf interviewten Frauen. *Daß du illegal bist, bedeutet, daß die Leute dich ausnutzen, Denn wir haben weder eine Stimme noch ein Wahlrecht, Wir können uns nicht beschweren. Wir können nicht zur Polizei gehen und sagen: jemand hat mir dieses oder jenes angetan. Denn wir sind rechtlos in dieser Welt.* Das meint die 28jährige Elena Díaz aus Peru (Namen geändert). Auch Julia Pérez, 45 Jahre alt aus Ecuador findet: *Es bedeutet eine völlige Unsicherheit, illegal zu sein. Du weißt nicht, was dich morgen erwartet, ob du morgen deine Unterkunft, dein Essen bezahlen kannst.* Die 32 Jahre alte Peruanerin Ester Fonseca sagt: *Es bedeutet, hier mit Angst zu leben, es bedeutet, praktisch wie eine Verbrecherin zu leben, ohne ein Verbrechen begangen zu haben.*

Arbeit setzten alle automatisch mit Putzen und anderen Tätigkeiten in Privathaushalten gleich. Dies ändert sich auch dann meist nicht, wenn sich ihr Aufenthaltsstatus verbessert. *Ich gehe natürlich putzen – denn es gibt als Ausländerin keine andere Möglichkeit. Für niemand. Ich habe gesucht und gesucht und würde so gern etwas am Computer machen, weil mir das für meine Ausbildung als Bauingenieurin noch fehlt. Aber sie ziehen immer eine Deutsche einer Ausländerin vor.* Das meint Elena Díaz aus Peru. Auch die Ecuadorianerin Julia Pérez meint, daß sie nicht mehr erwarten kann: *Ich arbeite als Putzfrau und Babysitterin. Auch wenn ich in meinem Land Buchhalterin gelernt habe. Daß ihre Fähigkeiten und Qualifikationen nicht zählen, findet die 42jährige Maria Ponce aus Kolumbien deprimierend: *Es besteht ein Abgrund zwischen meiner universitären Ausbildung und dem, was ich hier mache. Für mich ist es ein extremer Rückschritt. Wenn es einen Roboter für Putzarbeit gäbe, könnte der mich ersetzen. Aber als Journalistin habe ich in meinem Land überhaupt keine**

Chancen auf eine Arbeit. Ich wußte, daß ich hier erst so arbeiten würde, aber was ich beklage, ist, daß es keine Perspektiven auf eine andere Arbeit gibt.

Daß sich selbst mit einer Aufenthaltsgenehmigung kaum Arbeitsperspektiven außer dem Putzen ergeben, beschreibt Elena Diaz: *Neben der Illegalität gibt es auch noch den Rassismus – es ist zwar einfacher, mit Papieren Arbeit zu finden. Aber du bekommst trotzdem keine offizielle Arbeit, sondern du putzt immer noch schwarz. Du arbeitest auf Pauschalbasis (630 DM-Jobs – die Autorinnen) und den Rest inoffiziell.*

Auf dem Arbeitsmarkt »Privathaushalt« gibt es nur eine Alternative: Entwe- der arbeiten die Frauen stundenweise in verschiedenen Haushalten, was in Deutschland immer noch die weiter verbreitete Variante zu sein scheint. Oder sie arbeiten nur in einem Haushalt und wohnen dort eventuell auch – eine Erfahrung, die viele von ihnen schon gemacht haben. Vor- und Nachteile sind umstritten: Maria Ponce aus Kolumbien meint: *Ich finde es keinen Vorteil, eine permanente Arbeit zu finden, wie manche sagen. Klar, sie gibt dir eine gewisse ökonomische Sicherheit. Aber ist die Bezahlung wirklich gerecht? Manche Frauen geben sich damit zufrieden und analysieren gar nicht, ob sie dabei aus- gebeutet werden. In diesem System mußt du letztendlich dreimal so viel arbe- ten. Ich habe mal so einen Job angenommen mit einer monatlichen Bezahlung von 800 DM (ohne dort zu wohnen, die Autorinnen), und als ich berechnet habe, daß ich nur 4 oder 5 DM pro Stunde bekam, habe ich nach zwei Wochen wieder gekündigt. Auch Julia Pérez findet: *Ich ziehe mehrere Arbeiten vor. Denn ich habe eine schlechte Erfahrung mit einer deutschen Familie gemacht, als ich hierher kam. Sie boten mir 1500 Mark an! Ich fand das phantastisch! Ich ging voller Hoffnung hin und arbeitete in allem – ich bügelte, wusch die Wäsche, ließ die Wohnung super glänzend – nur, mir gefällt das. Am Anfang behandelte die Señora mich sehr gut. Aber dann begannen die, sagen wir mal Anpassungsmaßnahmen: Die Tochter mußte um 6 Uhr morgens zur Schule gehen. Also ließen sie mich um halb sechs aufstehen, um sie zu kämmen und all das. Gut, ich machte das mit gutem Willen, denn das erinnerte mich an meine Tochter – die mußte ich auch immer kämmen, und ich machte das gerne. Den ganzen Tag auf Achse. So ging das die ersten drei Monate, als ich noch legal war, dann fing die Señora an, sich schlecht zu benehmen. Sie sagte: *Dir ist ja schon das Visum ausgelaufen. Damals hatte die Señora mir erst den ersten Monat bezahlt – sie schuldet mir noch zwei Monate, und wir gingen schon in den vierten Monat. Ich hatte ja zu essen – aber ich mußte meinen Kindern etwas schicken. Ich arbeitete immer mehr, damit sie mich endlich bezahlte. Aber das nicht, sie nicht. Bis ich dann ohne die Bezahlung der letzten drei Monate ge- gangen bin. Ich habe noch über eine Freundin, die Deutsch spricht, versucht, das Geld zu bekommen. Aber die Señora sagte: *Wenn ihr mich belästigt, gehe ich zur Polizei und zeige euch an. Denn du kannst von mir kein Geld verlangen, du bist illegal. Deswegen nehme ich keine Arbeit mehr an, in einem Haushalt zu****

leben und zu arbeiten. Sie beuten dich aus. Jetzt schlafe ich lieber in einem Zimmer auf dem Boden und gehe stundenweise arbeiten.

Gute Señora – schlechte Señora

Bezahlte Hausarbeit ist stark von dem emotionalen Verhältnis zu dem Arbeitge- ber oder meistens der Arbeitgeberin geprägt. Die persönliche Abhängigkeit ist groß. Die Gespräche der Frauen ranken sich um gute und schlechte Menschen als Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber, um die Chance, über diese Arbeit ein Vertrauensverhältnis und soziale Kontakte zu Deutschen aufzunehmen, ebenso wie um vielfältige Formen der Entwürdigung. (Geradezu sprichwörtlich ist der Geldschein, der als Test in die Wäsche gesteckt wird und als Vertrauensbeweis zurückgegeben werden muß).

Maria Ponce erzählt vom Vertrauen: *Es ist ein gewisses Privileg, von der Putzarbeit zur Babysitterin aufzusteigen. Warum? Weil dir auf eine gewisse Art mehr Vertrauen entgegengebracht wird. Du mußt mit den Eltern sprechen, es gibt ein gewisses persönliches Verhältnis, du bist vielleicht in Anführungsstri- chen in die Familie integriert. Carmen Solís, 41 Jahre alt, aus Peru, erzählt vom Mißtrauen: *Zur Zeit wird es immer schwieriger, Arbeit zu finden: Die Leute wollen Dir keine Jobs mehr geben, sie haben Angst und sind mißtrauisch. Und das ist ein Alptraum für jemand, der illegal ist.**

Dieses persönliche Verhältnis wird auch von den Arbeitgeberinnen und Ar- beitgebern betont. Viele Migrantinnen und Migranten finden es aber auch be- sonders wichtig, klare Arbeitsbedingungen auszuhandeln und das Verhältnis als Arbeitsverhältnis zu sehen. So wie Maria Ponce: *Ich finde nicht, daß es Glück ist, ob wir ein gutes Arbeitsverhältnis finden. Dies ist keine Lotterie. Wir sind Menschen mit bestimmten Rechten. Ich fordere eine Veränderung der Mentali- tät dieser Leute, die uns anstellen. Sie sollen nicht die Tür aufmachen und sich toll fühlen, weil sie einer Illegalen einen Job geben. Sie sollen die Tür aufma- chen, weil sie auf deine Arbeit angewiesen sind und weil sie wissen, daß sie mit ihrer Hausarbeit nicht ohne dich zurechtkommen. Du bittest nicht um ein Almo- sen, sondern machst die Arbeit dieser Person.*

Julia Pérez aus Ecuador findet: *Die Person, die dich anstellt, ist immer auf der Gewinnerseite – und weil ich nun mal in dieser Lage bin, muß ich leider darum kämpfen, daß sie meine Würde als Person respektiert und daß das, was ich tun muß, ein vernünftiger Auftrag ist, der auch in der angegebenen Zeit zu machen ist.*

»Heute brauche ich Sie nicht«

Bezahlte Hausarbeit ist ebenso wie unbezahlte uferlos. Ein ständiges Problem ist, daß die Arbeitsbeschreibungen oft unklar sind und daß von der angestellten

Person oft alle Tätigkeiten erwartet werden, die im Haushalt anfallen. Ebenso wird die extreme Flexibilität der Arbeitszeiten, die für die Hausarbeiterinnen oftmals dauernde Verfügbarkeit bedeuten, als Last empfunden.

Die 32jährige Ester Fonseca aus Peru meint: *Ich kann dir aus meiner persönlichen Erfahrung sagen, die vielleicht auch die Erfahrung aller ist: Wenn sie dir sagen, daß du putzen sollst, handelt es sich oft nicht nur um putzen, sondern daß du zum Beispiel auch Küchenhilfe sein sollst. Und auch bügeln mußst. Die Aufgaben sind vielfältig. Was die ständige Verfügbarkeit für sie bedeutet, beschreibt Elena Díaz: Es ist eine Vielfalt von Details, die dir zeigen, daß du den Bedürfnissen dieser Person unterworfen bist. Ich bin gekommen, um drei Stunden zu arbeiten und erst sagt sie, putz dies und jenes, dann mußt du bügeln, dann: Passen Sie auf die Kleine auf – oder einfach: Entschuldigen Sie, ich habe mich geirrt, ich brauche Sie heute nicht. Es war dumm von mir, ihr zu sagen, daß dies mein einziger Job war. Weil sie mir dauernd die Arbeitszeiten änderte – mal vormittags, mal nachmittags, mal brauchte sie mich am Abend noch länger als angekündigt, dafür sollte ich aber am nächsten Morgen früh kommen.*

Neben einer extremen Flexibilität der bezahlten Hausarbeit gibt es auch immer wieder Spielräume für eine Intensivierung der Arbeit – verbunden mit vielerlei Risiken für die Beschäftigten. Maria Ponce findet: *Ich sage mir, daß ich diese Arbeit mache, weil ich sie gut mache. Ich lege viel Wert auf den Faktor Vertrauen. Wenn du die Küche putzt, putzt du nicht nur das, was man sieht, sondern steigst auch auf die Leiter, um die Lampen zu putzen – auch wenn du etwas länger als deine Arbeitszeit brauchst. Das gibt dir die Chance, daß diese Person dich respektiert und daß du in naher Zukunft um eine Erhöhung deines Stundenlohns bitten kannst. Julia Pérez beschreibt die Angst vor Arbeitsunfällen: Der Stress ist leider ein wichtiger Teil unseres Lebens. Denn Putzen bedeutet auch ein Risiko für die Gesundheit wegen der ganzen Chemie in den Putzmitteln und der Gefahr von Arbeitsunfällen. Es ist nicht so, daß du dich beruhigen kannst, wenn du eine Arbeit gefunden hast und dir sagen kannst – jetzt verdiene ich Geld. Denn die Arbeit selbst bedeutet auch ein Risiko.*

Neben den gesundheitlichen Risiken sind die Frauen, die in Privathaushalten arbeiten, auch oft sexueller Belästigung ausgesetzt – für viele ein Grund, auf eine Arbeitssuche über Anzeigen zu verzichten und lieber die begrenzte Vermittlung über private Kontakte zu bevorzugen. Bridget Anderson fiel in ihren vergleichenden Studien besonders in Berlin auf, daß viele Zeitungsannoncen explizit betonen, daß eine Frau Putzarbeit anbietet und »no sex«. Ja, mir ist das schon sehr oft passiert, und ich habe viele Arbeiten deswegen verloren, denn das läuft mit mir nicht, meint Julia Pérez dazu. Das hat auch Elena Díaz erlebt: *Eine alleinstehende Frau zu sehen, die in Nöten ist – viele Männer denken: Gut, du bist allein, du brauchst Geld und dann kommst du doch ihre Wünsche erfüllen oder? Wenn du eine Anzeige in die Zeitung setzt, rufen sie dich wegen Sex gegen Geld an. Und sie bieten dir an, daß sie gut zahlen und du sagst ihnen*

immer wieder: Nein, ich bin nicht interessiert, aber sie bestehen darauf und rufen dich sogar spät nachts noch an. Oder sie bitten dich darum, Fotos von dir zu machen. Ester Fonseca erzählt: Einmal hat mich ein Mann angerufen, der gelähmt war und sich nicht bewegen konnte. Er wollte eine Frau, die ihm regelmäßig seine Wohnung putzen sollte, und er zahlte sehr gut. Aber die Bedingung war, daß sie nackt putzen sollte, nur mit einer Schürze.

Arbeitsplatz Haushalt – ein Privileg für Frauen?

Dennoch – die Arbeit im Privathaushalt gilt nicht nur als Ort der Gefahr, sondern auch als Ort des Schutzes. Gerade die Tatsache, daß der Privathaushalt als deregulierter Arbeitsmarkt gesellschaftlich anerkannt wird, es weniger öffentliche Debatten um diesen »Schwarzmarkt« gibt, sondern daß dieser Arbeitsmarkt weitgehend unsichtbar ist, bedeutet, daß die Frauen sich im Gegensatz zu Putzarbeit in Supermärkten oder im Gaststättengewerbe (die einzige Alternative zum Privathaushalt) sicherer fühlen.

Die 41jährige Carmen Solís aus Peru sagt: *Ich kenne mehr Männer als Frauen, die in Kneipen oder Restaurants putzen. Auch wenn sie dir sagen, das ist kein Problem, wir schließen die Türen – mir hat die Arbeit an einem öffentlichen Ort nicht gefallen. Aber eine zeitlang konnte ich nichts anderes machen, ich brauchte die Arbeit in einer Kneipe. Aber wenn es möglich ist, arbeite ich in einem Privathaushalt.*

Maria Ponce findet: *Ich würde es nicht ein Privileg der Frauen gegenüber den Männern nennen, aber schon, daß wir mehr Sicherheit haben. Ein Freund sagte mir mal: Warum kann ein Mann nicht auch auf Kinder aufpassen? Immer nimmt man an, daß eine Frau einen mütterlichen Instinkt in sich hat, der irgendetwas ausgebeutet werden muß – wenn du das nicht in deinem eigenen Land tust, kannst du ja genauso hier für Kinder zuständig sein. Männern wird dagegen mehr Mißtrauen entgegengebracht.*

Neben dem größeren Schutz vor Razzien und Kontrollen bieten die Privathaushalte im Vergleich zur Bezahlung in der Reinigungsindustrie, wo Arbeiterinnen und Arbeiter ohne Aufenthaltsstatus meist einen Stundenlohn unter zehn DM pro Stunde erhalten, größere Aufstiegschancen. Maria Ponce sagt dazu: *Ich habe auch schon weniger als 12 DM pro Stunde in Privathaushalten verdient. Aber dann habe ich wenigstens um die Bezahlung der Fahrkarten verhandelt. Man darf nie resignieren. Wenn ich nur eine Arbeit mit ein paar Mark pro Stunde finde, muß ich die zwar nehmen. Aber am selben Tag, an dem ich dort anfangen, beginne ich mit der Suche nach einem Job für 10 Mark und dann nach einem für 12 – und vielleicht finde ich sogar einen für 15 DM! 12 Mark sind für mich eigentlich die Grenze – diese Haltung ist für mich sehr wichtig.*

Welchen Lebensstandard können sich die lateinamerikanischen Frauen, die in Privathaushalten arbeiten, leisten? Wie leben sie? Je nach Anzahl der Stundenjobs und ob die angestrebte Obergrenze von 15 DM pro Stunde erreicht wird,

variiert das Einkommen der Frauen extrem. Julia Paz de la Torre weist in einem Artikel über lateinamerikanische Migrantinnen und Migrantinnen in Berlin darauf hin, daß eine Person ein Einkommen von über 2.000 DM pro Monat erwirtschaften kann. Viele der Gesprächspartnerinnen klagen jedoch darüber, daß die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt groß ist, daß es lange braucht, sich genug Kontakte zu verschaffen, und daß durch plötzliche Kündigungen, durch den Umzug oder längeres Verreisen einer arbeitgebenden Familie die Einkünfte von einem auf den anderen Tag wieder ausbleiben können. Auch gibt es immer wieder Fälle von Lohnraub, also daß der Lohn gar nicht gezahlt wird, oder es ohne vorherige Ankündigung von der versprochenen Summe abgezogen wird.

Julia aus Ecuador: *Ich glaube, von 50 Frauen, die ich kenne, lebt nur eine in einem Zimmer alleine – denn üblicherweise mußt du mindestens 300 DM für eine Zimmermiete mit Küchen- und Badbenutzung bezahlen. Da würden ja dann bei mir nur noch 100 DM für alles weitere übrigbleiben. Wenn du noch irgendwas sparen willst, mußt du dir das Zimmer teilen. Denn zu der Miete kommen ja auch noch Essen, Kleidung und Verkehrsmittel. Über die Wohnsituation sagt Elena Diaz: Als ich noch nicht verheiratet war, mußten wir immer zu mehreren in einem Zimmer leben, denn so war es einfacher. Wenn jemand von uns im nächsten Monat keine Arbeit mehr hatte, konnten wir uns helfen. Es gab auch immer viel Streit: Wer putzt, wer kocht. In zwei Zimmern lebten wir mit acht oder neun Leuten – so mußten wir pro Person nur 70 DM bezahlen. Carmen Solís erzählt, wie schwer es ist, überhaupt ein Zimmer zu finden: Die Person, die den Vertrag mit der Hausverwaltung macht, muß legal sein. Aber ich habe eine Person gefunden, die einen Vertrag für mich gemacht hat, und konnte das Problem lösen. Am Anfang in Berlin mußte ich in der U-Bahn oder in einem Park schlafen. Ich zog immer mit meinem Rucksack herum, es gab Tage mit Essen, und es gab Tage ohne Essen. Und tatsächlich habe ich es damals oft bereut, daß ich mein Land verlassen hatte. Aber ich war nun mal hier und mußte darüber hinwegkommen. Man muß zu überleben und zu kämpfen wissen und sich immer wieder Mut machen. Denn ohne das fällt alles in sich zusammen.*

Und dann ist da noch die Familie in Peru

Für manche zerschlägt sich so der Traum, mit der Putzarbeit Ersparnisse anzuhäufen, beziehungsweise die Familie in Lateinamerika ausreichend unterstützen zu können. Viele, mit denen ich mich unterhalten habe, mußten sich Geld leihen, um das Flugticket zu bezahlen – und neben den Schulden haben sie Kinder oder andere Familienangehörige dort, die sie unterstützen müssen. Jede persönliche Geschichte ist unterschiedlich – ich möchte mich nicht vergleichen, aber ich denke, anderen geht es vielleicht schlechter als mir, meint Maria Pon-

ce.

Für Elena Diaz sind die Verständnisschwierigkeiten mit ihrer Familie in Peru eine große Belastung: *Und das Schlimmste ist: Wozu hast du dein Land verlassen? Um deiner Familie zu helfen. Aber du weißt, daß du das hier nicht erreichen wirst. Jeden Morgen gehst du aus dem Haus und sagst dir: Ich werde meiner Familie helfen. Aber wie, wenn du hier kaum selbst überleben kannst. Aber dort glauben sie dir das nicht. Sie können sich nicht vorstellen, daß die Deutschen uns so schlecht behandeln. Sie glauben uns nicht. Sie denken, daß es uns hier gut geht und daß wir lügen, weil wir ihnen nicht helfen wollen.*

Anderer wiederum schaffen, es, das Ziel zu erreichen – allerdings merkt Maria Ponce an, mit welchen Kosten das verbunden sein kann: *Manche geraten hier in eine ganz resignative Stimmung. Sie igeln sich ein wie in eine Höhle. Sie wachen morgens auf und sagen sich: Was muß ich tun? Arbeiten. Putzen. Danach gehen sie nach Hause, machen die Augen zu und am nächsten Morgen wieder dasselbe. Putzen. Sie sagen sich, wenn sie ein paar Arbeitsstellen gefunden haben, daß der Zweck ihres Aufenthaltes hier erfüllt ist: »Ich verdiene hier mehr Geld als zuhause, also sind meine Ziele erreicht. Ich kann etwas sparen, an mehr darf ich nicht denken.« Aber das Leben ist doch mehr als das! Wir brauchen außer Arbeit auch Vergnügen und soziale Kontakte. Ich verweigere mich dieser Haltung – ich will mich auch weiterbilden und nicht ewig dieselben Arbeiten machen!*

Ohne Papiere geht gar nichts?

Welche politischen Perspektiven, welche Formen der Organisierung und Unterstützung gibt es für Frauen ohne Aufenthaltsstatus in Bezug auf ihre Arbeit? Pauschal gesagt, ist die Voraussetzung jeder Form von Organisierung und Verbesserung der Arbeitsmarktchancen ein legaler Status, der neben dem Zugang zu arbeitsrechtlichen Möglichkeiten ja auch erst den Zugang zu Gesundheitsversorgung und rechtliche Gegenwehr gegen Gewalt ermöglicht.

Aber auch innerhalb eines rechtlosen Status gibt es Beispiele der Organisation von Migrantinnen in der Putzarbeit: So setzt sich zum Beispiel die bereits erwähnte NGO Kalayaan in London nicht nur für die legalen *domestic workers* ein, sondern unterstützt in Zusammenarbeit mit einer selbstorganisierten Gruppe von Hausarbeiterinnen auch die *overstayers*, vermittelt Arbeitsstellen mit bestimmten Mindeststandards und entfacht auch innerhalb der *labour unions* Debatten über diesen Arbeitsmarkt. In Brüssel beginnt die NGO SOLIDAR, ein europäisches Netzwerk zum Austausch über Unterstützung und Selbstorganisation der Migrantinnen in der Hausarbeit aufzubauen.

In Deutschland gibt es keine spezifische organisierte Unterstützungsarbeit für die Hausarbeiterinnen ohne Aufenthaltsgenehmigung. Am wenigsten ist da sicherlich von den Gewerkschaften zu erwarten – auch der Organisationsgrad der »legalen« meist geringfügig Beschäftigten in Privathaushalten in der zuständigen Gewerkschaft Nahrung, Genuß, Gaststätten ist verschwindend gering.

Die NGG gab die Mitgliederzahl im Bereich Hauswirtschaft 1994 mit 600 Mitgliedern bundesweit an (Südwind 1994).

Auch bei der Unterstützung für Flüchtlinge, Migrantinnen und Migranten wird um das Thema herumlabiert. Während auf privater Ebene eine Vermittlung von Jobs sicherlich immer wieder stattfindet, vernachlässigen die Organisationen das Thema oder entziehen sich dem Dilemma. Einerseits wollen sie den sexistisch und rassistisch segmentierten Arbeitsmarkt durch Vermittlung von Putzjobs nicht weiter festigen. Andererseits können sie aber auch kaum andere Beschäftigungen vermitteln.

Am stärksten thematisieren Frauenorganisationen, die sich mit dem Thema Frauenhandel beschäftigen, diesen Arbeitsmarkt. Viele unterstützen die Strategie der *Global Alliance against Traffic in Women*, die den Frauenhandel bekämpft und darunter nicht nur Menschenrechtsverletzungen bei der Vermittlung in die Prostitution, sondern auch in Privathaushalte (und bei Vermittlung in Ehen) versteht.

Diese Strategie ist insofern problematisch, als sie nicht die alltäglichen Arbeitsverhältnisse in Privathaushalten selbst, sondern bestimmte Formen der Arbeitsvermittlung angreift. Gemeint sind Fälle von Betrug und Falschinformationen über das angebotene Arbeitsverhältnis sowie Vermittlungen in Gewaltverhältnisse, die von Erpressung über Freiheitsberaubung bis zu sexueller Nötigung reichen können. Tatsächlich sind leider viele Hausarbeiterinnen in Europa von solchen Menschenrechtsverletzungen betroffen, (insbesondere die sogenannten Live-ins). Die meisten Hausarbeiterinnen suchen ihre Jobs jedoch ohne organisierte Vermittlung und entscheiden sich innerhalb der gegebenen ökonomischen Verhältnisse »freiwillig« jeden Tag wieder neu für ihre Arbeit. Der Alltag der meist nicht organisiert vermittelten und im Rahmen der weltweiten ökonomischen Verhältnisse »selbstgewählten« ausbeuterischen Arbeitsverhältnisse wird von dieser politischen Strategie jedoch nicht tangiert. Zudem wird das Thema Frauenhandel von politischer und polizeilicher Seite zur Rechtfertigung von Maßnahmen gegen Immigration und zu stärkeren Kontrollen der Grenzen benutzt – nicht zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Migrantinnen.

Entscheidend für eine politische Strategie unter den gegebenen Aufenthaltsrechten ist es, auf nationalen wie internationalen Arbeitsrechten zu bestehen, die unabhängig vom Aufenthaltsrecht Gültigkeit haben oder haben sollten. So gelingt es Rechtsanwältinnen und Rechtsanwältinnen in Einzelfällen immer wieder, in Fällen von Lohnraub die Löhne auch von illegal Beschäftigten einzuklagen; denn auch sie haben ein Recht auf Bezahlung. Und: auch ein mündlicher Vertrag ist ein Vertrag. Wenn solche Verfahren auch wegen Gefahr ausländischer rechtlicher Verfolgung und Abschiebung oftmals nicht riskiert werden, sind Möglichkeiten eines sicheren und anonymisierenden Vorgehens sicherlich noch nicht ausgeschöpft.

Auf einer höheren politischen Ebene weisen Unterstützungsorganisationen für Migrantinnen und Migranten auf Interventions-Möglichkeiten hin, die sich aus der UN-Konvention zum Schutz der Rechte aller Wanderarbeiter und ihrer Familienangehörigen ergeben würden. Diese Konvention sieht arbeitsrechtliche Regelungen unabhängig vom Aufenthaltsstatus einer Person vor. Die 1990 fertiggestellte Konvention wurde in einem langjährigen Prozeß von einer Arbeitsgruppe unter deutscher Beteiligung ausgearbeitet, hat aber immer noch den Status einer Empfehlung, da sie noch nicht von 20 Staaten, auch nicht von der deutschen Regierung, ratifiziert wurde.

Eine Kampagne für eine Ratifizierung der Konvention wäre sinnvoll, um nicht zuletzt für die »unsichtbaren« lateinamerikanischen Hausarbeiterinnen in Berlin minimale rechtliche Standards einklagbar zu machen.

Literatur:

- Anderson, Bridget, Annie Phizacklea (1997): *Migrant Domestic Workers: a European Perspective*, Leicester
- Anderson, Bridget (1998): »Just like one of the family«? Migrant domestic workers in the European Union, Leicester
- Caldo Ranzinger, Agnes; Lutz, Helma; Pablo, Marissa (1996): Das »DH«-Phänomen, in: *Frauen in der Einen Welt*. Zeitschrift für interkulturelle Alltagsforschung: Dienstmädchen, Heft 2
- Forum (1998) zum Thema: Migrantinnen in ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen, vom 22. August bis 23. August, organisiert von IN-VIA und Ban Ying, Berlin
- Friese, Marianne (1995): Modernisierungsfällen im historischen Prozeß. Zur Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in einem gewandelten Europa, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 2
- Lycklama à Nijeholt, Geertje (1992): The changing International Division of Labour and Domestic Workers: A Macro Overview, in: Noeleen Heyzer, Geertje Lycklama à Nijeholt, Nedra Weerakoon (Hrsg.): *The Trade in Domestic Workers. Causes, Mechanisms and Consequences of International Migration*, London and New Jersey
- Paz de la Torre, Julia (1996): Lateinamerikanische Migrantinnen und ihre Integration in den deutschen Dienstleistungssektor, in: *Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt* (Hrsg.): *Traumwelten. Migration und Arbeit*, Berlin
- Sassen, Saskia (1993): *Why Migration*. Thesen gegen herkömmliche Erklärungsmuster, in: *Arbeitsgruppe 501* (Hg.): *Heute hier – morgen fort*. Migration, Rassismus und die (Un)Ordnung des Weltmarkts, Freiburg
- Saskia Sassen (1998): Überlegungen zu einer feministischen Analyse der globalen Wirtschaft in: *Prokla* 111
- Statistisches Landesamt Berlin (1999): Melderechtlich registrierte Ausländer am Ort der Hauptwohnung in Berlin am 31. Dezember 1998, in: *Statistischer Bericht A I 4/S -hj 02/98*

- Siegler, Barbara (1997): Das 654-Milliarden-Paket, hrsg. vom Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn
- Südwind e.V. (Hrsg.) (1994): Bürsten gegen den Strich. Frauen im Reinigungsgewerbe, Siegen
- UN-Convention on the Protection of Migrant Workers Nr. 158 (1990), in: Resolutionen und Beschlüsse der Generalversammlung, fünfundvierzigste Tagung, Band 1, 18. September - 21. Dezember
- ZAG (1998): Arbeitsrechte für Hausangestellte. Beschreibung des britischen Projekts Kala yaan, in: ZAG Nr. 26

Resumen

El texto trata de un tema completamente desapercibido por los estudios sobre migración, o sea la casa como puesto de trabajo. Y eso que dos tercios de las mujeres migrantes de América Latina trabajan en casas domésticas. Un panorama de las condiciones de vida y trabajo de empleadas domésticas en Europa también muestra que la demanda de estos servicios está claramente subiendo. En Alemania no existen normas jurídicas para las mujeres migrantes de fuera de la Comunidad Europea, que trabajan en este sector. Eso significa que casi todas están como «ilegales». Como no existen ni datos ni estudios sistemáticos para la situación en Alemania, las autoras conversaron con Latinas radicadas en Berlín, que trabajan en casas de familias. Los resultados se presentan según los temas más importantes, mencionados por las mujeres entrevistadas. Al final las autoras ofrecen una discusión de los espacios políticos para cambiar la falta de derechos mínimos. Ellas abogan por la introducción de derechos de trabajo en el ámbito nacional e internacional, independientes del derecho de estadia.

Summary

The text deals with the private household as a working place - a topic that has been completely neglected in the research on migration. For all that two thirds of all Latin American women who migrate, work in private households. An overview of working and living conditions of houseworkers in Europe shows that there is an increasing demand for these services. In Germany there are no regulations for migration workers from out of the EU who are working in this sector. That means that nearly all of them are «illegal». Because there are no data or systematic studies available on the situation in Germany, the authors interviewed Latin American women in Berlin who work in private households. The most important topics are presented in the own words of the women. At the end of the text we are given a discussion of possible political consequences. The authors advocate for the introduction of national and international labour rights, these should be independent from the permission of residence.

Illegalisierung bedeutet Entrechtung

MigrantInnen in Deutschland gehen in die Offensive und fordern Rechte ein

MigrantInnen, die ohne legalen Aufenthaltsstatus in Deutschland leben werden von der Mehrheit der Bevölkerung und der Politik wenn überhaupt als kriminell wahrgenommen. Versuche, eine Legalisierung hier lebender und arbeitender MigrantInnen zu erwirken, gibt es – anders als in anderen EU-Staaten – in Deutschland kaum. Die Gesellschaft für Legalisierung, ein Bündnis antirassistischer Gruppen, zu dem unter anderem Kanak Attak, das RESPECT-Netzwerk, das Büro für medizinische Flüchtlingshilfe und Mujeres sin rostro gehören, startete deshalb am 24. Oktober mit einem Aktionstag in Berlin eine bundesweite Offensive für das Recht auf Legalisierung.

Die Taschen stehen stellvertretend für Leute ohne legalen Aufenthaltsstatus. Ohne Papiere öffentlich aufzutreten, bedeutet ein großes Risiko. Aber viele profitieren von unserer rechtlosen Situation. Deswegen verschaffen wir uns auf diesem Weg Gehör und fordern das Recht, Rechte zu haben.“ So erklingt es aus einer der riesigen, karierten Plastiktaschen, die in mindestens fünfzigfacher Ausführung vor dem Eingang der Messehalle ICC aufgereiht sind. Dort findet der erste Bundeskongress der Gewerkschaft Verdi statt. Die Taschen sind Teil einer Aktion der Gesellschaft für Legalisierung, die mit einer Bustour durch Berlin auf die Situation von Menschen ohne Papiere aufmerksam machen will.

500 000 bis eine Millionen Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus leben und arbeiten schätzungsweise in Deutschland. 100 000 davon allein in Berlin. Viele davon kommen aus Lateinamerika. Sie bilden eine heterogene Gruppe. Akademikerinnen sind genauso darunter wie Elek-

triker, Hausfrauen wie Landarbeiterinnen. Aufgrund der restriktiven Zuwanderungs- und Aufenthaltsbestimmungen bleibt ihnen nach Ablauf eines Visums oder der Aufenthaltserlaubnis oft nur die Rückkehr in das Herkunftsland oder das Leben in der Illegalität. Doch selten haben sich die Gründe, die zu der Entscheidung geführt haben, das eigene Land zu verlassen, seit dem geändert. Also bleiben sie. Nicht immer aber ist Illegalisierung gleichbedeutend damit, keine Aufenthaltspapiere zu besitzen. Schwarzarbeit aufgrund von fehlender Arbeitserlaubnis ist auch eine Form von Illegalisierung.

Multiple Ausgrenzung

Mit sich bringt das Leben ohne Papiere nicht nur eine alltägliche Angst vor Kontrolle und Polizei, sondern auch eine vielschichtige Entrechtung. Es bedeutet von einer Gesundheitsversorgung ausgeschlossen zu sein, Kinder in den meisten Bundesländern nicht in Schule oder Kindergarten schicken zu dürfen und am Arbeitsplatz, kaum in der Lage zu sein, Arbeits-

rechte einzufordern, um nur einige Beispiele zu nennen.

Legalisierungsinitiativen gab es von Seiten der Politik bis jetzt nicht. Die Debatten um ein neues Zuwanderungsgesetz drehen sich ausschließlich um die Anwerbung wirtschaftlich interessanter MigrantInnen sowie um die Steuerung und Begrenzung von Einwanderung. Die Menschen, die hier bereits leben und arbeiten, jedoch keine Papiere haben, werden vollkommen ignoriert. Nach 50 Jahren deutscher Einwanderungsgeschichte wird Migration immer noch nicht als Normalität wahrgenommen, auch dann nicht, wenn Globalisierung inzwischen als Zeichen unserer Zeit erlebt wird. Einwanderer und Einwanderinnen gelten weiterhin als Störfaktor, die das „Eigene“ bedrohen – die vermeintliche deutsche Leitkultur oder wechselweise das abendländische Erbe – oder „uns“ auf der Tasche liegen. Auf diese Weise erscheinen MigrantInnen, „die noch nicht einmal Papiere besitzen“, schnell als Kriminelle. „Wir sind unter Euch“ tönt deswegen

die erste Erklärung der Gesellschaft für Legalisierung aus den Taschen, um aus der totgeschwiegenen und kriminalisierten Ecke hinauszukommen und eine Offensive für das Recht auf Legalisierung zu starten.

Arbeit und Illegalisierung

„Es kann nicht sein, dass Grund- und Menschenrechte von einem gültigen Stempel im Pass abhängen“, sagt Valeria, die beim Büro für medizinische Flüchtlingshilfe mitarbeitet. Sie ist selbst Studentin und kam vor drei Jahren aus Kolumbien nach Deutschland und fühlt sich hier sehr wohl. „Klar“, sagt sie, „ich bin ja auch eine Privilegierte unter den Migrantinnen mit einem Studentenvisum. Ich muss keine Angst vor Polizei oder vor Kontrolleuren in der U-Bahn haben und darf arbeiten. Allerdings nur drei Monate im Jahr.“ Arbeitet sie mehr, riskiert auch sie ihr Bleiberecht. „Privilegien bedeuten, mehr Rechte zu haben als andere. Uns ist es daher wichtig, die Trennungen zu überwinden, die uns das deutsche Ausländergesetz aufdrückt. Es geht nicht um einen Bonus für wirtschaftlich interessante MigrantInnen, sondern um das Recht, Rechte zu haben,“ erzählt sie, während sie wie die anderen TeilnehmerInnen der Aktion Info-broschüren der Gesellschaft für Legalisierung im Layout von Verdi an die zwischen den Taschen vorbeiliegenden GewerkschafterInnen verteilt. „Viele meiner FreundInnen haben zwar keine oder unzureichende Papiere, aber sie sind hier beschäftigt. Der Dienstleistungssektor, vor allem der Pflege-, Reinigungs- und Hausarbeitsbereich, würde gar nicht funktionieren ohne

die Billigstlohnkräfte, die die Papierlosen aufgrund ihrer prekären Rechtslage darstellen“, sagt sie. Bis jetzt sehen viele GewerkschafterInnen illegalisierte ArbeitnehmerInnen eher als schwarzarbei-

fünf Minuten Redezeit auf der Hauptversammlung erstritten werden - allerdings mit der Einschränkung, dass keine Person ohne Papiere sprechen dürfe. „Zuerst der Pass, dann der Mensch“, kommen-



Totensonntag in Tijuana: Kreuze am Grenzzaun

tende Unterwanderer von Tarifverträgen, wenn sie diese überhaupt wahrnehmen. Doch der Protest vor dem Verdi Kongress scheint Wirkung zu zeigen. Nach zahlreichen Diskussionen mit linken GewerkschafterInnen können

tiert Valeria diese Schikane, findet jedoch auch, dass diese Chance nicht ungenutzt bleiben sollte. In der vollen Messehalle spricht eine Migrantin von Respect einem Netzwerk, dass sich für die Rechte von Hausarbeiterinnen einsetzt –

auf Spanisch mit deutscher Übersetzung zu den Delegierten: „Wir wollen endlich am Ende des Monats unser Gehalt bezahlt bekommen, wir wollen nicht mehr sexuell am Arbeitsplatz belästigt werden, wir wollen einen angemessenen Lohn für unsere Arbeit.“ Auf dem Fernsehbildschirm im Foyer verfolgen die anderen die Rede. Zum Abschluss heißt es: „Wir sind hier, damit ihr unsere Stimme hört, wir sind hier, weil wir die Unterstützung der Gewerkschaft brauchen und das Recht haben wollen, ihr beizutreten.“ Der Applaus ist ausdauernd. „Angesichts der fast gesamtgesellschaftlichen Ignoranz dieses Themas ist das ein voller Erfolg“, freut sich Valeria. Im Anschluss erklärt auch Gewerkschaftsvorsitzender Frank Bzirske, er unterstütze die Kampagne und „könne sich eine Legalisierung vorstellen“. Über konkrete Unterstützung von arbeitenden MigrantInnen im Arbeitskampf spricht er nicht.

Dass dieser erfolgreich sein kann, bewiesen zwanzig Afrikaner, die ohne Arbeitsgenehmigung auf einer Baustelle von der Wohnungsbaugesellschaft Mitte beschäftigt und dann um ihren Lohn betrogen worden waren. Nach Protesten, den einige antirassistischen Gruppen unterstützten, fügte sich im Juni schließlich die Wohnungsbaugesellschaft und übte Druck auf die beauftragten Subunternehmen aus. Auf diese Weise konnten zwanzig Arbeiter 13 500 Euro Lohnnachzahlung erwirken. Aus diesem Grunde heißt die nächste Station des Tages auch Wohnungsbaugesellschaft Berlin Mitte. Dort wird der Erfolg mit Sekel gefeiert, aber auch weiter

protestiert – denn die Lohnbeiträge laufen seit Juni weiter: schon 21 weitere MigrantInnen haben seit dem um Unterstützung gebeten, weil auch sie keinen Lohn ausgezahlt bekommen haben.

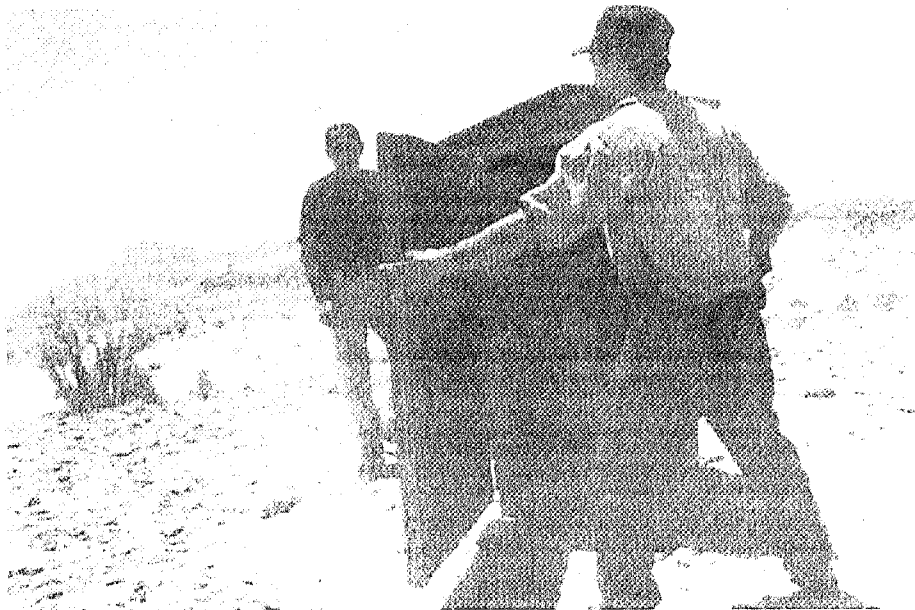
Gesundheitsversorgung je nach Aufenthaltsstatus

Der nächste Tourstopp ist das Berliner Universitätsklinikum Charité. Während wieder die großen Taschen vor dem Eingang aufgebaut werden, laufen Valeria und andere in weißen Kitteln in die Notaufnahme und verteilen Informationsmaterial. Am Anmeldungsschalter werden „Transkontinental-Krankenkassenkarten“ im Design der Techniker Krankenkassenkarten ausgelegt, auf denen einfach „gültig“ steht und unter Status „egal“ vermerkt ist. Draußen werden über einen Lautsprecher Schicksale von PatientInnen verlesen, die in der Charité auf Grund ihres Aufenthaltsstatus schlecht oder sogar gar nicht behandelt wurden: Eine Vietnamesin, die schwanger unter Einwilligung der ÄrztInnen in Handschellen von der Station ins Abschiebegefängnis gebracht wurde oder eine Polin, die vom Krankenhaus mit dem Krankenwagen „abgeschoben“ wurde – aus Kostengründen.

Menschen unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus zu behandeln, ist in Deutschland nicht vorgesehen. So haben Asylsuchende keinen Anspruch auf eine Krankenversicherung. Allein in Fällen „akuter Erkrankungen und Schmerzzustände“, über dessen Erträglichkeitsgrad die Sozialbehörden entscheiden, werden Asylsuchenden „Krankenscheine“ ausgestellt. So ist die Behandlung oft vom

Wohlwollen der SachbearbeiterInnen abhängig. Menschen ohne Papiere sind von einem Zugang zur Gesundheitsversorgung gänzlich ausgegrenzt. Bei einer Einlieferung ins Krankenhaus müssen sie mitunter befürchten, vom Personal bei der Ausländerbehörde denunziert zu werden, auch wenn Krankenhäuser dazu juristisch nicht verpflichtet sind – anders als Sozialbehörden, die laut Ausländergesetz einer Meldepflicht über illegalen Aufenthalt unterliegen. „Wir sind aber heute nicht nur gekommen, um die Zustände anzuprangern“, meint Valeria, „ÄrztInnen verpflichten sich dazu, *den PatientInnen* zu helfen und *nicht der* Ausländerpolizei oder den Kostenstellen der Krankenhäuser. Daran wollen wir sie mit dieser Aktion erinnern und ihnen Mut machen, sich gegen rassistische Ausgrenzung stark zu machen.“ So steht es auch auf den Postkarten, die Valeria verteilt: „Ob Borg oder Klingone, ob mit Papieren oder ohne, ist mir Bohne“, steht unter dem Foto von Dr. med. Pille von Raumschiff Enterprise. Dass es diese ÄrztInnen inzwischen gibt, bezeugt Valerias Arbeit. Mittlerweile verfügt das Büro für medizinische Flüchtlingshilfe über einen Pool von 80 ÄrztInnen, Hebammen und PsychologInnen, die PatientInnen ohne Papiere anonym und kostenlos behandeln. Zweimal die Woche versucht Valeria, Behandlungen für MigrantInnen zu vermitteln. Über 1000 Vermittlungen sind es im Jahr. „Ich denke, heute ist unsere Vermittlungstätigkeit schon etwas entkriminalisierter als noch vor ein paar Jahren“, sagt sie, „und auch unser Büro ist inzwischen zu einer re-

lativ akzeptierten Einrichtung geworden. Natürlich birgt diese Akzeptanz auch die Gefahr, zu einer professionellen Hilfsorganisation zu werden. Deshalb ist unsere politische Arbeit, die Forderung nach einem Zugang zur Gesundheitsversorgung für alle, neben der alltäglichen praktischen Arbeit auch so wichtig." Sie selber hat durch ihr Studentenvisum eine Krankenversicherung, aber eine Aufenthaltserlaubnis über den Zeitraum des Studiums hinaus, wird auch sie kaum erhalten.



Mexikanische Migrationsbeauftragte richten Schränke mit Wasserrationen in der Wüste auf, damit die MigrantInnen nicht verdursten und Orientierungspunkte haben.

Entrechtung sichtbar machen

Von der Charité geht es weiter zum Checkpoint Charlie, wo im Mauermuseum Fluchthelfer noch als ehrenwerte Personen dargestellt werden. Ein Hochzeits-Autokorso wird kurzfristig von der Polizei wieder verboten und findet nun eher leise zu Fuß statt. Es soll auf die Strategie der Schutzheirat als Möglichkeit, seinen Status zu legalisieren, aufmerksam machen. „Für mich hat diese Aktion zwei Seiten“, sagt Valeria, die neben dem weißen Kittel jetzt auch einen weißen Brautschleier trägt und auf der letzten Etappe des heutigen Tages einen Heiratsratgeber mit dem Titel „Welche Farbe hat deine Zahnbürste?“ an Passanten verteilt, der wissenswer-

tes über Schutzheiraten erzählt. „Einerseits geht es für mich darum, darauf aufmerksam machen, wie weit man mit untergehen

muss, um hier Rechte zu haben; andererseits geht es auch darum, zu sagen, hey, guckt mal, das ist o.k., so etwas zu machen.“

Um die Sichtbarmachung dieser unterschiedlichen Legalisierungsstrategien und Protestmöglichkeiten geht es der Gesellschaft für Legalisierung mit ihrer Offensive. Ihr Ansatzpunkt sind die alltäglichen Kämpfe für individuelle und kollektive Rechte, die in verschiedenen Bereichen schon stattfinden. Sie orientiert sich nicht an Forderungen nach einer „Stichtagregelung“, wie es sie in anderen Ländern gibt, sondern will die Spannweite der Entrechtungen von MigrantInnen deutlich machen, von denen die Papierlosen nur die Spitze des Eisbergs dar-

stellen. Fragt man Valeria, wie es weiter geht, wenn sie mit Ende ihres Studiums ihren Aufenthaltstitel verliert, lacht sie. „Wie mein

persönlicher Kampf um Rechte aussieht, möchte ich hier nicht erzählen. Doch eins ist sicher: Ich werde hier bleiben, hier arbeiten und weiter politisch aktiv sein“, sagt sie und winkt mit einer der großen Taschen. „Ich hoffe nur, dass ich dann nicht aus einer dieser Taschen sprechen muss.“

Anne Becker

Die nächsten Tourdaten:
22. November München
27. November Hamburg

Infos:
Gesellschaft für Legalisierung:
www.rechtauflegalisierung.de
RESPECT Netzwerk:
www.respect-netz.de
Medizinische Flüchtlingshilfe:
www.medizinische-fluechtlingshilfe.org
Kanak Attak: www.kanakattak.de

RESPECT

RESPECT ist ein europaweites Netzwerk, das 1998 gegründet wurde, um MigrantInnen in der bezahlten Hausarbeit zu organisieren und ihre Rechte zu verteidigen – und dies unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus. Diesem Netzwerk gehören MigrantInnen-Organisationen und Beratungseinrichtungen in verschiedenen Ländern Europas an (siehe www.solidar.org). Das deutsche RESPECT-Netzwerk wurde im Februar 2000 bei einem Treffen von feministischen Aktionsgruppen, MigrantInnen-Organisationen und Beratungsstellen in Berlin gegründet. Die RESPECT-Initiative Berlin existiert seit 1999 und ist ein freier Zusammenschluss von Frauen, die feministische und antirassistische Perspektiven auf Reproduktionsarbeit und Globalisierung entwickeln. Ziel ist die Selbstorganisation der Hausarbeiterinnen, ist eine aktionistische Politik und ist Druck auf die Integration der Forderungen in Gewerkschaftspolitik. Kontakt: kontakt@respect-netz.de

Manifest der SUPERPRECARIA

Dieses Manifest handelt von der SUPERPRECARIA. SUPERPRECARIA ist der Name, den wir den superprekären Arbeits- und Lebensbedingungen jenseits der Sicherungsnetze des Sozialstaats geben - und der Politik, die dies zu verändern sucht. SUPERPRECARIA kennzeichnet den Unterschied zu der inzwischen weit verbreiteten Rede von Prekarisierung. Denn die zunehmende Unsicherheit der Arbeit und die Anforderung der Mobilität und Flexibilität betrifft mehr oder weniger alle. Das tägliche Balancieren der SUPERPRECARIA findet aber nicht nur außerhalb der geregelten Arbeitswelt statt, sondern auch als Drahtseilakt, hier ohne Papiere zu leben. SUPERPRECARIA bedeutet die ständige Drohung, von einem Moment auf den anderen alles verlieren zu können, nicht nur Arbeit oder Wohnung, sondern auch das ganze Leben hier mit allen sozialen Beziehungen.

Ihre breiteste Spur hinterlässt die SUPERPRECARIA in Privathaushalten, wo sie auf vielfältige Weise hantiert. Sie sorgt dafür, dass Badezimmer und Küchen blitzen, die Wäsche gebügelt ist, die Kinder nicht allein sind und die Alten und Kranken betreut werden. SUPERPRECARIA füllt die Lücken im heutigen „neoliberalen Patchwork-Alltag“. Nur durch ihre wohlthuende Heimsuchung ist es möglich, dass es immer wieder individualisierte Lösungen dafür gibt, die gesellschaftlichen Probleme der Haus- und Betreuungsarbeit zu bewältigen und dass - so kommt es ihr zu Ohren - Konflikte darum in Kleinfamilien, WGs oder Bürogemeinschaften nicht eskalieren.

SUPERPRECARIA benennt das skandalöse Unsichtbarmachen dieser Arbeit, die nebensächliche Selbstverständlichkeit, mit der vorausgesetzt wird, dass ihre Arbeit jederzeit

abgerufen werden kann und jederzeit kündbar ist. Sie weist auf die Dreistigkeit hin, diese Arbeit schlecht zu bezahlen und damit zu kalkulieren, dass sie enorm entrechtet ist:

SUPERPRECARIA bezeichnet die Situation, dass der Lebensunterhalt von diesen „Nebensächlichkeiten“ abhängt. Und sie steht für die Orte in Alemania, wo alltäglich um Geld für Unterkunft, Essen und die U-Bahnkarte gekämpft werden muss und wo es meist keinen oder bloß einen prekären Aufenthaltsstatus gibt; so dass politische und rechtliche Handlungsspielräume massiv begrenzt und eingeschränkt werden.

Was also tut SUPERPRECARIA? Sie sammelt ihre ziemlich unterschiedlichen Freundinnen, die ihr zu Diensten sein wollen, um sich und macht zum Politikum, was nicht als öffentlich gilt, sondern ins Private verschoben ist - aus dem Gebiet des gesetzlich Geregelt in einen Bereich inoffizieller Regeln. Oft ist dieser politische Zusammenhalt aber selbst eine prekäre Situation des Arbeitens, die immer mal wieder Mühen, Enttäuschungen und Konflikte bereitet. SUPERPRECARIA ist keine „santa precaria“, die sich anbeten ließe und immer schon die richtige Antwort hätte. SUPERPRECARIA ist auch eine gesellschaftspolitische Herausforderung; denn ihre Forderungen sind oftmals widersprüchlich, ihre Fragen ungelöst; sie überschätzt sich manchmal selbst und ist dann wieder ratlos. Manchmal mit Skepsis und manchmal mit Sympathie stellt sie sich der Politik anderer feministischer, linker, antirassistischer und nicht zuletzt gewerkschaftspolitischer Organisationen als ihren möglichen BündnispartnerInnen: RESPECT!

Die Politik der SUPERPRECARIA gegen Prekarisierung

SUPERPRECARIA sieht sich oft in der Rolle, ultimativer Bezugspunkt für die Politik gegen Prekarisierung zu sein. Viele gesellschaftskritische Projekte hoffen heute ängstlich auf ihre Ankunft, bei der sie sie umarmen, ihr schmeicheln und sie auf ein Podest stellen wollen und sind doch froh, dass sie niemals kommt, um den Vorsitz einzunehmen:

SUPERPRECARIA lacht über die Entdeckung prekärer Arbeits- und Lebensbedingungen als etwas Neues: Als gäbe es diese erst jetzt mit dem Abbau des Sozialstaates und der Deregulierung vormals formalisierter Arbeitsverhältnisse. Schließlich existieren deregulierte und entrechtete Arbeitsverhältnisse bereits so lange, wie eine imperiale Weltordnung Zonen der „Unterentwicklung“ herstellt und ausbeutet. Sie existieren so lange, wie der Aufenthalts- und StaatsbürgerInnenstatus die Position einer ArbeitnehmerIn auf dem deutschen Arbeitsmarkt festlegt und ihm oder ihr vielfache und entwürdigende Hürden und Beschränkungen auferlegt. Und sie existieren so lange, wie ArbeitgeberInnen in deutschen Privathaushalten unterprivilegierte Frauen als verfügbaren Dienstleistungspool voraussetzen und ohne Vertrag und soziale Absicherung anstellen. Schließlich existieren sie so lange, wie Arbeiten, die etwa in

Beziehungen und Kleinfamilien erledigt werden, nicht als Arbeiten angesehen werden, sondern als persönliche Zuwendungen... Ohne Debatten um die Weltwirtschaftsordnung, um Migration, Haus-, Sorge- und Sexarbeit macht die Debatte um Prekarisierung für die SUPERPRECARIA also keinen Sinn. RESPECT!

SUPERPRECARIA wundert sich über die hoffnungslosen Versuche, Prekarisierung nur isoliert auf den Arbeitsplatz oder den Arbeitsvertrag zu beziehen. Denn SUPERPRECARIA verknüpft untrennbar die verschiedenen Aspekte des Alltagslebens, die mit prekären Situationen verbunden sind: Nicht nur der Zugang zu Arbeitsplätzen, Arbeitsverträgen und Arbeitsrechten sind Ziel ihrer Politik, dies zu fordern macht nur Sinn zusammen mit umfangreicheren sozialen Absicherungen: also Gesundheitsversorgung, Schul- und Betreuungsmöglichkeiten für Kinder, Zugang zu Wohnungen, die Möglichkeit, sich politisch äußern zu können und nicht dauernd von Polizei und Abschiebehafte bedroht zu sein. SUPERPRECARIA will die Unterschiede zwischen bezahlter, unbezahlter und schlecht bezahlter Arbeit benennen und auf dieser Grundlage überlegen, mit wem sie Allianzen bilden kann. All das geht eigentlich ganz einfach: indem wir uns anschauen, wie wir den ganzen und nicht nur den halben Tag verbringen und mit wem und wessen Arbeit wir wie zu tun haben, wer uns bei was unterstützt, wen wir unterstützen und welche sozialen, ökonomischen und emotionalen Beziehungen daraus entstehen: RESPECT!

Der SUPERPRECARIA geht es bei dieser Politisierung des Alltags auch darum, Vorgeschichten und Ausgangssituationen mitzudenken, aber zu ihren Bedingungen. Sie hasst den täglichen Zwang, sich immer wieder plausibel machen zu müssen - durch Migrationsgeschichten, Familiengeschichten oder Aufenthaltsstatusgeschichten. Es geht ihr etwa um ihre Biographie als Intellektuelle. Es geht ihr um die Analyse der Weltwirtschaftsstrukturen und um die Frage, wie ihre eigenen Wege damit verknüpft waren und sind. Es geht ihr darum zu würdigen, was es heißt, sich erst neu zurechtfinden zu müssen, Leute kennen zu lernen, Wohnungen und Jobs zu finden und dennoch das Gebot des Nicht-Auffallens perfekt zu beherrschen, um nicht in die Fänge der Ausländerbehörden zu geraten. Und SUPERPRECARIA benennt die sexistischen Gewaltverhältnisse, in denen sie sich als Frau bewegt, und fragt sich, wo sie in diesen verfangen ist und wo sie sich Handlungsspielräume erkämpft hat.

Manchmal geht es ihr auch darum, diese Warteschleife zu benennen, dieses Gefühl, hier trotz allen Ackern auf der Stelle zu treten - und die Zeit zerrinnt; oder die ungute Konstellation, von mehr oder weniger wohlwollenden Unterstützerinnen abhängig zu sein. Oder den Stress, nicht nur von anderen abhängig zu sein, sondern selbst eine zu sein, auf die andere setzen: wenn das versprochene Geld für die Mutter überwiesen werden müsste oder wenn es wieder nicht klappt, die Kinder nachzuholen.

Jetzt verliert die SUPERPRECARIA den Faden, weil ihr Alltag so viele unterschiedliche Geschichten umfasst, dass eine einzige Geschichte über sie immer falsch ist... Über Prekarisierung zu reden, macht für sie Sinn, wenn wir bei all den unterschiedlichen, hierarchisierten und in individuelle Lagen zerbröselnden Alltags uns diese immer wieder gegenseitig erzählen und dabei die Differenzen herausfinden und anerkennen und auf deren Grundlage Gemeinsamkeiten und Querverbindungen für Bündnispolitik suchen. RESPECT!

Die prekäre Politik der SUPERPRECARIA

Wie gesagt, die SUPERPRECARIA ist keine Heldinnenfigur: Sie ist weder makellose Ikone der Unterdrückung noch des Widerstands und sitzt auch als drei- oder fünffach Unterdrückte nicht einfach schon am richtigen politischen Ort. SUPERPRECARIA muss sich dauernd den Kopf darüber zerbrechen, welche Strategien und Forderungen wo Sinn machen und wann sie nach hinten losgehen könnten.

So will SUPERPRECARIA zum Beispiel beides: Dass es Putz- und Babysitterjobs unter guten Arbeitsbedingungen gibt und dass Arbeitsrechte in diesen Jobs auch ohne Aufenthaltsstatus einklagbar sind. Aber eigentlich will sie gar keine solchen Jobs, sondern andere berufliche Entfaltungsmöglichkeiten oder andere Formen der Existenzsicherung. Und sie will die Anerkennung von Qualifikationen und Ausbildungen, die sie längst hat. Denn sie ist kein geborenes oder von der Mama einmal dazu erzogenes „Dienstmädchen“ und hat es auch nie sein wollen.

SUPERPRECARIA ist schließlich Feministin und trotz all ihrer Forderungen im hier und jetzt auch Visionärin: Ihr großes Projekt ist immer noch die Umverteilung und Neubestimmung ALLER Arbeit, eben auch der Reproduktions- oder Sorgearbeit - oder wie auch immer diese Tätigkeiten auf weiterhin prekäre Art und Weise benannt werden. Sie will, dass diese Arbeiten in ihrer Bedeutung, Dimension, Qualifikation und Wichtigkeit anerkannt und gewürdigt werden. Sie will, dass es mehr kollektive und öffentliche Formen der Umverteilung gibt, statt dass diese Arbeiten als „Frauenarbeit“ gelten und nach rassistischen und sozialen Hierarchien „zwischen Frauen“ umdelegiert werden. Sie fragt, welche Arbeiten von wem und wie verrichtet werden und wer unter welchen Umständen für sich arbeiten lässt. Welche Arbeiten könnten ganz anders sein und welche sind eigentlich unnötig oder bescheuert? Diese Tätigkeiten als Frauenarbeit zurückzuweisen heißt auch, die sozial differenzierten Anforderungen an unterschiedliche Frauen, eine Frau zu sein, zum Politikum zu machen. Sie zeigt mit dem Finger auf die Baustellen der Weiblichkeit in ihrer Fragilität. RESPECT!

SUPERPRECARIA will überhaupt darüber nachdenken, wie gegen die Idee der Dienstleistungsgesellschaft politisch vorgegangen werden kann. Sie gräbt die Geschichte kolonialer Frauenbilder, kolonialer Herrschaft und Ausbeutung aus - und fragt sich, was davon heute wie weiterlebt. Und sie fragt sich dann, wann sie mehr Antirassistin als Feministin ist. RESPECT!

SUPERPRECARIAS Politik ist auch prekär, wenn es um den Aufenthaltsstatus geht: Einerseits geht es darum, ein Recht für alle einzuklagen, sich legalisieren zu können, um der Entrechtung, Kriminalisierung und Entwürdigung möglichst vieler, die als „Illegale“ abgestempelt sind, möglichst schnell ein Ende zu bereiten. Andererseits erscheint der SUPERPRECARIA der Satz plausibler, dass es nicht um Papiere für alle, sondern um keine Papiere für niemanden geht. Denn sie schaut auf die Erfahrungen ihrer europäischen NachbarInnen und weiß, dass jede staatliche „Legalisierung“ nur allzu oft wieder neue Ausschlüsse und Bewegungseinschränkungen hervorbringt. Überhaupt will sie ihre staatskritischen Visionen weiterhin im Auge behalten. Doch das ist auch eine lange Geschichte ...RESPECT!

Erstmal schaltet die SUPERPRECARIA wieder einen Gang zurück: Denn all diese politischen Fragen stellen sich auf hohem Niveau – und sind angesichts des absolut prekären Verhältnisses der Gewerkschaften zu SUPERPRECARIA eher (und das hoffentlich!) „Zukunftsfragen“. Überhaupt nicht prekär sind die Forderungen der SUPERPRECARIA, wenn es darum geht, die Handlungsspielräume ihrer oft in die Defensive gezwungenen Politik zu vergrößern: Sie setzt auf Selbstorganisation. Und sie wendet sich heute an die Gewerkschaften mit dem einfachen Slogan: Arbeitsrechte für alle, den doch eigentlich alle Gewerkschaften in dieser Allgemeinheit gerne unterschreiben.

Die gar nicht prekären Forderungen an die Gewerkschaften

RESPECT führt den Kampf um Arbeitsrechte mit den vielen Gesichtern der SUPERPRECARIA. Das beginnt bei dem alltäglichen Kampf, sich nicht alles gefallen zu lassen. RESPECT für die Arbeit im Verborgenen und RESPECT für diejenige, die sie macht! Die Anerkennung dieser Tätigkeiten als Arbeit erfordert die Einhaltung von bestimmten Regeln: Wichtig sind klare Vereinbarungen über Anfang und Ende der Arbeitszeit, über die Arbeit, die es zu machen gibt, und eine angemessene Entlohnung. SUPERPRECARIA bezieht sich auf das Recht, bei der Unfallversicherung angemeldet zu werden, auf Lohnfortzahlung bei Krankheit, auf entsprechende medizinische Versorgung und auf bezahlte Urlaubstage. Schließlich gibt es das Recht auf Unversehrtheit: SUPERPRECARIA fordert RESPECT für ihre emotionalen und körperlichen Grenzen. Nicht zuletzt bedeutet das, dass der mehr oder weniger klammheimliche Anspruch der sogenannten ArbeitgeberInnen auf Überlegenheit, der oft mit dem Kauf von Arbeit

einhergeht, offengelegt und zurückgewiesen wird. Und der Kampf um Arbeitsrechte bedeutet auch, dass eine alltägliche Auseinandersetzung darum stattfindet, wie Haus- und Sorgearbeit umverteilt und reorganisiert werden könnte, statt sie auf billige Arbeitskräfte abzuschieben.

Arbeitsrechte unabhängig vom Aufenthaltsstatus

SUPERPRECARIA fordert die Gewerkschaften als Verbündete dazu auf, sich öffentlich für die Verbreitung dessen stark zu machen, was bereits Geltung hat. Dass Leute ohne Aufenthaltsstatus rechtlos wären, ist ein Mythos: Recht auf Entlohnung und Recht auf Leistungen aus der Unfallversicherung gelten für alle gleichermaßen. Sie sind nicht vom Aufenthaltstitel abgeleitet, sie sind weder national, noch ethnisch oder geschlechtlich definiert. Das ist es, was ein umfassendes Bündnis zwischen Arbeitenden ermöglicht und emphatisch zur Grundlage gemeinsamer Kämpfe gemacht werden muss. Statt die Entrechtung mancher klammheimlich als Begründung der Privilegierung anderer durchgehen zu lassen, gilt es zu sehen, dass die Entrechtung mancher die Rechte aller aushöhlt. RESPECT!

Respect-Initiative Berlin

Konkrete Forderungen an die Gewerkschaften:

Offensiv Kontakt zu sozialen Bewegungen suchen, nicht im Büro sitzen bleiben

Eintritt in die Gewerkschaft für alle vereinfachen

Beratungsangebote für MigrantInnen anbieten: zu Arbeitsrechten, Fragen des Aufenthalts und sozialen Rechten allgemein

Für die Ratifizierung der „Internationalen Konvention zum Schutz der Rechte aller

Wanderarbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen“ aktiv werden

Recht auf Legalisierung fordern und voranbringen

RESPECT heißt: Arbeitsrechte und soziale Mindeststandards für alle!

Die Lateinamerikanisierung des deutschen Haushalts

Migrantinnen ohne Papiere statt Umverteilung von Reproduktionsarbeit

Das Thema ist unangenehm, besonders für Frauen. Dem Gedanken, als Privilegierte von Benachteiligten zu profitieren, mag frau sich nicht gerne aussetzen. Auch nicht der Konsequenz aus dieser Erkenntnis, nämlich, dies ändern zu müssen oder zu sollen. So in etwa müssen auch Männer sich fühlen, wenn es um die Quote oder sonst eine Umsetzung feministischer Forderungen geht, meint unsere Mitarbeiterin Gaby Küppers. Es folgen einige Beobachtungen zum Umgang mit der Frage Putzhilfen im Haushalt. Ein Debattenbeitrag, keine Analyse, betont die Schreiberin.

VON GABY KÜPPERS

Die Mitarbeiterinnen des feministischen Frauenzentrums Flora Tristán in Lima hatten in den 80er Jahren in ihrer Mehrzahl Kinder. Die Europäerinnen, die sie aus Solidarität, aus Bedürfnis nach feministischem Austausch oder mit der Gliederung einer Diplomarbeit im Gepäck besuchten, in aller Regel nicht. Wer sollte auch auf sie aufpassen und, vor allem, wer sollte das bezahlen? Letztere Frage war besonders in Deutschland tabu – und ist es vielfach immer noch. In Belgien gestand mir kürzlich die Nachbarin vom zweiten Stock zerknirscht, dass sie ihren kleinen Sohn erst jetzt, im Alter von vier Monaten (!), erstmals in die Crèche (Kinderkrippe) bringe. Sie habe es einfach vorher nicht geschafft, verteidigte sie sich. In Deutschland würde man meine Nachbarin schlicht Rabenmutter schimpfen, genau so, wie es die Nationalsozialisten einst vorexerzierten.

Die Frauen von Flora Tristán hatten solche Probleme nicht. Sie hatten Mütter, Tanten oder Schwestern, die sich um die Kinder kümmerten, und sie hatten fast alle eine „muchacha“. Das obligatorische Dienstmädchenzimmer in jeder Wohnung

Limas (wie anderswo) ist stummer und wenig heimlicher Zeuge dieser Praxis. Wir Europäerinnen kamen mit dem Konzept „muchacha“ überhaupt nicht zurecht. Und keine hätte sich vorgestellt, je selbst eine zu beschäftigen. Aber mit den Latinas, die dieses taten, richtig darüber zu reden, das schafften wir nicht. Einfacher war die Auseinandersetzung über die „machos“, die Freunde und Ehemänner, die zu Hause keinen Finger rührten. Denen würde ich Beine machen, dachte frau bei sich und stichelte nicht zu knapp.

Aus zurückgekehrten Studentinnen werden Frauen im Berufsleben. Wenn auch im Durchschnitt wesentlich später als anderswo, entscheiden sich viele irgendwann doch für Kind(er). Und erfahren schleunigst am eigenen Leibe, was Allensbach, Emnid und Co. statistisch nachgewiesen haben: Männer beteiligen sich an der Hausarbeit nur bis zur Geburt des ersten Kindes. Sie kümmern sich heute zwar mehr um die Sprösslinge, als das die eigenen Väter noch taten – in dieser Hinsicht will man nunmehr durchaus am „weiblichen“ Leben teilhaben. Die neue männliche Fürsorge hört allerdings bei den weniger angenehmen Seiten des „weiblichen“ Alltags schlagartig auf. Die emotionale Vaterrolle ist allemal bequemer als Kochen, Spülen, Waschen. Du kannst in aller Ruhe die Fenster putzen, Schatz, ich spiele in der Zeit mit den Kleinen 'ne Runde „Mensch, ärgere dich nicht“.

Das daraus resultierende Dilemma ist für in Deutschland lebende Frauen größer als in einigen Nachbarländern. Es fehlen massenhaft Kindergartenplätze, Schulen schließen vor dem Mittagessen. Und wie überall gilt: Die Flexibilisierung der Arbeitszeiten erleichtert zwar theoretisch die Möglichkeit, sich bei Kinderbetreuung und Hausarbeit abzuwechseln – was für die steigende Zahl alleinerziehender Mütter (und wenigen Väter) allerdings ohnehin nicht gilt. Gleichzeitig nehmen aber auch die auf Selbstausbeutung beruhenden Arbeitsverhältnisse (Scheinselbstständigkeit, Kurzverträge etc.) zu. Und welche Frau Karriere machen oder zumindest von den KollegInnen nicht abgehängt werden will, kann keinen Termin ausschlagen, weil zu

Hause Bügelwäsche wartet. Männer verabschieden sich auch nicht aus dem Büro, „weil ich heute mit Treppeputzen dran bin“.

Warum eigentlich nicht? Tatsache ist, dass die Umverteilung der Reproduktionsarbeit, eine Grundforderung der Frauenbewegung, nicht geklappt hat. Immer noch ist der Satz zu hören: „Meine Mutter arbeitet nicht“, sprich: Sie ist Hausfrau. Berechnet wird Reproduktionsarbeit weiterhin so gut wie nicht.

Wenn aber Frauen heute generell einer Erwerbsarbeit außer Haus nachgehen wollen und arme Frauen dies ohnehin tun müssen, wenn Reproduktionsarbeit nach wie vor ansteht, von Männern aber nicht übernommen wird, dann muss sie in bezahlte Dienstleistungen umfunktioniert werden. Und zwar in möglichst gering bezahlte – denn: Hausarbeit ist ja eigentlich keine Arbeit und daher auch nichts wert.

Hier tritt die Globalisierung auf den Plan, und zwar mit ihrem Aspekt steigender Migration aufgrund zunehmender Armut vor allem in Entwicklungsländern. Wer heute durch ein Mittelschichtviertel spazieren geht, sieht allenthalben Menschen bei der (Haus-) Arbeit, die sicher abends in ganz anderen Verhältnissen schlafen gehen. Illegale MigrantInnen, meist Frauen, putzen, passen auf Kinder auf, kochen und fegen. Ihre Illegalität sichert Rechtlosigkeit, damit niedrige Löhne und keine Sozialabgaben. Ergo profitieren besser gestellte Frauen von den Verliererinnen der Globalisierung. „Ich habe eine Polin zu Hause. Ich dachte, ich täte ihr etwas Gutes, weil sie ja sonst keine Arbeit hat“, bemerkte eine Kollegin erschrocken, als ich ihr gegenüber den gerade skizzierten Gedankengang darlegte. Aber die Welt ändert sich nicht durch einzelne „gute“ Taten oder was frau dafür hält. Die zunehmende Gleichstellung von Frauen und Männern im, sagen wir, akademischen Bereich, kann nicht durch neue Abhängigkeitsverhältnisse bei armen Frauen (billig) erkaufte werden. Reproduktion muss ihren Preis haben, das müssen Männer, aber offenbar auch Frauen, immer noch erst einmal zur Kenntnis nehmen. ♦

Unter Deutschen leben

Interview mit einer Latina ohne Papiere

Nennen wir sie Verónica Díaz. Sie ist vierzig Jahre alt und kommt aus Peru. Dort war sie Sekretärin.

Seit zwei Jahren schlägt sie sich ohne Papiere in Deutschland durch und arbeitet als Putzfrau.

Im Gespräch mit ihr, wie auch mit anderen Latinas, fällt immer wieder das Wort sacrificio, Opfer.

Sie bringen dieses Opfer, damit ihre Kinder zur Schule gehen können und vielleicht irgendwann einmal ein besseres Leben haben.

Im folgenden Interview erzählt Verónica, unter welchen Bedingungen Latin@s ohne Papiere hierzulande leben und arbeiten und wie sie die Deutschen sieht.

Welche Vorstellungen hattest du, welche Vorstellungen haben Latin@s, die hierher kommen, über Deutschland?

Wir kommen hierher, weil wir Geld verdienen wollen, um unsere Familien zu unterstützen. Logischerweise gehen wir dort hin, wo die wirtschaftliche Situation besser ist, in die USA, nach England oder Deutschland. Die Leute wissen schon vorher, dass sie große Probleme haben werden; das erste Problem ist schon die Sprache. Und dann alles andere: eine Wohnung finden und Arbeit. Sie wissen von diesen Schwierigkeiten durch Freunde oder Familienmitglieder, die schon hier sind oder die mit Deutschen verheiratet sind. Auch ich wusste, dass das hart werden würde, aber das war mir egal. Die Realität war allerdings noch härter, als ich gedacht hatte. Vor allem, weil so wenig dabei rauskommt. Freundinnen, die vor mir hier gearbeitet haben, haben mir erzählt, dass man hier gut verdienen könnte. Aber das bedeutet große Opfer.

Wir kommen her, weil wir die Hoffnung haben, dass wir in drei bis fünf Jahren unsere Probleme lösen und dann nach Hause fahren können mit ein bisschen Geld für ein Häuschen, und um vorwärts kommen zu können. Deshalb kommen wir, wegen der Wirtschaftskrise in unserem Land, aber nicht, um hier zu bleiben.

In den ersten zwei Jahren machst du kein Geld. Ich bezahle nach zwei Jahren immer noch meine Reisekosten ab. Aber wenn man einmal hier ist, kann man nicht mehr so einfach zurückkehren, mit leeren Händen. Am Anfang weißt du nicht, wie du klarkommen sollst. Du musst deine Schulden abbezahlen und Geld an die Familie schicken – das auf jeden Fall, denn von was sollen sie sonst dort leben? Da bleibt nichts mehr für die Zukunft übrig. Erst wenn du dich eingewöhnt und etwas Deutsch gelernt hast, kannst du dich hier bewegen. Wie mir andere, die vor mir hier waren, gesagt haben, brauchst du mindestens fünf Jahre, bis du Geld zurücklegen kannst. Fünf Jahre! Und wenn uns die Polizei vorher schnappt, war alles umsonst, dann kehren wir sogar mit Schulden zurück. Manche schaffen es, bis zu zehn Jahren hier zu bleiben. Aber sie zahlen dafür einen hohen Preis, denn sie können ihre Familie während der ganzen Zeit nicht sehen, sind ständig am Weinen, hören die Musik aus ihrem Land. Das ist ein schlimmes Trauma.

In welchen Bereichen findet ihr Arbeit und zu welchen Bedingungen?

Die einzige Arbeit, die es für uns gibt, ist als Hausangestellte oder Putzfrau. Vor allem wir Frauen kommen nach Deutschland, weil wir leichter Arbeit finden als die Männer. Oft kommen die Ehemänner nach, aber für Männer ist es sehr schwer Arbeit zu finden. Die Männer arbeiten auf dem Bau, manche auch in Restaurants, aber da werden viele geschnappt. Man muss die Orte und die Arbeitszeiten wechseln. Manche Chefs sind gut und geben einem Papiere, vielleicht von anderen, die nicht mehr da arbeiten. In der

Landwirtschaft arbeiten auch viele Latinos, in der Ernte.

Viele Frauen haben mir erzählt, dass sie für sehr wenig Lohn arbeiten, dass sie für 12, 13 Mark ausgebeutet werden. Die meisten verdienen 15 Mark pro Stunde, plus das Geld für die Fahrkarte. Einige wenige bezahlen uns 20 Mark, die erkennen das Opfer an, das diese Arbeit für uns bedeutet. Auf dem Bau zahlen sie viel weniger, zehn bis dreizehn Mark, weil das Risiko auf dem Bau für die Unternehmer größer ist. Da gibt es ständig Razzien.

Wir nehmen den Deutschen keine Arbeit weg. Die machen diese Arbeiten doch gar nicht. Ich habe noch keine Deutsche gesehen, die in Haushalten putzen geht. Wir sind es, die den Dreck der Deutschen wegmachen. Das ist eine sehr schwere Arbeit. In Lateinamerika ist sie erträglicher. Wenn dort jemand für mich arbeitet, bezahle ich ihm nicht nur seine Arbeit, sondern gebe ihm auch Essen und Getränke. Er isst mit uns zu Mittag. Hier ist das nicht so. Die Deutschen essen vor unserer Nase und laden uns nicht dazu ein. Sie bieten uns höchstens einen Kaffee an, und ganz vielleicht mal ein Butterbrot.

Welche Erfahrungen hast du sonst noch mit den Leuten, für die du arbeitest? Wird der Lohn korrekt bezahlt?

Es gibt Leute, die unsere Situation ausnützen. Wenn sie das Personal austauschen, in Restaurants, auf dem Bau oder auch im Haushalt, dann zahlen sie den letzten Lohn nicht. Mir ist das auch schon passiert. Sie behaupten, dass sie gerade kein Geld haben oder dass du schlecht oder zu langsam gearbeitet hättest. Sie denken sich tausend Vorwände aus, um nicht zu zahlen. Und du kannst nichts machen, weil du überhaupt nichts Schriftliches hast.

Manchmal fängst du an zu arbeiten und denkst, dass du da auf Dauer arbeiten kannst. Aber dann ist es nur für einen Tag. Sie lassen dich die Grundreinigung machen, eine Wahnsinnsarbeit, wenn monatlang nicht geputzt wurde. Du machst stundenlang diese harte Arbeit und danach

sagen sie dir „Danke“. Nach zwei, drei Monaten holen sie sich dann eine andere und lassen sie wieder die Grundreinigung machen. In anderen Fällen werden wir auf Dauer eingestellt, das Haus in Schuss zu halten. Das ist leichtere Arbeit. Aber viele holen uns für ein einziges Mal, ohne uns das zu sagen. Für uns ist es ein Problem, dass die Leute hier so viel in Urlaub fahren. Das sind für uns Lücken, denn in der Zeit bezahlen sie uns nichts. Der Sommer ist für uns eine Durststrecke, wenn von unseren fünf Arbeitsstellen zum Beispiel nur zwei übrigbleiben. Plötzlich sagt mir eine: Ich fahre für zwei Wochen in Urlaub. Das hatte sie vorher nicht angekündigt. Und ich hatte das Geld schon eingeplant. Eine andere fährt drei Monate in die USA, der nächste fünf Monate nach Teneriffa. Wir müssen trotzdem weiter Miete bezahlen und Lebensmittel kaufen. Man ist ständig auf der Suche nach neuen Arbeitsstellen.

Wie ist eure Wohnsituation?

Viele Vermieter nehmen von uns höhere Mieten; manche nehmen das Doppelte, wenn sie wissen, dass wir keine Papiere haben. Und manche nützen auch die Frauen aus, stellen ihnen Bedingungen.

Manche leben zu fünft oder zu siebt in einer kleinen Wohnung, weil sie nichts anderes finden oder weil das billiger ist. Das ist sehr hart. Sie sagen: Wir sind hergekommen um zu arbeiten und Geld zu verdienen, und nicht um uns zu vergnügen.

Tagsüber essen wir praktisch nichts. Vielleicht mal ein Stück Pizza oder ein Butterbrot. Erst abends, zu Hause, kommen wir zum Essen. Ich fahre den ganzen Tag herum, ständig in der U-Bahn – furchtbar, den ganzen Tag wie ein Maulwurf unter der Erde. Dann hast du abends keine Lust mehr, noch irgendjemanden zu treffen. Manche gehen nie aus – einerseits, weil es gefährlich ist und weil sie Angst vor Kontrollen haben, und andererseits, weil sie nach der Arbeit total erschöpft sind.

Wir Latin@s suchen einander und am Wochenende treffen wir uns um zusammen zu essen, Musik zu hören und Erinnerungen auszutauschen. Wir helfen uns gegenseitig, soweit das geht, mit Lebensmitteln, Kleidung, Wohnungen. Aber wenn jemand Probleme mit der Polizei hat, kann ihm niemand helfen. Die muss er ganz alleine lösen. Dann ist es besser, keinen zu kennen.

Es wäre menschlicher, wenn die Regierung uns eine Erlaubnis geben würde, legal zu arbeiten, für zwei oder fünf Jahre, wir

würden Steuern bezahlen und danach wieder gehen. Das wäre auch besser für die Deutschen – wir würden nicht so schlecht über sie reden, wenn wir in unser Land zurückkehren. Wir werden hier schlecht behandelt, nicht weil die Menschen hier schlecht sind, sondern weil sie ihre Gesetze befolgen, und indem sie das tun, sehen sie uns als andersartig an. Sie sehen uns als hergelaufene Fremde, als Schmarotzer, als das Allerletzte.

Obwohl doch Latino-Kultur hier gerade ziemlich angesagt ist, bekommt ihr diesen Rassismus zu spüren?

Sie sehen uns als Leute aus der Dritten Welt, als Arme. Und die meisten, die herkommen, sind ja wirklich arm. Wenn sie Geld hätten, würden sie ja nicht herkommen und dieses Leiden auf sich nehmen.

Sich in Deutschland einzugewöhnen ist für uns sehr schwer, wegen dem Klima, der Sprache, dem Essen – und wegen der Menschen, die ziemlich merkwürdig sind. Ich habe viele Arbeitsstellen aufgegeben, weil ich die Leute nicht ertragen habe. Ihren eigenen Stress lassen sie an uns aus.



Käse und hartes Brot

Die Deutschen sind Perfektionisten. Bei der Arbeit stellen sie enorme Anforderungen. Manche sind umgänglicher, vor allem die, die gereist sind. Sie kennen mehr von der Welt und nehmen mehr Rücksicht. Aber die, die hier nie rausgekommen sind, sind furchtbare Quadratschädel. Mir ist aber aufgefallen, dass es einen Unterschied gibt zwischen den Leuten, die dort Familien besuchen und Leute treffen, und denen, die pauschal reisen und keinen Kontakt zu den Leuten kriegen. Die lernen nichts dazu.

Es geht dir nah, wenn du in der Bahn sitzt und kein Deutscher sich neben dich setzt. Sie bleiben lieber stehen, als sich neben uns zu setzen. Das ist schockierend. Also mache ich es mit ihnen genauso:

Wenn ich einsteige, gucke ich die Deutschen an, aber ich setze mich nicht neben sie, sondern neben einen Schwarzen oder einen Türken. Die Deutschen behandeln uns durch ihre Art mit Verachtung. Sie sind sehr pedantisch und stolz auf sich selbst. Für uns ist es auch ein Schock, die Leute in der Straßenbahn zu sehen, keiner lächelt, die langen ernsten Gesichter. Die sollten die Sitze in den Bussen doch gleich mit dem Rücken zueinander anbringen! Die Leute reden sowieso nicht miteinander.

In Deutschland zu leben ist für euch demnach keine Perspektive?

Nach Deutschland kommen wir nur wegen des Geldes. Das ist für uns kein Ort zum Leben. Hier kann man eine Zeitlang bleiben, um seine Probleme zu lösen. Aber leben... – leben ist was anderes als arbeiten! Selbst diejenigen, die mit Deutschen verheiratet sind, fahren mindestens jedes zweite Jahr nach Lateinamerika. Sie halten das sonst nicht aus.

Keine, die her kommt, möchte hier bleiben. Das Klima gefällt uns nicht, die Sprache ist schwierig. Unser Essen kochen wir mit Lebensmitteln, die z.B. die Chinesen, Afrikaner, Türken oder Inder herbringen. Wie gut, dass die hier sind! Wenn die nicht wären, müssten wir Käse und hartes Brot essen!

Die so genannten entwickelten Länder sind in Bezug auf die Technologie entwickelt, aber sonst überhaupt nicht. Wie sie die Umwelt zerstören! Dieser Gestank der Fabriken! Und die Krankheiten durch Arbeit, durch Stress, das ist doch Wahnsinn. Die Deutschen rauchen und trinken Kaffee wie verrückt. Ich glaube, dass sie das machen, weil sie ständig in Aktion sind. Ich kenne Leute, die in Fabriken arbeiten. Die bringen sich da um. Mit dem Lärm, mit der schlechten Luft und den ganzen Tag wie mechanisch dasselbe machen. Ich kenne einen, der nichts mehr hört, wegen dem Lärm in der Fabrik. Ein anderer isst überhaupt nichts. In der Fabrik raucht er nur und trinkt Kaffee. Leute sehen hier total fertig und erschöpft aus, obwohl sie noch gar nicht so alt sind. Aber ihre Gesichter sind erschöpft. Die Gesichter der kleinen Leute, die hart arbeiten. Auch hier gibt es viele arme Leute. Solche Unterschiede dürfte es doch in einem entwickelten Land nicht geben! Diese „Entwicklung“ ist nur für ein paar, aber nicht für den Rest. Die Mehrheit arbeitet für die paar, die es sich gut gehen lassen.

Das Interview führte Alix Arnold im Oktober 2001.



Ohne Papiere allein zu Hause

Foto: C. G. D. K.

In die Illegalität gedrängte Frauen mit Kindern haben viele zusätzliche Probleme

Langsam aber stetig, so scheint es, wird eine breitere Öffentlichkeit auf die OhnePapiere aufmerksam.

Das abstrakte Thema „Illegaler Aufenthalt“ füllt sich mehr und mehr mit Leben, nicht zuletzt anhand beispielhaft dargestellter Einzelschicksale. Damit wird der Blick auf die konkreten Lebensbereiche der OhnePapiere frei. Wie sieht es aber speziell bei den Frauen ohne Papiere aus, die Kinder haben? Die alleinerziehend sind? Wie sieht z.B. die Rechtslage für eine Beschulung von Kindern aus, die nirgends gemeldet sind, weil ihre Eltern keine in Deutschland gültigen Papiere haben?

VON MARION LADICH

Planeta Alemania – Deutschland, eine fremde Welt. In einer Reportage mit diesem Titel beschrieb eine Latina ohne Papiere ihren Alltag in Deutschland. Eine Welt, die auch nach jahrelangem Aufenthalt noch so fremd ist, wie es nur ein ferner Planet sein kann. Die Reportage wurde im Dezember 1999 auf Arte gezeigt. Im darauffolgenden Jahr erwähnte der IV. Bericht der Bundesausländerbeauftragten zum ersten Mal die sogenannten „Illegalen“. Im Kapitel zu Gesundheit

deutet Marieluise Beck die prekären Verhältnisse an, unter denen OhnePapiere hier leben. Im Sommer des gleichen Jahres veranstalteten die Grünen ein öffentliches Fachgespräch zum Thema „Menschsein auch ohne Aufenthaltsrecht“. Dies ist die erste und bislang einzige öffentliche Auseinandersetzung einer Partei mit diesem Thema. Und in ihrer Ausgabe vom 2. Oktober 2001 greift nun auch die auflagenstarke Zeitschrift Brigitte das Schicksal der Frauen ohne Papiere auf. In einem Dossier mit dem Titel „Eigentlich hatte ich keine Chance... Ausländerinnen in Deutschland“ ist eine von vier portraitierten Frauen eine Putzfrau ohne Papiere.

Diese vier Stichproben zeigen, dass ein Bevölkerungsteil, dessen Existenz jahrelang ignoriert und geleugnet wurde, mittlerweile auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen wahrgenommen wird. Welchen Problemen stehen speziell Mütter ohne Papiere gegenüber, vor allem wenn sie – was für viele Migrantinnen ohne Papiere zutrifft – alleinerziehend sind?

Es ist zunächst so, dass Mütter ohne Papiere, genauso wie andere berufstätige Frauen auch, von der völlig unzureichenden Zahl an Kita- und Kindergartenplätze betroffen sind. Sie müssen sich fragen, wer auf die Kinder aufpasst, wenn sie krank sind oder der Kindergarten Ferien hat, und wie sie sich und ihre Kinder auch mit geringem Verdienst über Wasser halten können. Und doch ist dies nur ein kleiner Teil dessen, was sich ihnen Tag für Tag an Schwierigkeiten in den Weg stellt. Die Hürden, die genommen werden wollen, sind zahlreicher und größer.

Der illegale Aufenthalt ist undenkbar ohne strenge Verhaltensregeln, die zum Ziel haben, so wenig wie irgend möglich in der Öffentlichkeit aufzufallen. Dazu zählen dann etwa so einfache Dinge, wie bei Rot nicht über die Ampel zu gehen oder nie ohne funktionierendes Licht Rad zu fahren. Bis weit in den privaten Raum hinein durchziehen diese Regeln den Alltag. Das zeigt sich u.a. daran, dass nur Leute in die Wohnung gelassen werden, die ihr Kommen vorher telefonisch angekündigt haben. Ein unvorangemeldeter „Besuch“ könnte schließlich auch die Polizei sein, deren Präsenz die ständig drohende Abschiebung verkörpert. Also ziehen manche OhnePapiere es vor, sich ruhig zu verhalten und die Tür lieber nicht aufzumachen. Die Angstschwelle und die Sicherheits-Strategien variieren sicher individuell, aber für alle ist die Frage, zu wem man Vertrauen haben kann, ganz zentral. Kann man es etwa wagen, einem Arbeitgeber zu verraten, dass man keine gültigen Papiere hat? Oder was passiert, wenn der Arzt erfährt, dass die Patientin die Rechnung geschickt bekommen möchte, nicht etwa, weil sie privat versichert wäre, sondern gar keine Versicherung hat?

Besonders schwierig gestaltet sich die Alltagsbewältigung, wenn zu dem Leben unter solchen Bedingungen noch Kinder dazukommen. Zu den schon erwähnten allgemeinen Schwierigkeiten, einen Betreuungsplatz für Kinder zu finden, kommt für OhnePapiere erschwerend hinzu, dass sie sich auf Grund der fehlenden Aufenthaltsgenehmigung nicht offiziell anmel-

den können. Damit birgt schon die Anmeldung des Kindes bei einem öffentlichen Kindergarten das Risiko, entdeckt und damit abgeschoben zu werden. Einrichtungen, die wesentlich ein Kind von OhnePapieren aufzunehmen bereit sind, sind rar und – besonders die in privater Trägerschaft – meistens teuer. Nur wenige Arbeitgeber erlauben den Frauen, ihre Kinder zur Arbeit mitzubrin-

„Als ich in Begleitung meines spanischen Freundes mit meinem Kind aus Venezuela nach Deutschland kam, war noch alles gut. Wir haben hier sogar noch ein gemeinsames Kind bekommen. Als ich raus wollte, um deutsch zu lernen, hat er es mir verboten. Ich wurde wie eine Haus-Sklavin gehalten. Das habe ich nicht mitgemacht und bin abgehauen. Zum Glück habe ich Leute gefunden, die mich aufgenommen haben, und einen Job habe ich jetzt auch. Der Kerl kümmert sich nicht mal um sein Kind. Jetzt versuche ich, unser gemeinsames Kind gegen seinen Willen als Spanierin anzumelden, um darüber eine Aufenthaltsgenehmigung in Europa zu bekommen.“

gen. Ohnehin geht das in der Regel nur in privaten Haushalten und nur solange, wie die Kinder noch sehr klein sind und noch nicht krabbeln und laufen können und damit dann deren Aufsicht erschwert wird. Im Gegenteil: Schwangere oder Frauen ohne Papiere, die Kinder haben, verlieren öfter ihre Arbeit. Denn selbst wenn im günstigsten Fall eine Ganztagsbetreuung für die Kinder gewährleistet ist, sind die Frauen nicht mehr so zuverlässig und flexibel, wie wenn sie alleine sind. Kinder sind öfter krank und müssen betreut werden; spontane Überstunden sind kaum machbar, weil Kita

und Kindergarten feste Öffnungszeiten haben.

Mit Kindern schrumpft auch die zur Verfügung stehende Arbeitszeit. Während OhnePapiere, die alleine hier leben, sehr häufig sechs Tage die Woche bis zu zehn Stunden am Tag arbeiten, ist dies Müttern nur sehr selten möglich. Weniger Arbeit bedeutet weniger Verdienst. Gleichzeitig steigen aber mit Kindern die Lebenshaltungskosten.

Noch schwieriger wird es, wenn die Kinder ins Schulalter kommen. Auch hier gilt das faktische Ausschlussprinzip: ohne Meldebescheinigung keine Anmeldung. Zumindest offiziell. Denn immer wieder kommt es vor, dass ein Lehrer oder eine Schulleiterin besonderes Verständnis aufbringt und auch Schüler und Schülerinnen ohne Papiere aufnimmt. Bildung ist Ländersache, und so ist der Umgang mit MigrantInnenkindern je nach Bundesland verschieden. Die Spanne reicht von genereller Schulpflicht bis zu Beschulung auf Wunsch der Eltern. Nur für die Kinder von Eltern ohne gültige Papiere ist die offizielle Regelung einheitlich: es gibt nämlich keine. Genauso wie ihre Eltern existieren sie eigentlich gar nicht. Das hat zur Folge, dass viele der Kinder und Jugendlichen von jeglicher Form schulischer Bildung ausgeschlossen sind.

Zu bewältigen ist der Alltag unter solch schwierigen Bedingungen nur innerhalb eines gut funktionierenden Netzwerks. Auf der Basis gegenseitiger Solidarität unterstützen sich vor allem die OhnePapiere untereinander. Dazu kommen kirchliche und freie Beratungs- und Unterstützungsangebote über die etwa kostenlos handelnde Ärzte, Kindergarten- und sogar Schulplätze vermittelt werden. Das Hauptproblem, das dabei für alle Beteiligten besteht, ist das der Strafbarkeit. Denn nicht nur der illegale Aufenthalt ist in Deutschland ein Straftatbestand, sondern auch jegliche Unterstützung dazu. Nicht nur Menschenschmuggel und persönliche Bereicherung durch die Beschäftigung von Menschen ohne Papiere können mit Geld- und Gefängnisstrafen geahndet werden, sondern schlichtweg alles, was mit „aufenthaltsverlängernd“ bezeichnet wird. Und darunter kann dann eben auch die Vermittlung eines Arztes fallen, der kostenlos behandelt. Oder die inoffizielle Aufnahme der Kinder in eine Schulklasse. Angesichts dieser Rahmenbedingungen, die eine Betreuung der Kinder während der Arbeitszeit so schwierig machen, sehen viele der Frauen ohne Papiere nur eine Möglichkeit: Sie lassen die Kinder – selbst die aller kleinsten – unbeaufsichtigt zu Hause. ♦

Nutznieser der Illegalisierung sind bisweilen auch die eigenen Landsleute

Seit Jahren wächst die Anzahl von OhnePapieren in ganz Europa. Es gibt verschiedene Gründe dafür: Die Notlage der Bevölkerung in der „Dritten Welt“, die Globalisierung des Kapitals, die regionalen Krisenherde und vor allem die Gesetzgebung der „Festung Europa“. Das wird besonders deutlich durch den Gesetzentwurf von Innenminister Otto Schily, demzufolge AusländerInnen rein nach wirtschaftlichen Kriterien beurteilt werden. Diese Gesetzgebung führt dazu, dass es immer schwieriger wird, nach Europa einzureisen und auf Dauer zu bleiben. Für diejenigen LateinamerikanerInnen, die einen deutlichen europäischen Touch haben, ist es besonders schmerzhaft, auf einmal außen vor zu bleiben. Und dann gibt es auch noch das Phänomen der „Latino-Mafia“, die mit den eigenen Landsleuten Geschäfte macht.

VON INGO SAALFELD

In ganz Europa sind Hunderttausende von lateinamerikanischen OhnePapieren unterwegs in der Hoffnung, ein besseres Leben zu finden oder wenigstens genügend aufbringen zu können, um die zurückgelassenen Familien zu unterstützen. Wir flüchten vor einer arbeits- und solidaritätsvernichtenden neoliberalen Politik, die seit nunmehr 23 Jahren in Lateinamerika angewendet wird. Auch in Deutschland spüren wir so langsam die Auswirkungen dieser Politik: Der Staat wird immer schlanker und die Soziale Marktwirtschaft immer mehr ausgedünnt.

Latinas in der Prostitution



Im roten Licht des Grenzstreifens

Der Traum vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten endet für viele Migrantinnen aus Zentralamerika in der Prostitution

Immer mehr Frauen und Mädchen verlassen ihre Heimat und Familien in Zentralamerika, um in den USA nach Arbeit zu suchen. Besonders als Migrantinnen ohne Papiere sind sie gefährdet, Opfer sexueller Gewalt und Ausbeutung zu werden.

Der stählerne Grenzzaun, der Mexiko und die USA bis weit ins Meer hinein voneinander trennt, ist bekannt für Menschenrechtsverletzungen und eine repressive Abschottungspolitik der USA. Auf der Suche nach Arbeit versuchen nicht nur Mexikanerinnen, sondern Menschen aus ganz Lateinamerika diese Grenze zu überqueren. Die meisten von ihnen haben bereits eine wochen- oder monatelange Reise hinter sich, wenn sie die nördlichste Region Mexikos erreichen.

Für viele endet die Hoffnung auf ein besseres Leben jedoch schon Tausende Kilometer südlicher, an der Frontera Olvidada (vergessenen Grenze), im Grenzgebiet zwischen Guatemala und Mexiko. Die südliche Grenze Mexikos ist vergessen von Politik und Öffentlichkeit, Schauplatz für Menschenhandel, Korruption, Prostitution und Abschiebungen.

Im Gegensatz zur 3300 km langen Südgrenze der USA, sind die Migrationsbewegungen in der Region zwischen Mexikos Landen-

erst zwölf. Die Migration von Mexiko in die USA ist ein seit Jahrzehnten stark zugenommenes Phänomen. Mädchen und Jungen ziehen los, auf der Suche nach ihren Eltern oder anderen Verwandten, die bereits in den USA leben. Diese können die Kinder nicht nachholen, wenn sie keine Aufenthaltspapiere besitzen. Häufig bezahlen sie einen Schleuser, der verspricht ihre Kinder ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu bringen. Viele der jungen und Mädchen kommen jedoch nie in den USA an. Sie werden entführt und tauchen in den unzähligen Bordellen und Nachtclubs in der Grenzregion wieder auf. Je restriktiver die Einreisebestimmungen in die USA werden, desto leichter fällt das Geschäft mit dem Kinder- und Frauenhandel.

Hohe Arbeitslosigkeit und fehlende Bildungsmöglichkeiten nehmen jungen Frauen aus Zentralamerika jede Hoffnung auf ein würdevolles Leben in ihrer Heimat. Viele von ihnen sind allein-

stehende Mütter, die ihre Kinder entweder mitnehmen oder sie bei Verwandten zurücklassen. Sie planen, für eine kurze Zeit in den USA zu arbeiten und danach zurückzukehren. Häufig werden junge Mädchen auch von ihren Familien geschickt, oder sie fliehen vor häuslicher Gewalt und sexuellem Missbrauch. Mit vagen Vor-

stellungen über Entfernungen und die Risiken des Weges begeben sie sich alleine auf eine gefährliche Reise Richtung Noroeste.

Gefangen in der Schuldenspirale „Bordell“

Viele junge Frauen verlieren ihr Geld durch Überfälle, korrupte Beamte oder unseriöse Schlepper. So können sie weiterreisen noch nach Hause zurückkehren. In ihrer ausweglosen Situation ist die Arbeit in der Prostitution oft ihre einzige Möglichkeit zu überleben.

In den Bordellen geraten sie in eine Schuldenspirale und verdienen weit weniger, als ihnen versprochen wird. Die Getränke, die die Freier konsumieren, werden vom Gehalt der Frauen abgezogen. Außerdem müssen sie die Miete für das Zimmer zahlen. Dies ist oft nicht mehr als ein kleiner Verschlag, in dem sie nicht nur die Freier empfangen,

sondern auch wohnen. Es gibt zahlreiche Frauen, deren Kinder bei ihnen im Bordell leben. Dort werden sie mit dem von Gewalt und Demütigungen geprägten Alltag ihrer Mütter konfrontiert.

Viele junge Frauen erleiden in den Bordellen der Grenzstädte schwere Körperverletzungen, infizieren sich mit HIV oder anderen Krankheiten. Für Kondome müssen sie selbst zahlen. Sie sind der Willkür von Freier

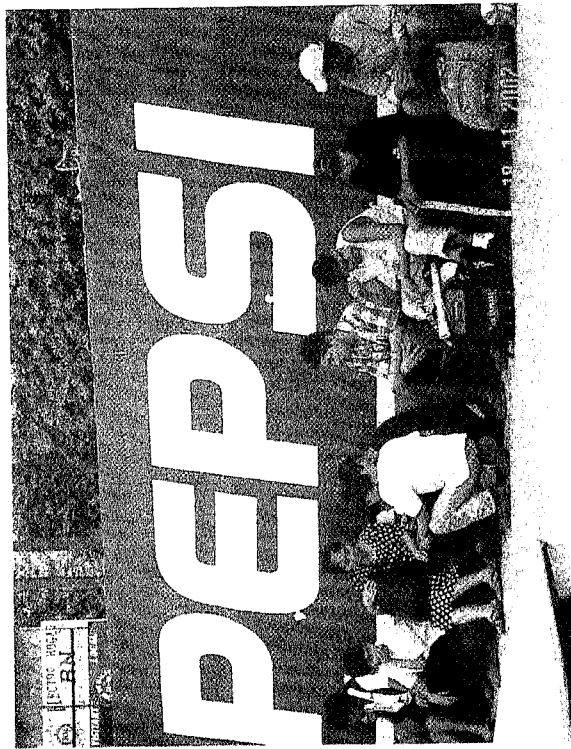
und Zuhältern ausgesetzt und werden häufig von Drogen- und Alkoholabhängig gemacht, um sie an den Bordellbetrieb zu binden. Besonders minderjährige Migrantinnen werden in der Grenzregion entführt und unter sklavenähnlichen Verhältnissen zur Prostitution gezwungen. Bei ihrer Ankunft in der Grenzregion werden sie von Taxifahrern oder vermeintlich hilfsbereiten Personen abgefangen und unter falschen Versprechen an Bordelle oder an Lastwagenfahrer verkauft, die sie in ihrem Fahrzeug vergewaltigen. Es kommt in solchen Fällen fast nie zu einer Anzeige, da Polizei und Justiz kein Interesse haben, sich für Migrantinnen ohne Aufenthaltstatus einzusetzen. Im Gegenteil, viele Beamte und Richter decken in der Grenzregion gegen Geld und Gefälligkeiten die Akteure auf.

Manche Migrantinnen, die sich in der Prostitution durchschlagen, bewahren ihren Traum, in die USA zu reisen, und versuchen, dafür Geld zu sparen. Andere verkaufen ihn und sehen keine Chance, weiter nach Norden zu gelangen. Sie hoffen, eines Tages aus dem Bordellbetrieb herauszukommen, um vor Ort oder in ihrer Heimat zum Beispiel als Straßenverkäuferin oder Köchin arbeiten zu können.

Nicht nur finanzielle Probleme, sondern auch Scham- und Schuld-



Guatemaltekische Migrantinnen, die ohne Papiere als Hausangestellte in Mexiko arbeiten, demonstrieren für ihre Rechte



Guatemaltekische Erntehelfer migrieren zeitweise auf mexikanische Kaffeepflanzungen, wo sie fast feudale Verhältnisse erwarten

gefühle hätten sie jedoch von eigener Rücken ab. Die ständige Gewalt und die alltäglichen Demütigungen nehmen ihnen jedes Selbstwertgefühl.

Rettung im Casa de la Mujer

Wer einmal in das Geschäft der Prostitution geraten ist, hat kaum eine Chance wieder auszustei- gen. Mit Drohungen und Gewalt machen die Bordellbesitzer ihre Ansprüche auf die Frauen geltend.

Es gibt in der Grenzregion nur eine Organisation, die sich den Frauen im Kontext von Prostitution und Frauenhandel widmet. Das Casa de la Mujer in Tecún Uman wird von den Schwestern der Hermanas Oblatas, einem für die katholische Kirche recht unkonventionellem Nonnenorden

Jahren um die jungen Frauen. Sie setzen sich mit den Bordellbesitzern auseinander, um den jungen Frauen schulische Weiterbildung und Beratung in medizinischen Fragen zu ermöglichen. Vor allem aber versuchen sie, das Selbstwertgefühl der Frauen aufzubauen und ihnen als gleichwertige Gesprächspartnerin und Zuhörerin gegenüberzutreten.

„Letzlich können sie jedoch nur selbst den Entschluss fassen, den Drogen und der Gewalt, aber damit auch ihrer einzigen Einnahmequelle den Rücken zu kehren“, sagt Schwester Angélica. Den traumatisierten Mädchen und Frauen, die diesen Schritt machten, fange das Frauenhaus dann auf und biete ihnen Therapie- und Entzugsmöglichkeiten.

Für eine gute und umfangrei-

de la Mujer jedoch oft Geld und motivierte Mitarbeiterinnen. Damit die Frauen langfristig selbstständig und finanziell unabhängig leben können haben sie im Frauenhaus die Möglichkeit eine Ausbildung zur Schneiderin oder Kosmetikerin zu machen.

Aber auch hier, am Rand des Städtchens Tecún Uman, eingeschlossen hinter hohen Mauern, können die Frauen ihre Vergangenheit nicht hinter sich lassen. „Die Bordellbesitzer verfolgen die Frauen. Es kommt immer wieder vor, dass sie auch hier massiv bedroht werden“, erzählt Ordensschwester Angélica. Sie und die anderen Mitarbeiterinnen versuchen der Frauen durch psychotherapeutische Gespräche zu helfen, die traumatischen Erlebnisse zu bewältigen.

Philipp Burtzlaff, Inga Rahmsdorf, Kathrin Zeiske

Die AutorInnen waren im Rahmen eines Studienprojektes drei Monate an der mexikanischen Südgrenze. In Zusammenarbeit mit dem Menschenrechtszentrum Fray Matías de Cordova und der Universität Ecosur haben sie zahlreiche Gespräche mit MigrantInnen auf ihrer Reise und im Abschiebegefängnis geführt, sowie Institutionen und Organisationen kennen ge-

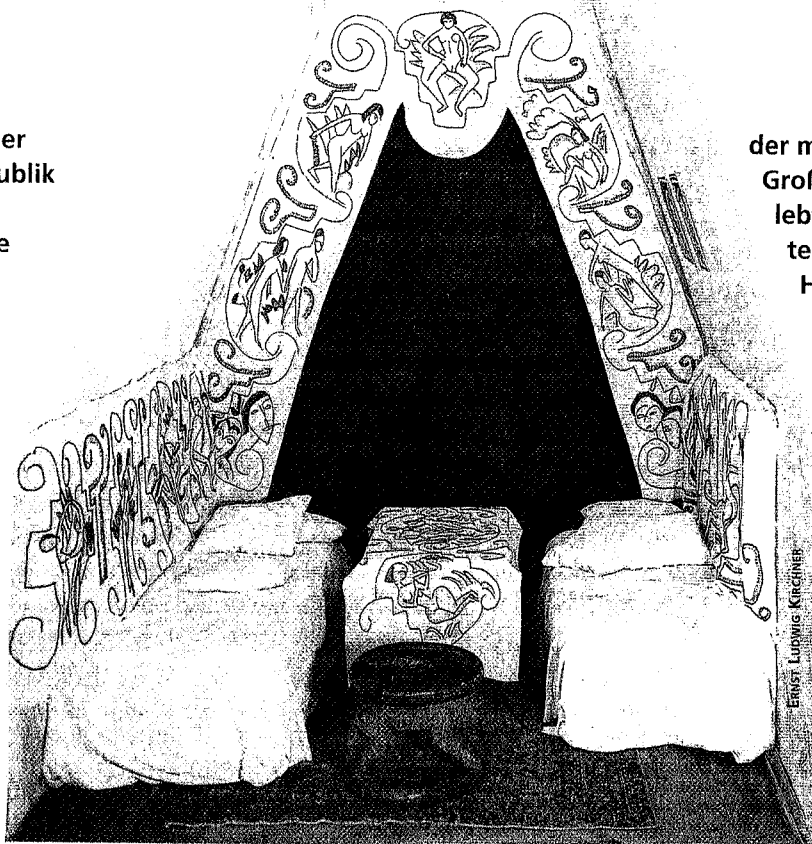
lernt



Zwei Pesos

pro Kunde

ImmigrantInnen aus der Dominikanischen Republik stellen in Argentinien keine besonders große Gruppe dar. Von 1995 bis 2002 kamen zwischen 12 000 und 15 000 DominikanerInnen ins Land – im Vergleich zu 850 000 ImmigrantInnen aus den Nachbarländern Bolivien, Paraguay, Uruguay und Chile im gleichen Zeitraum. Doch ist diese kleine Gruppe, von



der mehr als die Hälfte im Großraum Buenos Aires lebt, aufgrund ihrer tendenziell dunkleren Hautfarbe ziemlich sichtbar im mehrheitlich „weißen“ Argentinien. Außerdem weist sie noch andere Besonderheiten auf: Sie ist überwiegend weiblich. Und diese Frauen arbeiten zu über 50 Prozent in der Prostitution:

Im Taxi vom Flughafen zur Stadt fragte der Fahrer Celina, ob sie Arbeit habe, und er gab ihr eine Karte mit einer Adresse. Dort würde sie Arbeit bekommen. Celina steckte sie ein, ohne sich gewahr zu werden, dass es sich um ein Bordell in Río Gallegos, im äußersten Süden Argentiniens, handelte.“ Der Fahrer hatte Celina als Dominikanerin identifiziert und ihr ein „entsprechendes“ Arbeitsangebot gemacht. Dabei war das gar nicht ihr Plan. Doch die Cousine, die ihr die Reise vermittelt hatte, bot ihr einen Job im gleichen Gewerbe an. Celina hatte sich in ihrer Heimat mit 2800 US-Dollar verschuldet, um ihre Reise in eine bessere Zukunft zu unternehmen. Nach kurzer Zeit in einem schlecht bezahlten Friseurinnenjob, dessen Lohn nicht ausreichte, um die von der Cousine verlangte ausbeuterische Summe für Zimmermiete und Nebenkosten zu bezahlen, landete sie auf dem Straßenstrich. Celinas Geschichte ist eine von vielen. Sie wurde in einer Studie der „International Organization for Migration“ (IOM) veröffentlicht (Migración, Prostitución y Trata de Mujeres Dominicanas en la Argentina, Buenos Aires 2003), in der Interviews und Umfragen mit Dominikanerinnen, Gewerkschafterinnen, Sozialarbeiterinnen und NRO-Mitarbeiterinnen sowie Informationen der dominikanischen Botschaft und der argentinischen Migrationsbehörde (DNI) ausgewertet wurden. Laut Studie wollten die meisten dominikanischen Frauen, die nach Argentinien gegangen sind, mit ihrer Migration das Familieneinkommen aufbessern, um vor allem ihren

VON BRITT WEYDE

Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Die meisten hatten in ihrer Heimat Arbeit. Doch der Erfolg derjenigen Familien, von denen ein – zumeist weibliches – Mitglied ins Ausland gegangen ist, weckt Begehrlichkeiten: In diesen Familien gibt es eine Waschmaschine, größere Häuser, neue Kleidung, Kinder, die ihre Schule beenden etc. Neben den ökonomischen Zwängen gibt häufig auch die Trennung vom Partner den endgültigen Ausschlag. Die Entscheidung zu emigrieren wurde bei den befragten Frauen zu 87 Prozent durch einen Vermittler oder eine Vermittlerin vorangetrieben. Diese Personen grasen das ganze Land ab, um junge Frauen zu rekrutieren. Ihr Service erstreckt sich darauf, Reisepass und Flugticket zu besorgen, zudem angeblich notwendige Papiere wie Einladungsschreiben und Touristenvisum. Dabei wird den Frauen verschwiegen, dass sie das Touristenvisum sowieso bei der Einreise bekommen und dass ihnen damit keinesfalls die Ausübung einer Erwerbsarbeit in Argentinien erlaubt ist. Des Weiteren vermitteln sie eine Begleitung bei der Reise oder garantieren, dass eine Person sie am Flughafen abholt, eine erste Unterkunft besorgt und in einen Arbeitsplatz vermittelt. Versprochen werden ihnen Jobs als Haushaltshilfe, Altenpflegerin, Kindermädchen oder in der Gastronomie – also für Migrantinnen durchaus gängige Jobs. Sara Torres ist Sexual-Erzieherin, die niemals in ihrem Beruf arbeiten konnte, denn seit ihrem Studium in den 60er Jahren hat es in argentinischen Schulen niemals Sexualkunde-Unterricht gegeben. Seit 1972 beschäftigt sie sich mit dem Thema Prostitution. Seit 1999 vertritt sie in Argentinien

en die Koalition gegen Frauenhandel (CATW – Coalition Against Trafficking of Women). Vor zwei Jahren war sie an der Gründung des argentinischen Netzwerks gegen den Menschenhandel (Red contra la trata) beteiligt. Für Sara Torres hat die verstärkte Einwanderung von Dominikanerinnen ab Mitte der 90er Jahre einen ganz klaren Grund: „Vor 2001 kamen viele Frauen wegen der Dollar-Parität, was ihnen erlaubte, etwas Geld an ihre Verwandten zu Hause zu schicken. Viele haben sich selbst dazu entschieden – aber was bedeutet das genau?“ Bei den allermeisten Frauen spielten die Überzeugungskraft und die verlockenden Angebote der VermittlerInnen eine wichtige Rolle. Für deren Service-Leistungen mussten sie zwischen 20 000 und 40 000 dominikanische Pesos (Ende der 90er Jahre ca. zwischen 1250 und 2500 Dollar) zahlen, was in den günstigsten Fällen in etwa einem Jahresgehalt in der Dominikanischen Republik entsprach. Mehr als 60 Prozent der Frauen mussten dafür eine Hypothek auf ihr Haus in der Dominikanischen Republik oder einen Kredit aufnehmen. Einmal in Argentinien angekommen, reicht dieser enorme Druck, die Schulden abzahlen zu müssen, oft schon aus, um den Widerstand der Frauen zu brechen und sie zur Prostituierten zu machen.

Die Arbeitsbedingungen in der Prostitution variieren stark, je nachdem, ob die Frauen auf der Straße oder in „Clubs“ oder „Saunas“ arbeiten – denn Bordelle darf es in Argentinien eigentlich nicht geben: „Argentinien ist ein Land, das offiziell gegen die Prostitution ist, in dem Sinne, dass Bordelle verboten sind. Aber guck' dir diese Zeitschrift hier an – die ist voll mit Anzeigen für Orte, die eigentlich Bordelle sind, sich aber andere Namen geben. Gegen diese schönfärberei als ‚Club‘, ‚Massagezentrum‘ etc. bezeichneten Örtlichkeiten juristisch vorzugehen, ist sehr schwierig. Die Frauen, die dort ausgebeutet werden, gelten als ‚freie Sex-Arbeiterinnen‘. Ich arbeite seit 30 Jahren auf diesem Gebiet und kann versichern, dass weniger als ein Prozent dieser Frauen wirklich aus freiem Willen dort arbeitet. Die überwiegende Mehrheit muss ihre Kinder, Ehemänner, *fiolos* – Zuhälter – unterhalten“, erzählt Torres.

In den Clubs oder „Saunas“ verdienen die Frauen viel weniger als auf der Straße und befinden sich in einem größeren Abhängigkeitsverhältnis. Ihr Verdienst fängt bei einem Peso pro Klient an oder beträgt um die 30 Prozent des Preises für die Dienstleistung. Meist verdienen sie dabei weniger als 500 Pesos monatlich. Sara Torres berichtet exemplarisch von einer Frau aus der Dominikanischen Republik: „Sie arbeitete zwölf Stunden täglich in einem Massagezentrum im Stadtteil Constitución. Wenn der Kunde für eine bestimmte Dienstleistung zehn Pesos, also zehn Dollar zu Zeiten der Parität, zahlte, bekam sie davon zwei Pesos. Und das reichte gerade aus, um ihre Grundbedürfnisse und ihre Unterkunft zu zahlen. Es blieb kaum etwas übrig, um es nach Hause zu schicken.“ Zu der enormen Ausbeutung kommen im schlimmsten Fall Einsperren sowie Gewalt, Einschüchterungen und Missbrauch hinzu. Für Sara Torres handelt es sich hierbei ganz klar um Menschenhandelsopfer, für die es in der argentinischen Gesellschaft kaum Unterstützungsangebote gibt: „Nur sehr wenige Frauen trauen sich, Anzeige zu erstatten. Für die Opfer des Menschenhandels gibt es jedoch kaum Schutzräume, manchmal nehmen wir sie mit zu uns nach Hause, womit wir natürlich selber Risiken eingehen. Einige wenige soziale Organisationen, meist religiöser Ausrichtung, unterstützen die Prostituierten. Hier können sie sich austauschen und Fortbildungsangebote nutzen. Diese Organisationen begleiten sie auch zur IOM, um mit deren Hilfe die Rückkehr zu organisieren.“ Ein anderer häufig

gewählter Ausweg ist die Heirat mit einem Argentinier. „Doch viele dieser Paare sind mit der Wirtschaftskrise in die Armut abgerutscht, woraufhin die Frauen wieder anschaffen gegangen sind. Nun ist ihr eigener Mann gleichzeitig ihr Zuhälter.“

Der Vorteil der Straßenprostitution liegt in den selbst bestimmten Arbeitszeiten und Preisen, doch muss sich jede Frau mit dem zuständigen Polizeibeamten arrangieren. So zahlte Celina, die etwa acht Monate auf dem Straßenschnitt arbeitete, wöchentlich 20 Pesos Bestechungsgeld an die Polizisten der Zone und musste ihnen ihre Dienste gratis zur Verfügung stellen. Obwohl in der argentinischen Verfassung die Ausübung der Prostitution nicht unter Strafe steht, sorgen jedoch die unterschiedlichen Polizei-Verordnungen der Gemeinden für ein repressives Vorgehen gegen Sex-Arbeiterinnen. Sara Torres zeigt die Entwicklung in Buenos Aires auf: „In den 90er Jahren kämpften wir gegen die Polizei-Verordnung, die ein repressives Vorgehen gegen Prostituierte und Transvestiten erlaubte. Als die Verfassung der Stadt Buenos Aires ausgearbeitet wurde, setzten wir uns dafür ein, dass die Verteidigung der Menschenrechte einen angemessenen Platz findet, dass u.a. auch die repressive Polizeiverordnung wieder abgeschafft wurde.“ Dies erreichten sie zwar, doch in den Folgejahren wurden die Verordnungen von Jahr zu Jahr wieder härter. Zuletzt hat der *código contravencional* (Ordnungswidrigkeiten-Katalog) vom September 2004 massive Kritik von sozialen Organisationen hervorgerufen. Die alternative Nachrichtenagentur ANred sieht in ihrem Bulletin Nr. 3 (September 2004) schwerwiegende Nachteile für Frauen und Transvestiten, die in der Prostitution arbeiten: „Artikel 71 des *código contravencional* stellt das ‚Anbieten von Sex im öffentlichen Raum‘ unter Strafe und verdammt sie dazu, Bestechungsgelder an die Polizisten zu zahlen und drängt sie in die ‚Saunas‘ oder ‚Massagehäuser‘, wo sie von Polizisten und Mafiosi kontrolliert werden“.

„Als der Peso abgewertet wurde, hatten sie noch nicht einmal mehr genug, um das Hotel zu bezahlen. Viele entschieden sich, zurückzukehren, und nicht wenige haben das mit Hilfe des Rückkehrprogramms der IOM gemacht.“ Die Frauen vom Netzwerk gegen den Menschenhandel schätzen die Dokumentationsarbeit der IOM zum Menschenhandel. Doch von Zusammenarbeit mit der umstrittenen Organisation kann keine Rede sein: „Wir laden die IOM zu unseren Veranstaltungen ein, manchmal kommen auch VertreterInnen. Aber die IOM arbeitet lieber mit den Außenministerien zusammen, nicht mit NGOs.“ Das Rückkehrprogramm der IOM sichert den Frauen die Wahrung der Anonymität zu, bewahrt sie vor Sanktionen und zahlt ihnen den Rückflug. „Aber wenn sie zurück in ihrem Land sind, haben sie nach wie vor keine Arbeitsmöglichkeiten“, kritisiert Torres. Viele Frauen müssen nach wie vor ihre Schulden abbezahlen. Insgesamt geht es den meisten nach ihrer Rückkehr schlechter als vor der Emigration. Das stellt sogar die Studie der IOM fest: Vorher hatten sie eine Arbeit, nun fällt es ihnen schwer, sich wieder in den Arbeitsmarkt einzugliedern. Dazu kommt die Schmach, als Migrantin „gescheitert“ zu sein. Celina konnte aus der Prostitution aussteigen. Nun lebt sie mit ihrem Mann, einem argentinischen Kurierfahrer, und ihren beiden Kindern in einem Vorort von Buenos Aires. Mit Hilfe einer Psychotherapie konnte sie auch ihre verlorene Selbstachtung wiederherstellen. Eine Geschichte mit Happy End, von denen es leider nicht allzu viele gibt. ♦

Das Gespräch mit Sara Torres fand im Dezember 2004 in Buenos Aires statt.

MigrantInnen in der Prostitution

Zwischen Illegalisierung und Abschiebung?

Christiane Howe/Judith Rosner, agisra e.V. Frankfurt

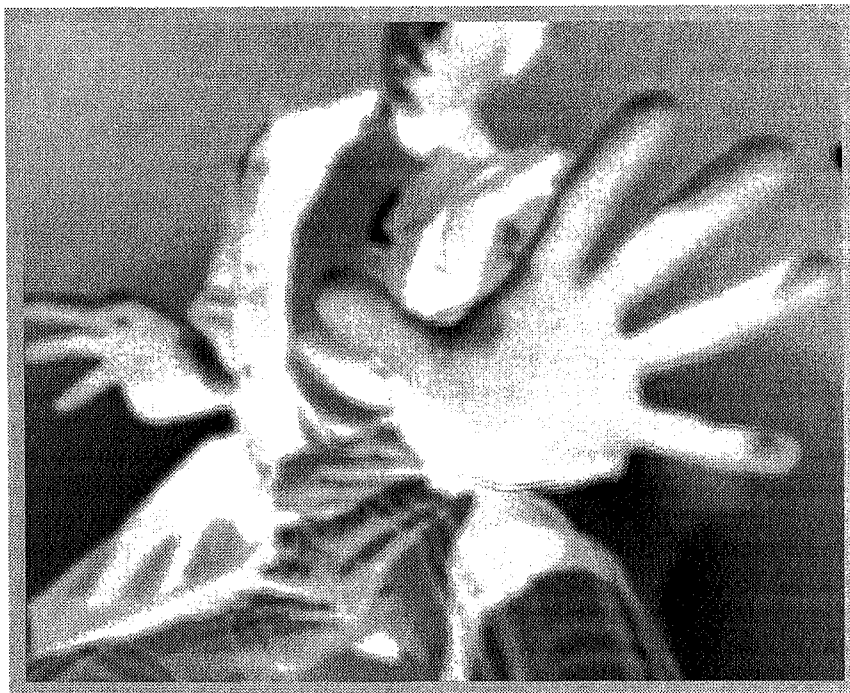
Prostitution – eine Arbeit wie jede andere? An dieser Frage scheiden sich die Geister. Manche sehen in der Prostitution grundsätzlich einen Angriff auf die Würde der Frau und ein soziales Problem, das man in den Griff bekommen und langfristig abschaffen muss.

Was liegt da näher, als über rechtliche Sanktionen nachzudenken. Dieses Denken ist dem schwedischen Modell verpflichtet, das auch hierzulande seine Wellen geschlagen hat. In Schweden wurde die Inanspruchnahme von sexuellen Dienstleistungen unter Strafe gestellt, um gegen die Freier vorzugehen.

Sie sollen damit von ihrem „Tun“ abgehalten und dafür belangt werden können. „Prostituierte sind demnach Opfer der Umstände und müssen vor sich selbst geschützt werden“, könnte man hier zugespitzt formulieren.

„Welche Frau macht das schon freiwillig?“, heisst es aus dem Lager der Befürworter dieses Modells. Wer soll die Antwort darauf geben? Die Prostituierten, die sich dafür entschieden haben und selbstbewusst und zufrieden Männern ihre sexuellen Dienstleistungen verkaufen? Die LobbyistInnen und VertreterInnen der Hurenbewegung, die seit Jahren für die Anerkennung der Prostitution als Beruf eintreten oder die, die keinen besseren Job finden konnten oder unglücklich mit dieser Tätigkeit sind oder gar die wenigen, die dazu gezwungen wurden?

Und was würden die Männer antworten, die als Freier unerkant bleiben wollen? Oder die Politiker, die sich Sperrgebietsverordnungen überlegen und eine Vertreibungspolitik in Gang setzen, ganz zu schweigen von den vielen braven Ehemännern und Familienvätern, die kein Bordell in Nähe ihrer Wohnstätte dulden, aber klammheimlich auf den einen oder anderen Service auf Geschäftsreise



oder nach einem harten Arbeitsalltag nicht verzichten wollen? Auffallend ist in jedem Fall, dass sich die Männer, auch Politiker oder Verantwortliche in Behörden und Ministerien, bei dieser Diskussion erstaunlich vornehm zurückhalten.

Prostitution – rechtlich zulässig und steuerpflichtig

Festzuhalten bleibt, dass Prostitution, d.h. die gewerbsmäßige Ausübung sexueller Handlungen, in Deutschland eine rechtlich zulässige und steuerpflichtige Tätigkeit ist.

Auf die Einkünfte der Prostituierten erhebt der Staat Steuern. Der Prostitution gehen in Deutschland etwa 400.000 Personen nach, überwiegend Frauen, davon über 50 Prozent aus Ländern außerhalb der EU. Die Dienstleistungen der Prostituierten werden täglich von über einer Millionen Männern in Anspruch genommen. Die Kunden sind Männer aus

allen Bevölkerungsschichten und allen Altersstufen.

Nach Schätzungen von Prostituiertenorganisationen kaufen sie pro Jahr 250 Millionen sexuelle Dienstleistungen von Prostituierten und geben dafür mindestens 12,5 Milliarden DM aus.

Prostitution ist also eine Branche und ein Wirtschaftsfaktor mit einem beträchtlichen Anteil am Bruttosozialprodukt. Rund um dieses Gewerbe werden zudem Milliarden Umsätze gemacht, z.B. in der Getränke-, Kosmetik, Textilindustrie und der Grundstücks-, Immobilien-, Baubranche sowie dem Hotel- und Tourismusgewerbe. Dazu kommen die Bereiche, die direkt davon profitieren: z.B. Vermieter, Bar- und Clubbesitzer, Rechtsanwälte, Steuer- und Versicherungsberater. Bund, Länder und Kommunen kassieren zudem Steuern und Bußgelder.

Festzuhalten bleibt weiterhin, dass Prostituierte bis heute gesellschaft-

lich geächtet werden und über keine rechtliche und soziale Absicherung verfügen. Ihre Geschäftsgrundlage, der mit ihren Kunden geschlossene Vertrag – sexueller Dienst gegen Entgelt – gilt bis heute als sittenwidrig und ist zivilrechtlich nichtig. Damit ist ihnen der Zugang zu den sozialen Sicherungssystemen (Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung) versperrt.

Statt dessen werden Prostituierte reglementiert, kontrolliert und kriminalisiert. Die Halblegalität ihres Berufs drängt sie in Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnisse. Hierbei manifestiert das Strafrecht zudem unwürdige Arbeitsbedingungen und verhindert arbeitsrechtliche Mindeststandards und somit selbstbestimmte Formen der Berufsausübung. Dies betrifft durch die ausländerrechtlichen Regelungen insbesondere die Prostituierten aus den Ländern des Südens und Ostens, die über die Hälfte der Sexarbeiterinnen ausmachen.

Prostitution als anerkannter Beruf

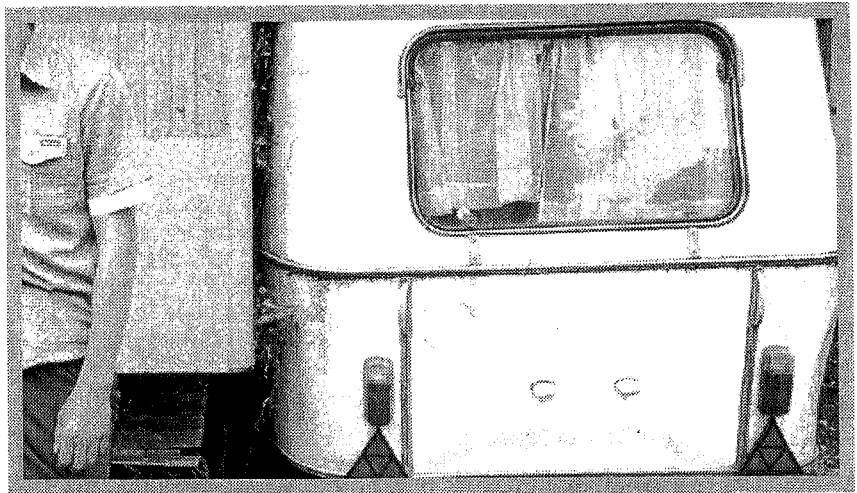
Die Anerkennung der Prostitution als Beruf würde zum Abbau dieser sozialen Benachteiligung der Prostituierten beitragen und ihre Rechtsposition und damit ihr Selbstbestimmungsrecht stärken.

Nur hier kann der Ansatz für eine Verbesserung liegen. Die Situation von ausländischen Prostituierten würde sich zumindest in einem Punkt verbessern. Die spezifischen Vergehen angesichts der geltenden Rechtslage, z.B. durch die Sperrgebietsverordnung, gelten dann nicht mehr als Ausweisungsgrund nach den Bestimmungen des Ausländergesetzes.

Das wird aber nicht ausreichen und geht am Kern der Problematik – einer Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung – vorbei. Sehr deutlich zeigt sich dies an der aktuellen Situation der ausländischen Prostituierten in den Frankfurter Bordellen. Sie trifft es im Moment besonders hart.

Die Frankfurter Situation

Was sich zum Jahresende 1999 schon anbahnte, setzt die Polizei nun in



Kooperation mit der Ausländerbehörde konsequent und mit aller Härte um. Im Herbst 1999 baute die Schutzpolizei im Bahnhofsviertel und im Stadtzentrum eine neue Einheit zur Verfolgung und konsequenten Abschiebung von illegalisierten Menschen auf. Ziel, hieß es, sei dabei vor allem, die Bordellbetreiber zu belangen, aber auch die Bekämpfung der Begleitkriminalität im Rotlichtmilieu sowie der illegalen Arbeitsaufnahme.

Die Polizei weitete ihre Kontrollen auf der Straße und in den umliegenden Läden und Geschäften aus und verschärfte sie in den Bordellen, in manchen stärker. An die 100 Personen, davon die Hälfte Sexarbeiterinnen wurden schon im letzten Drittel 1999 abgeschoben. Ein Sachbearbeiter der Ausländerbehörde trat seinen Dienst auf dem entsprechenden Polizeirevier an, um die ausländerrechtlichen Angelegenheiten, d.h. Ausweisungen und Abschiebungen, schneller und direkt vor Ort abzuwickeln.

Bislang bekamen Frauen, die illegal im Bordell anschafften, eine Ausreisefrist von sieben Tagen, den Pass behielt die Polizei ein und leitete ihn an die Ausländerbehörde weiter. Dort konnte er zusammen mit einer Grenzübertrittsbescheinigung unter Vorlage eines Rückflugtickets abgeholt werden. Die Ausweisungsverfügung und damit das Wiedereinreiseverbot in die Bundesrepublik Deutschland waren aufgrund des Verstoßes gegen das Ausländergesetz nicht mehr zu verhindern.

Die wenigsten Frauen traten die Rückreise an. Sie hatten die Hoff-

nung, hier noch einige Zeit Geld verdienen zu können. Viele verfügten auch nicht über das erforderliche Geld für das Ticket. Bei der zweiten Kontrolle mussten die Betroffenen dann allerdings mit einer Abschiebung rechnen.

Dieses ganze Procedere ist nicht neu, die Rechtsgrundlagen waren immer schon vorhanden. Die Strategie hat sich verändert und zeigt sich deutlich im verschärften Vorgehen mit seinen spezifischen Folgen. Was sind die Hintergründe hierfür?

Die Hintergründe

Die seit Jahren mehr oder weniger erfolglos geführten Prozesse gegen Bordellbetreiber wegen Beihilfe zum Verstoß gegen das Ausländergesetz, weil sie illegalen Prostituierten Zimmer vermieten würden, waren jüngst für die Ordnungsbehörden von Erfolg gekrönt. Bislang konnten sich die Bordellbetreiber bis auf einen Fall erfolgreich gegen diese Anklage wehren.

Sie argumentierten, als Zimmervermieter aus Datenschutzgründen nicht befugt zu sein, sich vor einer Zimmervermietung alle persönlichen Dokumente der Betroffenen zeigen zu lassen. Nun machen sich per Landgerichtsurteil die Bordellbetreiber strafbar, wenn sie ein Zimmer an eine Frau ohne Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung vermieten.

Sie können mit Geldbuße oder bis zu fünf Jahren Freiheitsentzug bestraft werden. Solidarität mit den „armen“ Bordellbetreibern fällt schwer, dennoch reiht sich dieses

Vorgehen der Staatsgewalt in eine allgemeine Hetze gegen Menschen ohne gültige Aufenthalts- und Arbeitspapiere ein.

Das Netz zur Verfolgung illegalisierter Menschen wird immer engermaschiger geknüpft. Mehr und mehr gesellschaftliche Bereiche werden dazu aufgefordert, sich an der Verfolgung und an der Denunziation von Menschen ohne entsprechende Papiere zu beteiligen.

Die Betreiber müssen sich nun wie die Taxifahrer an der Oder-Neiße Grenze und wie demnächst auch jeder private Wohnungsvermieter alle Papiere der Personen zeigen lassen, mit denen sie potenziell in eine geschäftliche Beziehung treten könnten. Strafbar macht sich, wer dies nicht tut.

Im Zuge dessen haben sich leider die Befürchtungen hinsichtlich eines härteren Vorgehens seitens der Ordnungshüter bewahrheitet. Sechs Bordelle – 24 Bordelle mit circa 700 Zimmern sind insgesamt beim Ordnungsamt registriert – durchkämmte die Polizei mit Razzien. Es ist davon auszugehen, dass weitere Razzien folgen und dieses Jahr davon gekennzeichnet sein wird.

Insgesamt mussten sich in der letzten Zeit über 60 Frauen zwangsweise in einen Flieger in ihr Herkunftsland setzen, etwa 250 Frauen wurden festgenommen, von denen ein Großteil die siebentägige Ausreisefrist bekam. Werden sie ein zweites Mal angetroffen, erfolgt auch hier die Abschiebung oder zunächst Abschiebungs- oder Untersuchungshaft.

Die Flugkosten müssen am Ende aufgrund des Landgerichtsurlaubs der Bordellbetreiber übernehmen. Unserer Einschätzung nach lassen sich damit die verschärfte Vorgehensweise und die schnelleren Abschiebungen erklären. Es käme die Stadt teuer zu stehen, entstünden doch Flugkosten in durchschnittlicher Höhe von 3.500 DM. Also alles mal wieder nur eine Frage der Finanzierung?

Das Ziel der Razzien

Unklar bleibt nach wie vor das Ziel dieses harten Vorgehens. Frankfurt

als Messestadt war weit über Hessens Ländergrenzen hinaus für sein erschwingliches und umfangreiches Angebot im Sexgewerbe bekannt.

Eine große Nachfrage nach Frauen aus vieler Herren Länder ließ das Geschäft für alle Beteiligten und insbesondere die Stadt Frankfurt/M. florieren. Männer aller Altersstufen, aller sozialen Schichten trafen sich auf der Suche nach einer „exotischen“ Frau in den bisweilen mehr als schmuddeligen Etablissements wieder. Nun sind manche Bordelle weitgehend leer.

Die Hoffnung, dass deutsche Frauen oder Frauen aus der EU mit entsprechenden Arbeitspapieren hier arbeiten möchten, wird sich kaum erfüllen. Die Situation der Prostituierten, Angebot und Nachfrage und auch der hohe Prozentsatz von Frauen aus Nicht-EU-Ländern, ist in anderen europäischen Ländern ähnlich. Woher sollen sie also kommen?

Möchte man diese „exotische“ Form der Prostitution noch weiter in einen unüberschaubaren illegalen Randbereich abdrängen, der kaum mehr zu kontrollieren wäre? Eine Entwicklung, die fatale Auswirkungen auf die davon betroffenen Prostituierten hätte. Das dürfte auch den Verantwortlichen bewusst sein.

Soll das Viertel nun doch vom reinen Bankenflair beherrscht werden, folgen also demnach noch weitere Vertreibungsaktionen anderer Gruppen? Oder geht es einfach darum, den oder ganz bestimmten Bordellbetreibern, die angeblich mehr im sogenannten „kriminellen Milieusumpf“ stecken, zu zeigen, wer hier die Hosen anhat?

Letzteres scheint eine der Zielrichtungen zu sein. Antworten sind kaum zu erhalten, Spekulationen Tür und Tor geöffnet.

Die Folgen dieser Politik

Ausgetragen wird diese Politik wie immer und insbesondere auf dem Rücken der Frauen. Anna spricht für sich und viele andere, wenn sie berichtet, dass sich unter ihnen eine große Verzweiflung breit macht.

Niemand weiss, wie es weiter

gehen soll. Einige Frauen haben noch hohe Schulden durch die Reisekosten. Diese z.B. in Kolumbien zu erwirtschaften ist unmöglich. Außerdem waren sie gekommen, um Geld zu verdienen. Zurück können sie nicht so einfach.

Auch Frauen mit Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung, aber mit dem Vermerk im Pass, dass „selbständige oder vergleichbar unselbständige Erwerbstätigkeit nicht erlaubt“ ist, verstoßen gegen das Ausländergesetz, weil hier Prostitution als selbständige Tätigkeit gewertet wird.

Perfide angesichts dessen, dass sie ansonsten nicht als Arbeit geschweige denn als Beruf anerkannt ist und unselbständig nicht ausgeübt werden darf. Hierfür bräuchte es einen Arbeitgeber. Das schimpft sich nun Zuhälterei und ist verboten.

Die Frankfurter Ordnungshüter hatten sich bisher nicht auf diese Fälle konzentriert, nun aber scheinen sie auch Frauen mit einer solchen Arbeitserlaubnis ins Visier zu nehmen und mit Anzeigen zu überziehen. Kalkulieren sie dabei bewusst ein, dass sich die Prostitution in anderer Form und an andere Orten abgedrängt wieder aufbaut, in einem für Frauen noch ungeschützteren Bereich, sei es die Wohnungsprostitution, der Straßenstrich oder abseits vor den Toren der Stadt?

Oder vielleicht perspektivisch im Gutleut oder dem Ostend, wo Toleranzonen ausgezeichnet sind. Zu diesen Orten ist der Zugang für beratende Organisationen wie auch dem Gesundheitsamt, die die Frauen seit Jahren an ihren Arbeitsplätzen aufsuchen, ungleich schwerer.

Die Leidtragenden sind die Frauen, die von einem Ort zum anderen ziehen müssen. Sie könnten auf Unterstützung von außen, sei es medizinisch oder beratend, kaum mehr zurückgreifen, ebensowenig auf ihre aufgebauten sozialen Netze innerhalb der Bordelle. Verdienen werden die Hintermänner und -frauen, deren Gewinne analog zum Grad der Illegalität und Kriminalisierung ansteigen.

Je schwieriger die Sachlage, desto teurer für die Frauen, desto mehr wird daran verdient.

Zur Situation illegalisierter Sexarbeiterinnen

Migrantinnen, die in der Prostitution arbeiten, werden meist mit Frauenhandel und Zwangsverhältnissen in Verbindung gebracht. Das ist falsch und greift zu kurz. Es gibt viele Frauen, die sich bewusst für diese Form der Arbeitsmigration entscheiden. Auf Grund der weltweiten ökonomischen Ungleichheit soll diese selbstbewusste Entscheidung nicht mit Freiwilligkeit in dem Sinne verwechselt werden.

Die Prostitution ist ein Arbeitsbereich, in dem relativ schnell und viel Geld zu verdienen ist – vor allem im Verhältnis zu Verdienstmöglichkeiten im Herkunftsland. Diese Hoffnung erfüllt sich allerdings für viele Frauen nicht.

In der Frankfurter Bordellprostitution arbeiteten ca. 1.500 Frauen, 90% sind Migrantinnen, insbesondere aus Kolumbien, der Dominikanischen Republik und Brasilien, aber auch aus Thailand, Ghana, Nigeria und anderen Ländern. Aus Ost- und Mitteleuropa finden sich angeblich wegen eines inoffiziellen Agreements zwischen Bordellbetreibern und Polizei keine Frauen in den Bordellen, um – so heisst es – die „Russenmafia“ außen vor zu halten. Ost- und mitteleuropäische Frauen arbeiten fast nur in bordellartig betriebenen Wohnungen, davon gibt es etwa 150 in Frankfurt am Main und Umgebung.

Viele der Frauen reisen als Touristinnen ein, i.d.R. verfügen sie über ein Dreimonatsvisum. Eine Arbeitsaufnahme ist ihnen jedoch nicht gestattet (§ 3 AuslG). Wenn sie trotzdem erwerbstätig sind, machen sie sich aufgrund des Ausländergesetzes strafbar. Es ist ein Ausweisungsgrund und sie begeben sich damit in die Illegalität.

Da Prostitution in Deutschland nicht als Beruf anerkannt ist, haben die Frauen keine Chance, reguläre Arbeitspapiere zu erhalten. Selbst wenn dem so wäre, bleibt es äußerst fraglich, ob dann eine Arbeitserlaubnis erteilt würde. An diesem Punkt befinden wir uns auf dem betonharten Boden der Migrationspolitik. Und da rütteln wir besser nicht

daran, scheinen die meisten Politiker und Verantwortlichen zu denken ... – auch wenn uns die Realität längst überholt hat.

Eine Vermittlung nach Europa kann die Frauen zwischen 5.000 und 30.000 US Dollar kosten. Diese Gebühr muss bezahlt werden, um überhaupt hierher zu gelangen oder hier zu arbeiten. Der Preis bestimmt sich auch danach, wie hoch die Hürden sind, z.B. ob ein Touristenvisum erforderlich ist oder nicht. Ein Visum wird die Einreise wesentlich erschweren bzw. teurer machen. Das haben die Veränderungen bei Thailand gezeigt, die Vermittlungsgebühren betragen vor der Visumpflicht etwa 3.000 bis 5.000 DM, mittlerweile liegen sie bei 10.000 bis 65.000 DM.

Die Zinsen belaufen sich auf 10% bis 20%, wenn die Frauen nicht in der Lage sind, die Schulden innerhalb der vereinbarten Zeit zurückzahlen. Trotz der oft mit der Vermittlung verbundenen hohen Schulden oder Ausbeutung akzeptieren die meisten Frauen die Geschäftsbedingungen. Sie wünschen sich aber mehr Sicherheit innerhalb der Handelsstrukturen der Arbeitsmigration.

Die Motivation der Frauen, hier zu leben und zu arbeiten, ist sehr unterschiedlich. Die meisten der Frauen wollen nur für eine bestimmte Zeit hier arbeiten, um ihre ökonomische Situation und die der Familie im Herkunftsland zu verbessern. Andere hoffen, sich hier z.B. über eine Ehe ein besseres Leben aufzubauen.

Häufig ist die Verantwortung für die Familie, insbesondere die Kinder und deren Ausbildung eine der Triebfedern für die Migration der Frauen. Viele Frauen sind alleinerziehende Mütter, d.h. die Väter haben sich jeglicher Verantwortung und finanziellen Versorgung entzogen.

Über die Arbeitsbedingungen und Verdienstmöglichkeiten im Sexgewerbe hierzulande sind viele Frauen schlecht oder gar nicht informiert, auch wenn ihnen vor der Einreise bekannt war, dass sie hier als Prostituierte arbeiten würden.

Horrende Ausgaben relativieren sehr schnell die vermeintlich hohen

Einnahmen: Die Zimmermiete von 250,- bis 280,- DM täglich im Bordell (oft nur für 12 Stunden) bei Preisen für Geschlechtsverkehr von 30,- bis 50,- DM, die Übernachtung außerhalb, die abzutragenden Schulden für die Vermittlung, Kosten für ÄrztInnen- oder RechtsanwältInnen, Trinkgelder für den Bordellbetreiber, Kleidung, Essen etc.

Dass Bordellbetreiber, diverse Rechtsanwälte, sogenannte VermittlerInnen u.a. die großen Gewinne abschöpfen, steht in enger Verbindung mit dem rechtlosen Status vieler Frauen.

Der illegale Status

Die herrschende Doppelmoral mit all ihren Konsequenzen trifft alle Sexarbeiterinnen. Bei vielen ausländischen Sexarbeiterinnen tritt der illegale Status als ein die Situation verschärfendes Moment hinzu. Da Frauen aus Nicht EU-Staaten Aufenthalts- und Arbeitserlaubnisse verwehrt werden, sind sie auf eine spezifische Art zusätzlich erpress- und ausbeutbar.

Illegalisiert hier zu arbeiten, heißt unter enormem Druck zu stehen, in ständiger Angst vor einer Polizeikontrolle bzw. Razzia. Bei einer Polizeikontrolle erfolgt für Prostituierte häufig eine diskriminierende Behandlung, alles wird durchsucht bis hin zur Leibesvisitation, das Geld wird beschlagnahmt, die Frau erkeennungsdienstlich behandelt, Photos von ihr gemacht und oft werden keine Dolmetscher zur Verfügung gestellt.

Die Frauen werden danach ausgewiesen oder abgeschoben. Bestehen noch unbezahlte Schulden durch die hohe Vermittlungsgebühr, ist es besonders dramatisch.

Immer wieder erzählen Frauen von Übergriffen durch Bordellbetreiber und Freier, aber auch Polizisten. Bei Übergriffen von Freiern ist kaum Hilfe von Seiten des Bordellbetreibers zu erwarten. Wenn überhaupt ein Alarmknopf im Zimmer vorhanden ist, heisst dies noch lange nicht, dass auch jemand im Notfall darauf reagiert. Entscheidend ist, dass sich die Frauen auf den Fluren organisieren und aufeinander achten.

Beispiele

Natalie wurde von einem Freier verfolgt; er drohte sie umzubringen. Zweimal hatte er sie schon zusammengeschlagen, zudem hatte er ihr den Pass abgenommen und verlangte 5.000 DM für die Rückgabe. Wochenlang versteckte sie sich vor ihm. Sie war verzweifelt, weil sie weiterarbeiten wollte, um Geld zu verdienen, hatte aber Angst, dass er sie wieder findet. Um nicht aufzufallen und Gefahr zu laufen, ausgewiesen zu werden, entschied sie sich gegen eine Aussage bei der Polizei.

Sandra widersetzte sich den Forderungen eines Freiers, der sie zu sexu-

ihre Sachen auf den Müll geworfen. Beim Versuch wenigstens die Kauti- on für das Zimmer in Höhe von 1.000 DM zurück zu bekommen, wurde sie vom Bordellbetreiber die Treppe hinuntergetreten und übel zugerichtet.

Im April wurde Luz Marina in einem Frankfurter Bordell von zwei Männern ermordet. Sie wollte hier Geld verdienen, um ihrer Tochter und ihren Geschwistern in Kolumbien ein besseres Leben zu ermöglichen. Zwei Wochen vorher überlebte eine andere Kolumbianerin nur knapp einen Angriff von vermutlich denselben Männern. Ihre große Angst vor der Polizei und ihr illegaler Status

eine Abtreibung organisieren sollte. Dubiose Pillen wurden ihr offeriert. Sie hatte aber zu große Angst davor. Mit Hilfe von agisra begab sie sich letztlich in die Hände eines Gynäkologen. Die Kosten für den Schwangerschaftsabbruch musste sie zuvor noch mühsam verdienen.

Eine Gesundheitsversorgung bei illegal hier arbeitenden Prostituierten, ist in Frankfurt/M. ausschließlich über das Gesundheitsamt in puncto Geschlechtskrankheiten gewährleistet, da das Angebot für alle Prostituierten kostenlos aber vor allem anonym ist. Alles andere muss von ihnen selbst aufgebracht werden, da sie nicht krankenversichert sind und sein können.



Diese Beispiele zeigen nur einen kleinen Ausschnitt der Notlagen und Gewaltsituationen in denen sich Frauen befinden können und wie wenig Spielraum ihr ausländerrechtlicher Status ihnen lässt, sich zu wehren.

Perspektiven

Wäre es nicht ein Anfang, gemäß der Anwerbestopp-Ausnahmeverordnung eine spezielle Green Cards für Prostituierte auszustellen, wie es aktuell auch für IT-Kräfte umgesetzt wurde? Oder endlich grundsätzlich über Kontingentierungen im Sinne eines Einwanderungslandes nachzudenken? Denn genau wie bei den Computerfachleuten besteht „ein öffentliches Interesse“ an Sexarbeiterinnen. Der Bedarf und die Nachfrage sind offensichtlich und nachweisbar vorhanden, aber es fehlen entsprechende Regulierungsmechanismen.

Voraussetzung dafür ist natürlich die Anerkennung der Prostitution als Arbeit, aber allein damit tun sich leider viel zu viele immer noch sehr schwer ...

Die Unmöglichkeit legaler Arbeitsmigration und die gleichzeitige Nachfrage nach Arbeitskräften in der Prostitution, schaffen einen eklatanten Widerspruch zwischen offizieller Politik der Zielländer und tagtäglichem Charakter dieser Tätigkeit, in Verbindung mit dem Fehlen arbeitsrecht-

ellen Praktiken zwingen wollte, die nicht vereinbart waren und warf ihn hinaus. Wenige Stunden später kam die Polizei und nahm sie fest. Der Freier hatte sie mit der Anschuldigung angezeigt, dass sie eine Drogendealerin wäre. Sandra hatte mit derartigen Geschäften nichts zu tun. Aber die fehlenden Aufenthaltspapiere waren Grund genug für die Polizei, sie mitzunehmen. Damit hatte der Freier gerechnet.

Monika verließ ihr Bordellzimmer für zwei Tage, als sie zurückkam, war das Zimmer neu vermietet, alle

verhinderten zunächst, dass sie Anzeige erstattete. Erst nach dem Tod von Luz Marina entschied sie sich, zur Polizei zu gehen. Dieselben Männern wurden weiterhin von verschiedenen Frauen im Viertel gesehen. Selbstsicher bewegten sie sich über Monate hinweg in verschiedenen Bordellen in der Annahme, dass sowieso keine Frau zur Polizei gehen würde.

Maria wurde von einem Freier schwanger. Das Kondom war gerissen. Wochenlang grämte sie sich, weil sie nicht wusste, wie sie sich

licher Standards, schaffen ausbeuterische Arbeitsbedingungen.

In diesem Zusammenhang sind beachtliche Profite für alle Beteiligten zu machen, am wenigsten aber für die Arbeitsmigrantinnen selbst. Trotzdem stellen die Geldüberweisungen der Frauen in ihre Heimatländer beträchtliche Deviseneinnahmen dar. Gleichzeitig sind deren Familien oft auf Jahre davon abhängig, und nicht zuletzt ist die Arbeit von Migrantinnen auch ein wesentlicher Beitrag für die Ökonomie der Zielländer.

Das Angebot im Ausland zu arbeiten, war eine der Möglichkeiten, das Land zu verlassen und sich eine bessere Zukunft zu sichern. In vielen Fällen haben die Frauen hohe Schulden und ihre Familien rechnen mit ihrem Einkommen. Wenn sie abgeschoben werden, kehren sie mit leeren Händen nach Hause zurück.

Menschen, die sich ohne Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung in der Bundesrepublik aufhalten und sich auf dem Arbeitsmarkt anbieten, werden in der Regel schlecht bezahlt und schlecht behandelt. Die Gewinne, die von Unternehmern, Bordellbetreibern und Vermittlern erzielt werden, lohnen sich trotz Geldstrafen oder anderer Art von Bußen allemal.

Menschen, die sich illegal in der Bundesrepublik aufhalten, sind das „Schmieröl“ der Wirtschaft, egal um welche Branche es sich dabei handelt. Sie sind ökonomisch hervorragend einsetzbar und unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten auch gewollt und gebraucht.

Repressiven Strategien, wie die verstärkte Beschränkung der Migration und strengere ausländerrechtliche und strafrechtliche Verfolgung wirken sich negativ aus und bieten keine dauerhaften Lösungen. Sie bedeuten eine Einschränkung der Bewegungsfreiheit für die Frauen, höhere Hürden bei der Einreise, ein Abdrängen in Randgebiete, ein noch größeres Dunkelfeld und nahezu keinen Schutz.

Zugleich scheinen diese repressiven Maßnahmen für den Staat am verlockendsten, obgleich sie offensichtlich kontraproduktiv und kurzsichtig sind.

Hilfreich können nur solche Strategien sein, die zum Ziel haben, die Rechte der betroffenen Frauen als Arbeitsmigrantinnen und Prostituierte zu stärken und sie zum Ausgangspunkt zu machen. Dafür ist es notwendig, ihre Belange und Interessen zu berücksichtigen.

Die Strategien zur Unterstützung sollten sich auf die Bestärkung ihrer Fähigkeiten konzentrieren, sich in allen Stadien der Migration selbstbestimmt bewegen zu können. Man sollte in diese Richtung wirken und alles dafür tun, damit die Frauen die Kontrolle über ihr Leben behalten. Die Frauen brauchen reale wirtschaftliche und soziale Alternativen.

Claudia, eine Prostituierte aus Kolumbien, meint hierzu: *„Leider haben wir keinerlei Schutz, sie behandeln uns hier wie Lastesel. Wir Frauen müssen arbeiten und produzieren, und mehr als ein Deutscher frisst sich satt an unseren Körpern.“*

Trotzdem behandeln sie uns wie Dreck, ohne jeden Respekt. Wir müssen für das Zimmer zahlen, wir müssen darum bitten, dass sie uns arbeiten lassen, und dafür halten sie uns wie in einer Kaserne. Warum? Warum kommandieren sie uns herum? Wenn wir es sind, die bezahlen, sollten wir auch die Forderungen stellen.“

Deshalb bin ich dafür, dass die Prostitution legalisiert wird, dann hätte die Stadt ein Problem weniger, und wir auch. Dazu bräuchte es klare Regelungen mit den Bordellen, und wir hätten, z.B. ärztliche Untersuchungen, sie könnten uns ein Visum für einige Zeit geben, um in Frieden zu arbeiten. Dann hätten sie auch die Kontrolle über die Häuser (die Vermittler/Betreiber) und könnten die Steuern kontrollieren.“

Aus den genannten Gründen ist die Anerkennung der Prostitution als Arbeit überfällig. Ein daraus resultierendes und entsprechendes Arbeits- und Aufenthaltsrecht für die Migrantinnen, die hier dieser Arbeit nachgehen wollen, muss folgen. Die Frauen würden Steuern zahlen, könnten sich versichern und gegebenenfalls Anzeige gegen VermittlerInnen, Bordellbetreiber und gewalttätige Kun-

den oder Arbeitgeber erstatten – ohne Angst vor Ausweisungen haben zu müssen. Sie wären unabhängiger und somit weniger erpressbar. Die Strukturen und Wege wären sichtbarer, da sie aus der Grauzone herausgeholt würden und könnten damit auch für die Frauen sicherer werden.

Unsere Verantwortung als Wirtschaftsmacht im weltweiten Kontext

Die Mechanismen des Marktes und die immense Nachfrage werden nicht verändert oder gar ausgehebelt werden können. Es bedürfte dazu einer wesentlich tiefergehenden Diskussion über unsere Beziehungsvorstellungen und -fähigkeiten, unsere Sexualität und unsere Konsumgewohnheiten und vor allem über unsere Verantwortung als Wirtschaftsmacht im weltweiten Kontext.

Menschen verlassen ihre Heimat und ihre Familien nicht ohne existenzielle Not – insbesondere wenn sie in ein Land reisen, dessen Sprache und Gewohnheiten sie nicht kennen und in dem sie nicht willkommen sind.

Wir werden nur dann Lösungen finden, wenn wir weder vor der komplexen Realität noch der zunehmenden Globalisierung die Augen verschließen. Wir stehen hier letztlich nicht vor einem polizeilichen, ausländerrechtlichen oder Grenzschutz-Problem, sondern vor einem gesellschaftlichen weit größeren Ausmaßes, welches anders, um nicht zu sagen politisch, diskutiert werden muss und nur so gelöst werden kann.

Bleibt nur zu hoffen, dass die politisch Verantwortlichen endlich den Mut finden, die notwendigen und sinnvollen Schritte zur Verbesserung zu unternehmen. Und bleibt zu hoffen, dass die Verantwortlichen in Ämtern und Behörden, die mit diesem Problem in der Praxis konfrontiert sind, sich nicht nur als ausführende Organe betrachten, sondern sich ebenfalls für langfristige und konstruktive Lösungen im Sinne aller Beteiligten einsetzen.

*Christiane Howe, Diplom Soziologin
Judith Rosner, Diplom Politologin
Mitarbeiterinnen von agisra e.V.*

Serebryakova



Die einen beten, die anderen betrinken sich

Latinas ohne Papiere in der Prostitution

Zunehmend suchen Frauen ohne Papiere die Beratungsstelle agisra („Arbeitsstelle gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung“) auf. Viele der Frauen kommen aus Lateinamerika. Entscheidend für die Lebensbedingungen der Frauen ohne Papiere ist natürlich auch deren Arbeitssituation. Haushalt und Prostitution sind zwei gesellschaftlich abgewertete Arbeitsbereiche, die nicht nur klassischerweise von Frauen besetzt werden, sondern auch von Migrantinnen, teilweise ohne Papiere. Zwar ist frau im Haushalt als privatem Raum weitgehend geschützt vor dem Zugriff der Ausländerpolizei, aber sogar in Haushalten ließ die Staatsanwaltschaft Mitte diesen Jahres in Frankfurt und Umgebung Razzien durchführen. Über 200 Frauen – vor allem als Pflegerinnen und Haushälterinnen tätige Polinnen und Tschechinnen – wurden abgeschoben.

für die Arbeit in der Prostitution entschieden haben und nicht dazu gezwungen wurden. Auf Grund der weltweiten ökonomischen Ungleichheit soll diese selbstbewusste Entscheidung nicht mit Freiwilligkeit verwechselt werden.

Die Prostitution ist bislang nicht einmal als Arbeit anerkannt. Möglicherweise nimmt der Gesetzgeber Änderungen vor, so dass der Vertrag zwischen Prostituiertes und Freier nicht mehr sittenwidrig ist und die Prostituierte sich kranken- und sozialversichern kann. Das ist zwar schon eine große Errungenschaft, aber allein dadurch lässt sich weder die Doppelmoral abstellen, noch führt es dazu, dass Migrantinnen ein Aufenthalts- und Arbeitsrecht erhalten. Dennoch ist die Abschaffung der Sittenwidrigkeit die Grundlage dafür, überhaupt eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis für Prostituierte vergeben zu können.

Ich gebe einige Passagen aus einem Interview mit Monica, einer kolumbianischen Frau, wieder. Sie blickt auf eine lange Erfahrung als Prostituierte zurück und hat ein großes Selbstbewusstsein in ihrer Arbeit entwickelt. Leider gehört auch sie zur Gruppe der Menschen in Deutschland, die keine Aufenthaltsgenehmigung haben. Im Moment hat sie wie viele andere keine Möglichkeit, in Frankfurt in einem Bordell zu arbeiten. Seit Anfang des Jahres 2000 wurden ständig Razzien in den Frankfurter Bordellen durchgeführt, so dass illegalisierte Frauen keine Chance mehr haben, dort zu arbeiten. Allein im Jahr 2000 wurden 170 Prostituierte zu meist aus Kolumbien abgeschoben, über 350 erhielten Ausweisungsverfügungen:

„Ich war schon 44 Jahre alt, als ich mich dafür entschied, als Prostituierte zu arbeiten. Es war mehr eine persönliche Entscheidung. Mein Neffe wurde umgebracht, meine Mutter und ich hatten ihn großgezogen. Er war 17 Jahre alt und wurde von einem anderen, neunzehnjährigen Jugendlichen umgebracht. Das war für mich ein ganz schwerer Schicksalsschlag. Immer wieder hatte ich gehört, dass sie diesen oder jenen Bekannten umgebracht hatten, aber niemals hatte es mich ganz

persönlich getroffen. Und deswegen bin ich nach Spanien gegangen. Eigentlich wollte ich nur drei Monate bleiben, um zu vergessen. Ich hatte zuerst keinen anderen Plan, aber dann bin ich in Europa geblieben. Der Hauptgrund war die Gewalt in meinem Land, die ich einfach nicht mehr ertragen konnte. Da es kaum eine andere Möglichkeit zu arbeiten gibt für uns, die wir ohne Papiere in Europa leben, habe ich mich entschieden, in der Prostitution zu arbeiten.

In Kolumbien habe ich in einem Restaurant gearbeitet. Ich habe dort nicht als Prostituierte gearbeitet. Ich kam durch meine Schwägerin nach Spanien und sie hatte schon Erfahrungen in der Prostitution. Aber ältere Frauen sind in Spanien als Prostituierte nicht gefragt. Von anderen Frauen habe ich gehört, dass die Deutschen ältere Prostituierte akzeptieren würden und so bin ich nach Deutschland gekommen. Es gibt viele deutsche Männer, denen auch ältere Prostituierte gefallen. Man erzählte mir auch, dass es leicht sei, einen deutschen Mann zum Heiraten zu finden. In Deutschland habe ich erst einmal die Ruhe genossen, das ist sehr anders hier als in meinem Land, ich habe mich richtig verliebt in diese Ruhe. Da ich auch keine andere Möglichkeit hatte, habe ich in der Prostitution gearbeitet. Am Anfang war es schwer. Eine große Barriere war die Sprache, aber andererseits gibt's für Sex keine Übersetzung, er ist gleich überall auf der Welt. Und natürlich war es schwer, dahin zu kommen, mit 10 oder 20 Männern ins Bett zu gehen. Mit dem Mann oder Freund ins Bett zu gehen ist was völlig anderes, das ist nur einer, aber mit dieser Menge an Männern Sex zu machen, und manche behandeln dich sehr schlecht. Das ist ganz unterschiedlich, die einen misshandeln dich, die anderen verwöhnen dich.

Eine andere Sache ist die, dass man nicht versteht, was die Chefs von einem wollen, ob sie einen beleidigen oder sonst etwas, weil man die Sprache nicht versteht.

Schwer ist es auch, ganz allein in einem anderen Land zu sein, ohne die Familie und

W VON JUDITH ROSNER

as für Haushalte recht neu ist, wird in anderen Bereichen bereits systematisch praktiziert: Der Arbeitsbereich der Prostitution ist prädestiniert dafür, mit Razzien überzogen zu werden. In dieser von Gesetzes wegen halblegalen Welt spielen sich viele kriminelle Machenschaften ab, an denen sich vor allem diejenigen gesundstoßen, die noch keinen einzigen Freier bedient haben. Leider sind vor allem die illegalisierten Frauen die Leidtragenden dieser Razzien-Politik, sie werden ausgewiesen und wenn möglich abgeschoben. Ich beziehe mich hier auf die Gruppe von Frauen, die sich

ohne Freunde. Es sind viele Sachen, die man aushalten muss.

Am Anfang war es wirklich hart, weil das Arbeitsinstrument der ganze Körper ist, man muss sich ausziehen und seinen Körper öffentlich zur Schau stellen. Dafür braucht man viel Mut.

Wenn man in eines dieser Häuser in Frankfurt kommt und weiß, dass man viel Miete zahlen muss – ich habe am Anfang vor neun Jahren 190 DM bezahlt (heute sind es 250 bis 280 DM am Tag, Anm. d. A.) – dann denkt man nur daran, wie man es schafft, diese Miete zu bezahlen. Der Geist vernebelt sich und man denkt nur noch daran, einen nach dem anderen zu bedienen. Am Anfang dominiert einen die Situation. Man steht in der Tür und versucht, die Männer anzulocken und denkt nur daran, wieviel einem noch fehlt, um die Zimmermiete zu bezahlen. Man drängt viele Sachen, um den Geist zu

davon leben muss. Aber geekelt habe ich mich schon oft. Es gibt einige Männer, die sind sehr schmutzig und richtig ekelhaft, mit dreckigen Schuhen und schmutziger Unterwäsche. Normalerweise sind die gut Angezogenen nicht so schmutzig, aber auch da gibt es manche, die sind so ekelhaft, wenn sie sich ausgezogen haben.

Manchmal lehne ich Männer ab, aber nicht so oft. Vor allen Dingen dann, wenn du merkst, dass einer nicht das einhält, was vereinbart wurde.

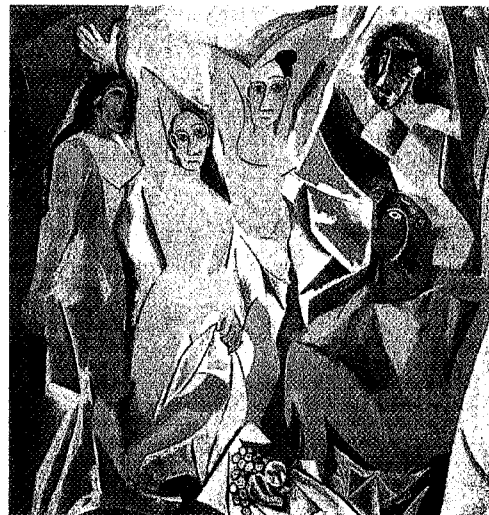
Ich sehe es als eine Arbeit, die ich gut machen kann, weil ich mittlerweile gelernt habe, die Situation zu dominieren. Ich weiß mich zu wehren und verstehe heute alles. Als ich anfang mit dieser Arbeit, war es der Freier, der mich dominierte, heute bin ich es. Ich entscheide, wo er mich berühren darf und wieviel er bezahlen muss. Heute habe ich viel Erfahrung, aber leider keine Arbeitsmöglichkeit mehr, weil ich keine

und warten nun, ob es wieder eine Möglichkeit gibt. Eine Hoffnung ist, dass die Polizei jetzt sechs Monate aktiv ist und sie danach die Sache wieder vergessen. Als Illegale hast du überhaupt keine Rechte, wir müssen höhere Miete zahlen, überhaupt ist alles teurer zu bezahlen, der Arzt etc. Man versucht immer zu verhindern, in eine Polizeikontrolle zu kommen, ich hatte viel Glück, aber meine schwarzen Kolleginnen haben kein Glück. An mir ist die Polizei vorbeigegangen, aber meine zwei schwarzen Kolleginnen neben mir haben sie mitgenommen. Ich habe eine schwarze Freundin, die sich im Moment überhaupt nicht mehr auf die Straße traut. Ich habe es gelernt, meine Nerven im Griff zu halten, aber es gibt viele im Augenblick, die nicht auf die Straße gehen. Wenn sie ein Polizeiauto sehen außerhalb des Rotlichtviertels, wo es ja nicht so problematisch ist, fangen sie an zu zittern und an den Nägeln zu kauen.

Ich glaube nicht mehr daran, dass es in Deutschland eine Veränderung geben wird, das ist tatsächlich eine Utopie. Es sind ja nicht nur die, die in der Prostitution arbeiten, es gibt ja viele Männer, die auf Baustellen arbeiten oder in Putzkolonnen und die gar nicht oder nur sehr schlecht bezahlt werden.

Einer Hausangestellten z.B. zahlt man normalerweise 18,- DM, einer Illegalen aber oft nur 5,- DM. Ich weiß das, weil ich viele Bekannte habe, die so arbeiten, dasselbe gilt für die Männer auf den Baustellen, denn auch da kenne ich einige Kolumbianer, die die Erfahrung machen mussten, dass ihnen weniger bezahlt wurde oder manchmal auch gar nichts.

Wir, die wir hier illegal sind, wissen, dass wir im Moment keine Möglichkeit haben, hier zu arbeiten. Aber für die verheirateten Frauen wäre es gut, wenn sie die Prostitution legalisieren würden und als Arbeit anerkennen. (...) Für mich wäre es wichtig, dass man uns als ganz normale Menschen ansieht und unsere Arbeit anerkennt." ♦



arpaccio, Grosz, Picasso

schützen. Die einen beten, die anderen betrinken sich. Die meisten Kolumbianerinnen und Dominicanas lesen viel in der Bibel.

Man weiß genau: Wenn man es nicht schafft, das Zimmer zu bezahlen, wird man rausgeschmissen. Man ist allein, nur Gott ist bei dir.

Es ist ein bisschen kompliziert, man liest die Bibel und betet zu Gott, dass er einem Männer schickt, und in der Bibel steht geschrieben, dass es verboten sei, sich zu prostituieren.

Viele denken, dass das Geld nicht lange erhalten bleibt, weil es nicht ehrenhaft verdient ist. Aber ich denke, es ist eine Art und Weise, sein Leben zu finanzieren. Wenn ich das nicht mache, habe ich kein Geld für Essen, Wohnung etc.

Man muss sehr mutig sein und die Zähne zusammenbeißen. Man muss vergessen, was man da eigentlich tut, weil man ja

Papiere habe. Heute sehe ich es als eine Arbeit an, die man wie einen Beruf ausüben kann, weil ich tatsächlich gelernt habe, wie man professionell arbeitet. Als ich anfang, war ich wie ein verschrecktes Vögelchen. (...)

Es kommen Männer aller Kategorien, aller Altersstufen, aus allen sozialen Klassen. Die Berufstätigen kommen morgens vor der Arbeit, mittags in der Pause oder direkt nach Dienstschluss. Manche kommen sehr früh morgens, dann sind sie frisch rasiert und geduscht.

Angst und Arbeitslosigkeit durch Razzien

Im Moment gibt es keine Arbeit für Frauen ohne Papiere hier in Frankfurt, viele wurden abgeschoben, einige sind nach Spanien oder Italien und einige warten hier, sind bei Freunden untergekommen

Judith Rosner arbeitet bei agisra in Frankfurt. Kontakt: Tel. 069/777752-55, e-mail: info@agisra.de

Legalize them!

Die Paar- und Familientherapeutin Ida Schrage arbeitet seit 1995 für AGISRA (Arbeitsgemeinschaft gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung). Die Beratungsstelle ist unabhängig und ihre Angebote für Frauen sind kostenlos und anonym. Der Aufenthaltsstatus der Frauen ist ihnen egal: „Es gibt keine Illegalen. Es gibt lediglich ‚illegalisierte‘, die durch die Gesetzgebung dazu gemacht werden. Wir haben immer dafür gekämpft, dass diejenigen, die hier sind, einen dauerhaften Aufenthaltsstatus, Arbeitserlaubnis etc. bekommen. Damit sie die gleichen Rechte haben.“ Und im Hinblick auf die aktuelle „Visa-Affäre“ kritisiert sie den heuchlerischen Diskurs: „Wir sind der Meinung, dass es gut ist, wenn eine Frau aus der Ukraine hierher kommen kann und offiziell Papiere hat. Damit läuft sie viel weniger Gefahr, abhängig gehalten und ausgebeutet zu werden.“



Foto: Britt Weide

Ida Schrage

Welche Arbeitsfelder hat AGISRA?

AGISRA ist Anfang der 90er Jahre aus der feministischen und antirassistischen Bewegung heraus entstanden, zunächst in Frankfurt, dann in Köln. Anlaufstellen für Migrantinnen gab es damals nicht. Unsere Arbeit besteht aus Orientierungsangeboten sowie psychosozialer und therapeutischer Begleitung für Migrantinnen und Flüchtlingsfrauen. Wir bevorzugen den Terminus „Migrantinnen“, denn wir sind keine „Ausländerinnen“: Wir leben hier und wollen hier bleiben und einen Raum zur Beteiligung an dieser Gesellschaft haben. Ein anderer Arbeitsschwerpunkt zielt auf die Gesellschaft ab; wir machen Lobbyarbeit für Migrantinnen und Flüchtlinge. Wir unterstützen auch Frauen, die zwangsverheiratet wurden. Wichtig sind auch unsere Aktivitäten gegen den Paragraphen 31 des Ausländergesetzes, der festlegt, dass verheiratete Migrantinnen zwei Jahre lang Haus und Bett mit ihren EhepartnerInnen teilen müssen, ehe sie ein eigenständiges Aufenthaltsrecht bekommen. Früher waren es sogar vier Jahre. Wir verlangen heute, dass die verheirateten MigrantInnen schon ab dem Zeitpunkt der Eheschließung dieses Recht haben, denn viele Männer nutzen die Abhängigkeit aus, um ihre Frauen zu misshandeln. Über all diese Themen wollen wir die Gesellschaft informieren.

Außerdem machen wir Unterstützungsarbeit für Sexarbeiterinnen, z.B. auch dann, wenn sie aus der Prostitution aussteigen möchten. Im Fall der Frauen, denen wir einen Rechtsanwältstermin im Zusammenhang mit Frauenhandel organisieren, können wir sogar die Kosten übernehmen, denn die Bundesregierung stellt uns dafür Mittel zur Verfügung. Des Weiteren arbeiten wir mit dem Gesundheitsamt der Stadt Köln zusammen, das die Sexarbeiterinnen darüber aufklärt, wie sie sich vor Krankheiten schüt-

zen, z.B. mit Impfungen vorbeugen können, die im Gesundheitsamt kostengünstiger als beim Arzt und anonym sind. Wir informieren über diese Angebote, dafür haben wir Broschüren in verschiedenen Sprachen.

Es heißt, mehr als 60 Prozent der Frauen, die in Deutschland in der Prostitution arbeiten, sind Migrantinnen. Welche Nationalitäten sind unter den Sexarbeiterinnen in Köln vertreten?

Diese Zusammensetzung ist immer relativ – durch das Phänomen der Kettenmigration, d.h. eine Person holt Verwandte oder FreundInnen an einen bestimmten Ort nach. So gibt es in Köln relativ wenige Frauen aus Lateinamerika, die in der Prostitution arbeiten, im Gegensatz zu Frankfurt. Hier sind die Sexarbeiterinnen hauptsächlich aus afrikanischen oder asiatischen Ländern sowie aus Osteuropa. Viele von letzteren kommen und gehen: Sie kommen zum Wochenende hierhin, um zu arbeiten, und reisen danach wieder zurück. Die lateinamerikanischen Frauen kommen manchmal auch nur für einige Monate hierher. Früher sind sie von einem Land zum anderen gezogen. Heute geht das nicht mehr, da das Touristenvisa für die ganze EU nur drei Monate lang gilt. Andere Lateinamerikanerinnen sind verheiratet und haben eine Arbeitserlaubnis. Für viele Sexarbeiterinnen ist seit dem Prostitutionsgesetz von 2002 die Arbeitssituation besser als früher, weil sie nun das Recht auf eine Krankenversicherung und einen Arbeitsvertrag haben. Allerdings müssen sie nun Steuern zu zahlen. Das bringt wiederum mehr Kontrollen mit sich. Früher kamen die Frauen ohne Papiere hierhin, arbeiteten und gingen wieder. Für diese Frauen ist es heute schwieriger geworden. Und die Kontrolle gegenüber den Papierlosen geht nicht nur vom Staat aus. Zwischen den Sexarbeiterinnen selbst gibt es mehr Konkurrenz: Diejenigen, die Steuern, Rentenversicherung usw.

zahlen, müssen das von ihrem Verdienst abführen, während die anderen in ihrer rechtlosen und ungeschützten Situation bereit sind zu viel schlechteren Bedingungen zu arbeiten und insofern die Preise drücken. Daher steigen Gewalt, Konkurrenzverhalten und Diskriminierungen unter den Frauen selbst an. Da der Kontrolldruck größer ist, steigt auch die Abhängigkeit der papierlosen Frauen von organisierten Zuhälterkreisen, die sie wiederum so besser ausbeuten können. Und ich spreche jetzt von denjenigen Frauen, die in dem vollen Bewusstsein hierher gekommen sind, dass sie in der Prostitution arbeiten werden. Ihnen fehlten jedoch die Informationen über die rechtlichen Bedingungen hier. Sie wussten nicht, dass sie illegalisiert werden und hier nicht arbeiten dürfen. Sie wussten nichts über das Ausmaß der Abhängigkeit, in die sie sich hineinbegeben. Ganz zu schweigen von den Frauen, die unter falschen Versprechungen hierher gelockt wurden. Hier gibt es viele Frauen aus Ecuador, Kolumbien und der Dominikanischen Republik, aber auch Brasilianerinnen, die in der Prostitution arbeiten. Alle sozialen Schichten sind vertreten. Sie kommen hierher ohne das Land oder die Sprache zu kennen und schaffen es oft, ihre Kinder und Ehemänner nachzuholen. Für Frauen ist es allerdings auch einfacher, in bestimmten Sektoren Arbeit zu finden, z.B. in Privathäusern, was ihnen eine gewisse Unsichtbarkeit garantiert. Viele dieser Familien leben oft jahrelang alle ohne Papiere hier. Dafür müssen eine unglaubliche Stärke sowie Organisationstalent aufgebracht werden. Deshalb sind sie auch keine „Opfer“! Und sie erreichen sehr viele Dinge – dass ihre Kinder im Herkunftsland zur Schule gehen oder dass sie ein Geschäft aufziehen etc. Dafür müssen sie hart arbeiten, was auch schwerwiegende körperliche Probleme mit sich bringt. Da unter den Sexarbeiterinnen eine starke Konkurrenz herrscht, müssen gerade die Papierlosen alles akzeptieren. Damit meine ich nicht nur Sex ohne Kondom oder Sado-Maso-Praktiken, sondern die Tatsache, dass die Frauen schlicht zu viel arbeiten. Oder auch die Lebensbedingungen hier: Oft leben bis zu zwölf Personen in einem Zimmer, mit wenig Licht, Heizmöglichkeiten oder sanitären Anlagen. Dadurch, dass sie die Sprache nicht können, wird eine Kette von Abhängigkeiten in Gang gesetzt: Sie brauchen stets eine andere Person, die für sie die Sachen regelt. Unser Kampf besteht darin, diese Abhängigkeiten zu durchbrechen, indem ihr Aufenthalt legalisiert wird. Die Prostitution hat schon immer existiert und wird weiter bestehen, solange es die Nachfrage gibt, deshalb hat der Staat ja auch ein Interesse daran, darauf Steuern zu erheben, weil dieser Bereich sehr hohe Einnahmen einbringt.

Was denkt AGISRA über den umstrittenen Begriff des „Menschenhandelsopfers“? (siehe auch Beitrag von Juanita Hennig)

Wir kämpfen gegen die Ausbeutung derjenigen Frauen, die nicht mehr in der Prostitution arbeiten wollen. Seit kurzem haben wir eine Zusammenarbeit mit der Polizei in Bezug auf die Frauen, die bei Razzien aufgegriffen werden oder die freiwillig Anzeige erstatten, weil sie die Ausbeutung nicht mehr ertragen. Solange sie als Zeuginnen noch hier sind, verteidigen wir ihre Interessen. Wir kämpfen aber auch dafür, dass sie nach Prozessende hier bleiben dürfen.



agisra
Köln e.V.

In der Zeit geben wir alle Art von Unterstützung, die sie brauchen: psychosoziale, therapeutische, medizinische Unterstützung, besorgen ihnen eine Wohnung, Geld und eine Arbeitserlaubnis für die verbleibende Zeit. Es gibt ein Zeugenschutzprogramm für Menschenhandelsopfer. Darüber hinaus haben wir z.B. gefordert, dass diejenigen Frauen, die nach der Rückkehr in ihrem Herkunftsland in Gefahr sind, hier bleiben dürfen, unter einer anderen Identität. Oder dass sie die Möglichkeit haben, eine Ausbildung oder einen Sprachkurs zu machen, solange sie noch hier sind. Denn damit hätten sie in ihrem Herkunftsland viel bessere Perspektiven. Für uns handelt es sich um „Opfer“, wenn es um Missbrauch geht. Das fängt damit an, dass sie belogen oder eingesperrt werden. Oder wenn ihre Arbeitsbedingungen und Zeiten komplett fremdbestimmt sind, also Sklaverei vorherrscht und ihre Rechte als Person nicht respektiert werden. Oder bei Minderjährigen. Wenn uns die Frauen ihre Geschichten erzählen, wird sehr schnell ersichtlich, ob sie Opfer sind oder nicht – wenn sie selber sich so wahrnehmen! Wenn sie sagen, das war nicht das, was ich wollte.

Aber die Institutionen und Organisationen, die an der Kampagne gegen Menschenhandel beteiligt sind, legen selber fest, wer die „Opfer“ sind ...

Da machen wir aber nicht mit. Wir arbeiten mit unseren Klientinnen zusammen, mit denjenigen, die sich von sich aus an uns wenden. Wir versuchen sie darin zu bestärken Grenzen zu setzen.

Gegenüber den Autoritäten stellen wir Forderungen, z.B. Greencards für Sexarbeiterinnen, denn viele Lateinamerikanerinnen in der Prostitution hier wollen gar nicht auf ewig hier bleiben, sondern eine Zeit lang arbeiten, Geld verdienen und wieder zurück gehen!

Die Polizei sagt z.B.: „Aber die Frauen wussten, was sie hier machen werden“, um sie zu kriminalisieren, woraufhin wir entgegneten, dass sie aber nicht darüber Bescheid wussten, dass ihre Arbeitsbedingungen illegalisiert sind. Mit der Internationalen Organization for Migration (IOM) läuft folgende Kooperation: Wenn klar ist, dass die Frauen zurück kehren müssen, weil sie bei einer Kontrolle aufgefliegen sind oder freiwillig zurück wollen, zahlt ihnen die IOM die Tickets und gibt ihnen 100 Euro für den Weitertransport oder ein Hotelzimmer in den ersten Tagen in ihrem Land. Die Frau muss unterschreiben, dass die Rückkehr freiwillig war. Wobei der Terminus „freiwillig“ zu hinterfragen ist. Außerdem darf sie fünf Jahre lang nicht wieder nach Deutschland einreisen. Des Weiteren bietet die IOM Weiterbildungsmöglichkeiten in ihrem Heimatland an. Mit diesen Wiedereingliederungsprogrammen wird ihre Geschichte jedoch öffentlich gemacht. Unsere lateinamerikanischen Klientinnen, die mit der IOM zurückgekehrt sind, haben von diesem Angebot keinen Gebrauch gemacht, weil sie nicht wollen, dass ihre Familien von ihrer Sexarbeit hier erfahren.

Im Moment führen wir gerade eine Diskussion über die Machenschaften der IOM weltweit. Unsere Hauptkritik richtet sich zurzeit auf den Umstand, dass die Rückkehr nicht freiwillig erfolgt und dass die Frauen indirekt kriminalisiert werden. *

Das Interview mit Ida Schrage führte Britt Weyde im Februar 2005 in Köln.

Adriana und ihre Chicas im Kreis 4

Bei Papi im Zürcher Kreis 4 ist immer etwas los: Hier suchen die Sexarbeiterinnen aus Lateinamerika Ruhe und Rat. Zum Beispiel Ana, die Übermütige, oder die schicke Mercedes – und natürlich Adriana, die Milieukönigin.

VERENA MÜHLBERGER

Schaut mal die Typen dort an! – Wisst ihr schon, was Antonia* und mir letzte Woche passiert ist? – Hola, Chicas! Habt ihr «goma» mitgebracht? Kaum angekommen, werden wir von spanischsprechenden Frauen umringt. Alle kennen einander. Sie küssen und umarmen eine Kollegin, die eben zurückgekehrt ist. Eine Frau krempelt den rechten Ärmel hoch, zeigt auf eine geschwollene Stelle: «Ein Wespenstich. Was soll ich tun?» – «Ist mein Visum auch in Deutschland gültig?» fragt eine andere und holt ihren venezolanischen Pass aus der Handtasche.

Montag, acht Uhr abends, vor «Papis» Café im Zürcher Kreis 4. Die Lateinamerikanerinnen nennen den Betreiber des Lokals – wie auch die anderen Vertrauenspersonen im Milieu – Papi. Ana, Celia, Antonia, Mercedes und Adriana sind aus Kolumbien, Venezuela oder Ecuador und leben hier von der Prostitution. Ana schimpft und gestikuliert. Sie bringt zuerst nur spanische Brocken heraus. Razzia ... policia ... esposas (Handschellen) ... Mehrere Frauen rufen dazwischen, ja, die Polizei wird immer respektloser, auch mir ist etwas Ähnliches passiert, und meiner Freundin ... Wir, die beiden Gassenarbeiterinnen und die Journalistin, setzen uns an einen Holztisch im Freien. Sandra Morales und Silvia Gautschi arbeiten im Gassenprojekt «femme totale» der Zürcher Arbeitsgemeinschaft für Jugendprobleme (ZAGJP). Ihre abendliche Runde durch das Langstrassequartier beginnen sie bei Papi.

Silvia Gautschi hört sich die Verhaftungsgeschichte an, erkundigt sich nach Antonia, die nach drei Tagen Haft vier Kilo abgenommen habe, und erteilt Tips zur Behandlung von Wespenstich-Allergien. Hin und wieder wirft sie einen diskreten Blick zur Kneipe auf der anderen Strassenseite, wo zwei Männer, etwa 35-jährig, in Sportjacken, sitzen und zu uns herüber starren. Ob das Zivilpolizisten sind? Sandra Morales erklärt, wie man zu einem Deutschlandvisum kommt, bewundert Familienfotos und verteilt Goma (Präservative). Die Frauen kommen und gehen, keine bleibt länger als ein paar Minuten. Sandra, die Gassenarbeiterin, erinnert alle an den Treffpunkt, der donnerstags stattfindet: «Dort haben wir mehr Zeit, um zu reden.» Sí, ilegamos. Alle versprechen es.

Celia. Wir begegnen Celia, als wir Papis Lokal verlassen. Sie ist auf dem Weg zu einer Freundin, deren Geld sie eine Zeitlang gehütet hat. Mit dem Kinn deutet sie auf die Innentasche ihrer Wolljacke: Dort ist das Geld versteckt. Celia will nicht stehenbleiben, die Strasse ist gefährlich. Sie lädt mich ein, sie an ihrem neuen Arbeitsort zu besuchen.

«Acht Tage nachdem meine Freundin und ich in der Schweiz angekommen waren, gerieten wir in eine Razzia.» Celia putzt, wie jeden Abend, in einer Zahnarztpraxis am Zürichberg die Böden. «Die Polizei nahm uns alles Geld weg, und meine Freundin wurde ausgeschafft. Ich blieb allein auf der Strasse. Auch in meinem zweiten Zimmer beschlagnahmte die Polizei alles, sogar meine Fotos. Zwei Monate später noch einmal dasselbe.» Celia hatte genug vom Milieu. Heute lebt sie ausserhalb des Kreis 4 und versucht, sich als Putzfrau durchzuschlagen. Sie kommt nur noch hierher, wenn sie ihre Freundinnen treffen will.

Celia leert die Abfallkörbe, schnürt den Zürrsack zu. Sie hat sich eine Schürze um den Bauch gebunden und das Haar hochgesteckt. «Ich arbeite fast nicht mehr auf der Strasse, weil ich so grosse Angst habe. In meinem Land wäre ich sicher keine Prostituierte. Ich studierte und arbeitete in einer Bank. Dann starb mein Mann bei einem Autounfall, und mit dem Geld der Lebensversicherung kaufte ich eine kleine Fabrik. Vor zweieinhalb Jah-

* Aus Sicherheitsgründen wurden alle Personen- und Ortsnamen im Milieu verändert.



ILLUSTRATION, ANNA SOMMER

ren erkrankte meine Tochter an einem Rückentumor. Ich musste die Fabrik wieder verkaufen, um die Operation zu bezahlen. Doch ich brauchte noch mehr Geld: So kam ich in die Schweiz.» Die Schweiz sei ein friedliches Land, fügt Celia hinzu.

Neun Uhr dreissig. Östlich der Langstrasse, hinter dem windigen Helvetiaplatz, ist es dunkel auf dem Trottoir. Fünf Frauen, in schicken Kleidern und dezent geschminkt, stehen vor einem Gebäude. «Dieser Strassenabschnitt wird kontrolliert», erklärt Silvia Gautschi, «um hier arbeiten zu dürfen, müssen sie Geld abgeben. Das können sich nur diejenigen Frauen leisten, die eine Aufenthaltsbewilligung haben und schon einigermaßen etabliert sind.» Eine der Frauen, sie heisst Mercedes, kommt auf uns zu, nimmt die Gassenarbeiterin beiseite und redet leise auf sie ein. Die anderen stöckeln nervös zwischen Haus, Trottoir und Strasse hin und her. Manchmal wechseln sie ein paar Worte mit einem Passanten oder führen Nattel-Gespräche. Die Freier verhalten sich diskreter: Die meisten verschwinden rasch ins Haus und tun so, als hätten sie ein klares Ziel. Sie müssen jetzt wieder arbeiten gehen, verabschiedet sich Mercedes. Das Geschäft laufe schlecht im Moment, die Freier machen sich rar. «Kommt du am Donnerstag auch?» ruft ihr Silvia nach.

Mercedes. Für ihr Apartment bezahlt sie 3000 Franken im Monat. Es ist ein etwa dreissig Quadratmeter grosses Zimmer mit roten Teppichen und Spiegeln überall. In der Mitte des Raumes steht ein Bett, in einer Ecke ein Wandschrank mit einer Miniküche. Eine Tür führt ins Badezimmer. Mercedes wohnt erst seit einigen Monaten hier. «Am Anfang lebte ich zwischen Kälte und Angst vor der Polizei, ohne zu wissen, was ich tun sollte. Dann lernte ich Erich kennen, der mich ein paar mal als Freier besuchte.» Sie verliebte sich in ihn und folgte ihm nach Schwyz, wo er eine Sägerei besitzt. Sie heirateten. Mercedes rückt ihr Dekolletée zurecht, zündet sich eine Zigarette an. «Den ersten Schock erlebte ich gleich nach

der Hochzeit: Er sagte mir, ich müsse wieder anschaffen.» Erich schickte Mercedes in einen Salon und kassierte jedes Wochenende das Geld ein. «Doch ganz so dumm war ich nicht: Einen Teil des Geldes legte ich auf ein eigenes Konto, von dem er nichts wusste.» Der nächste Schlag traf Mercedes noch härter: Nach einer Reise teilte ihr Erich mit, er habe jetzt eine andere Frau und wolle nichts mehr mit ihr. «Er behandelte mich wie Dreck. Eines Tages schnitt ich mir die Pulsadern auf.» Sie wirft ihre Locken nach hinten und zündet sich eine zweite Zigarette an.

Als Mercedes aus dem Spital entlassen wurde, reiste sie nach Zürich. Sandra, die Gassenarbeiterin, vermittelte ihr ein Zimmer bei Celia. Dann lernte sie Adriana, eine im Milieu etablierte Lateinamerikanerin, kennen, die sie unter ihre Fittiche nahm. «Vor kurzem habe ich mich mit meinem Mann veröhnt, weil ich ohne ihn die Aufenthaltsbewilligung verliere. Geld gebe ich ihm keines mehr, und ich bestimme selbst über mein Leben. Dank Adriana und der anderen Frauen habe ich aus dem Loch herausgefunden.» Doch die Wochenenden, die sie mit ihrem Mann verbringen muss, widern Mercedes an: «Jedesmal, wenn ich in Schwyz am Bahnhof stehe und er auf mich zukommt, fühle ich mich wie versteinert.»

Zehn Uhr dreissig. Wir überqueren die Langstrasse. «Bonjour mesdames!» An einem offenen Fenster zu einem schummrigen, blau beleuchteten Zimmer thront eine stattliche Afrikanerin. «Wie geht es dir, Marie-Antoine?» fragen die Gassenarbeiterinnen. Marie-Antoine schneidet eine Grimasse: «Es geht mir sehr schlecht. Kein ordentlicher Freier kommt mehr bei mir vorbei, sei sie hier um die Ecke mit Drogen handeln. Keine Arbeit, kein Geld. Ausserdem hat sich eine Frau auf der anderen Strassenseite postiert, ohne mich zu fragen. Bisher war es normal, dass sich alle mit mir abzusprechen hatten. Es gibt keinen Respekt mehr. Nichts.»

Ein paar Häuserzeilen weiter: lautes Gelächter. An einer Strassenecke hat sich eine Gruppe junger Lateinamerikanerinnen ver-

sammelt. Ana, die vorher bei Papi von ihrer Verhaftung berichtete, steht im Mittelpunkt. Mit ihrem schulterlangen Haar, den Jeans und dem blauen Sweatshirt wirkt sie wie eine Gymnastin. Als die Gassenarbeiterin einen Plastiksack aus der Tasche holt, wird sie von den Frauen bestürmt: «Mir auch, Mamí!» Jede bekommt eine Handvoll Goma.

Ana wird immer übermütiger. Als ein Mann um die Ecke spaziert, springt sie aufs Trottoir, stellt sich vor seine Nase und schreit «Gruc-zil!» Er hat schütteres, blondes Haar und trägt eine grüne Sportjacke. Ana begleitet ihn ein paar Schritte und beginnt zu verhandeln. «Pass auf, es könnte ein 'primo' sein!» warnen die anderen – ein «Vetter», so werden Zivilpolizisten genannt. Die junge Frau lässt von ihrem potentiellen Kunden ab, kehrt schmollelend zurück.

«Aufgepasst! Cuidado! Attention! Be careful! Auf der Gasse bewegen sich auch immer Klienten oder Voyeure, die Kontakte zur Polizei haben. Diese können versuchen, Ihre Situation auszunutzen. Das Denunziantentum wird von der Stadt offen propagiert. Wagen Sie keine Alleingänge, Sie könnten sich in Gefahr bringen», sagt das Informationsbulletin von «femme totale» in mehreren Sprachen.

«Nimm dich vor Schweizern in acht, es sind meistens Primos», wiederholt die Gassenarbeiterin. «Schade», mault Ana, «die Schweizer Männer gefallen mir eben am besten!»

Mittwoch, drei Uhr nachmittags. Bei Papi ist es ruhiger als am Abend, im Hintergrund läuft brasilianischer Lambada, einige Frauen schauen sich im Fernsehen eine schmutzige Telenovela aus Mexiko an. Fast alle Gäste sprechen spanisch. Papi, ein etwa vierzig-jähriger Latino, der eher aussieht wie ein Postbeamter als ein Milieumacker, serviert das Essen. Es gibt nur ein Menü: Hühnersuppe, Reis, Pommes frites, Linsen, Bananen – wie in Kolumbien. Auch Antonia, um die sich die anderen am Montag Sorgen machten, ist wieder da. Sie schneidet sich Bananenscheiben in die Suppe und isst gierig. Die anderen Frauen am Tisch tauschen Neuigkeiten aus: über eine Kollegin, die bereits dreimal ausgeschafft wurde und trotzdem zurückgekehrt ist; über eine zweite, die frustriert abgereist ist, weil sie fast nichts mehr verdiente, und eine dritte, die endlich geheiratet hat. Antonia horcht auf.

Antonia. «Am schlimmsten im Knast war das Essen. Schon um sieben Uhr morgens klopfen sie: 'Guten Morgen, das Frühstück!' Es grauste mir davor. 'Nein', sagte ich, 'ich will nicht.' Um elf Uhr vormittags klopfen sie wieder: 'Guten Tag, das Mittagessen.' – 'Nein, ich will nicht.' Das Essen sah schuesslich aus. Am Nachmittag nochmals dasselbe. Ich ass drei Tage lang nichts. Auch sonst wollten sie immer etwas von mir: dass ich meine Zelle aufräume, dass ich das WC putze. Ich sagte immer nein. Warum sollte ich für sie arbeiten?» Jetzt hören alle am Tisch zu. Antonia knüpft ihre Haare zu einem Rossschwanz zusammen und heftet sich ein graues Hüthen schräg auf den Kopf. Im letzten halben Jahr sei sie achtmal von der Poli-

FORTSETZUNG SEITE 6

Noch schnell
Ab 13. November
es die WoZ bereit
am D
am Kios 187

Adriana und ihre ... Fortsetzung von Seite 5

zei angehalten worden, prahlt sie, halb lachend, halb empört. Ihre Papiere seien aber immer in Ordnung gewesen. Auch die letzte Verhaftung sei unrechtmässig gewesen. Sie habe für ein Eheversprechen die Papiere im Stadthaus deponiert und könne deshalb nicht ausgeschafft werden. Unterdessen hat sie einen Anwalt eingeschaltet. Der Gassenarbeiterin verspricht Antonia, ihr am Donnerstag alle Gerichtsunterlagen zu zeigen.

Antonia will sich von der Polizei nicht unterkriegen lassen. «Warum behandeln sie uns Prostituierte nicht wie normale Menschen? Sie fragten mich, warum ich ausgerechnet einen Schwarzen heiraten wolle. Sie lachten mich aus und witzelten über meinen nackten Bauch: Ich hatte ein ganz kurzes Top an. Einer findet: 'Du bist viel zu jung für die Prostitution, du könntest meine Tochter sein.' Ich sage darauf: 'Deine Tochter könnte drogenabhängig werden, das ist noch viel schlimmer. Wir tun nichts Böses, wenn wir den Männern für hundert Franken ein paar Caricias [Zärtlichkeiten] geben.' Einmal hatte ich einen Freier, der zeigte mir danach seinen Polizeiausweis.» – «Und? Hat er dich bezahlt?» fragt jemand am Tisch. Antonia lacht: «Ja, hundert Franken!»

Hundert Franken sind seit Jahren der Preis für Standard. Ein lukrativer Job? Der Konkurrenzdruck zwingt immer mehr Frauen dazu, sich mit weniger zu begnügen. Rund achtzig Prozent des Geldes gehen für Miete, Inseratekosten, Versicherungen und staatliche Abgaben weg. Noch prekärer ist die finanzielle Lage der Migrantinnen, die ohne Arbeitsbewilligung anschaffen: Oft müssen sie auch noch Schulden abzahlen (etwa für Reisekosten oder Schmiergelder), so dass ihnen höchstens ein Zehntel des verdienten Geldes fürs Essen, für Kleider und Kosmetik und für die Familie zu Hause übrig bleibt.

«Wenn du hier heiraten willst, musst du ständig Geld hinblättern», seufzt Antonia. «Hundert Franken für dieses amtliche Papier, fünfzig Franken für jenes. Es hört nie auf.» Antonias Verlobter ist Kolumbianer. Im Gegensatz zu den meisten Schweizer Männern, die sich eine Ehe mit 20000 oder 30000 Franken bezahlen lassen, verlange er gar nichts. Sie heirate ihn, weil sie ihn liebe.

Adriana. An der älteren Milieukönigin mit der Bassstimme und der knallroten Perücke kommt keiner vorbei. Den beiden Gassenarbeiterinnen hat sie einmal aus der Patsche geholfen, als eine Zuhälterin, die in ihnen wilde Konkurrentinnen sah, sie mit den Fäusten angriff. Adriana herrscht über einen kleinen Strassenabschnitt, die anderen Reviere in der Umgebung kontrollieren zwei Frauen, von denen sie nur Böses berichtet: «Das sind hässliche, schamlose Weiber, die nur ans Geld denken.» Adriana lebt seit über zwanzig Jahren im Milieu, sie kennt das Kabarett und den Strassenstrich in verschiedenen Ländern, die Besitzverhältnisse in den Salons und die Methoden der Polizei. Selbst schafft sie nicht mehr viel an, sondern sie berät, betreut und beschützt jüngere Prostituierte – ob sie dafür Geld kassiert, lässt sie offen.

«Sehr wichtig für unsere Arbeit ist der persönliche Kontakt mit Frauen, die eine langjährige Erfahrung im Sexgewerbe haben», sagen die Gassenarbeiterinnen. Nur so erhalten sie Informationen über das Milieu und können Frauen unterstützen, ohne die eigene Sicherheit zu gefährden. Seit Beginn des Projektes «femme totale» Ende 1995 haben Silvia und Sandra jährlich rund 300 Frauen beraten, einen Grossteil davon wegen Gesundheitsproblemen, Aufenthaltsbewilligungen, Bussen oder Verhaftungen. Verboten ist für die Migrantinnen im Kreis 4 fast alles. Falls sie wie Celia kein Visum mehr haben,

dürfen sie gar nicht hier sein. Besitzen sie ein dreimonatiges Touristinnenvisum – wie dies bei Ana der Fall ist –, erlaubt man ihnen zwar zu konsumieren, nicht aber zu arbeiten. Auch Sexarbeiterinnen, die wie Mercedes und Adriana über Aufenthalts- und Arbeitsbewilligungen verfügen, bewegen sich ständig am Rande der Illegalität: Im Langstrassequartier ist der Strassenstrich seit Anfang Jahr untersagt.

Als wir sie an einem Nachmittag besuchen, liegt Adriana in Leggings und Plüschpulli auf ihrem Bett. Sie sei müde, sagt sie, denn sie habe heute für alle gekocht: für Mercedes und zwei andere Kolleginnen, für sich und ihren Ehemann. Adriana ist mit einem Zürcher verheiratet und glückliche Besitzerin eines roten Passes. Dennoch beklagt sie sich darüber, dass die Polizei ständig in ihrem Revier patrouilliert und den Frauen Bussen verpasst. «Wir können nicht im Niederdorf arbeiten, dort vermietet uns niemand ein Studio. Warum lassen sie nicht wenigstens diejenigen in Ruhe, deren Papiere in Ordnung sind?»

Bruno Probst. Der Chef der Fachgruppe Sittenpolizei in der Stadt Zürich gibt am Telefon bereitwillig Auskunft. Er hat keine Freude an den vielen Ausländerinnen, die Schweizer Männer heiraten. «Leider können wir dagegen nichts tun», bedauert er. Probst bestätigt, dass im Kreis 4 die polizeiliche Repression in der letzten Zeit verstärkt wurde, obwohl die Anzahl illegal arbeitender Frauen immer etwa gleich hoch sei: rund 300. Zugenommen habe hingegen die Anzahl Salons sowie der legal registrierten Prostituierten. Dieses Jahr seien bereits 220 Frauen neu ins Geschäft eingestiegen (1994 waren es nur 117); die meisten, so vermutet Probst, besäßen dank einer Scheinehe den B-Ausweis. Insgesamt 306 Frauen hat die Polizei in diesem Jahr bei illegaler Prostitution «ertappt» – Wie? – «Natürlich haben wir Zivilpolizisten, die sich von den Frauen ansprechen lassen», gibt Probst zu. 141 der «ertappten» Frauen seien dem Bezirksanwalt zugeführt und in den meisten Fällen sofort ausgeschafft worden.

Donnerstag nachmittag, Treffpunkt im ZAGJP-Büro. In einem Raum ist eine gemütliche Sofa-Ecke eingerichtet. Doch es taucht keine einzige Lateinamerikanerin auf. Schon letzte Woche ist keine gekommen, ebenso vor vierzehn Tagen. Doch enttäuscht ist Silvia Gautschi nicht: «Es hat auch Zeiten gegeben, wo die Frauen den Treffpunkt rege nutzten. Im Milieu verändert sich alles sehr schnell. Die Polizei ist im Moment so gefährlich, dass sich die Frauen nicht hierher wagen. Zudem haben sie bei Papi einen eigenen Treffpunkt bestimmt. Das ist gut so und bestätigt uns in unserer Arbeit: Am wichtigsten ist, dass wir auf der Gasse präsent sind.»

Seit meinem ersten Besuch bei Papi sind sechs Wochen vergangen. Ana musste das Land verlassen. An jenem übermütigen Abend nahm sie den blonden Passanten mit der grünen Sportjacke doch noch mit aufs Zimmer. Der Freier verhaftete sie unverzüglich: Es war tatsächlich ein Polizist in Zivil. Celia hofft, bald einen Schweizer heiraten zu können, damit sie sich nicht mehr verstecken muss. Antonia, deren Hochzeit bevorsteht, will spätestens in zwei Jahren mit ihrem Verlobten nach Kolumbien zurückkehren. Mercedes muss noch einige Zeit mit ihrem Ehemann ausharren; sie tröstet sich damit, dass sie zu Weihnachten in ihre Heimat reist. Und Adriana, die Milieukönigin, möchte ein Buch über ihr Leben schreiben – sie hat ganze sechs Tonbänder besprochen.

In der nächsten WoZ lesen Sie eine Reportage über die Zürcher Stricherszene.

Statistiken



Statistisches Bundesamt
Deutschland

DESTATIS
wissen.nutzen.

Ausländische Bevölkerung 1980 bis 2004¹ in 1 000			
Jahr²	Insgesamt	Männlich	Weiblich
1980	4 566,2	2 576,2	1 990,0
1981	4 721,1	2 647,9	2 073,2
1982	4 671,8	2 589,2	2 082,6
1983	4 574,2	2 514,0	2 060,2
1984	4 405,5	2 406,2	1 999,3
1985	4 481,6	2 442,8	2 038,8
1986	4 661,9	2 537,9	2 124,0
1987	4 286,5	2 366,1	1 920,3
1988	4 623,5	2 537,2	2 086,3
1989	5 007,2	2 741,1	2 266,1
1990	5 582,4	3 080,6	2 501,7
1991	6 066,7	3 354,7	2 712,0
1992	6 669,6	3 720,6	2 949,0
1993	6 977,5	3 866,1	3 111,4
1994	7 117,7	3 915,5	3 202,2
1995	7 342,8	4 026,9	3 315,9
1996	7 491,7	4 088,2	3 403,5
1997	7 419,0	4 022,5	3 396,5
1998	7 308,5	3 945,2	3 363,3
1999	7 336,1	3 938,1	3 398,0
2000	7 267,6	3 874,2	3 393,4
2001	7 318,3	3 881,0	3 437,2
2002	7 348,0	3 871,1	3 476,9
2003	7 341,8	3 840,1	3 501,8
2004	7 288,0	3 786,5	3 501,5
¹ Stichtag 31.12.			
² 1980 bis 1989: früheres Bundesgebiet; ab 1990: Deutschland.			
Quelle: Bevölkerung nur mit Daten aus der BF (BF = Bevölkerungsfortschreibung)			
Aktualisiert am 19. Oktober 2005			

Im Netz finden Sie diese Informationen hier:
/daten1/stba/html/basis/d/bevoe/bevoetab7.php

© Statistisches Bundesamt Deutschland 2005

Fenster schließen

Statistisches Bundesamt
Deutschland

DESTATIS
wissen. nutzen.

Ausländische Bevölkerung in Deutschland nach Aufenthaltsstatus und Duldung am 31.12.2004	
Aufenthaltsstatus	Ausländische Bevölkerung Anzahl
insgesamt	6 717 115
darunter:	
Aufenthaltserlaubnis befristet	1 443 891
Aufenthaltserlaubnis unbefristet	1 986 968
Aufenthaltsberechtigung	733 446
Aufenthaltsbewilligung	274 029
Aufenthaltsbefugnis	254 454
Aufenthaltserlaubnis EU befristet	456 098
Aufenthaltserlaubnis EU unbefristet	709 560
Sonstige ¹	858 669
Duldung	202 929
¹ Entscheidung über Aufenthaltsstatus noch ausstehend; Entscheidung noch nicht dem Ausländerzentralregister mitgeteilt oder noch keinen Antrag gestellt. Quelle: Ausländische Bevölkerung nur mit Daten aus dem AZR. (AZR = Ausländerzentralregister)	
Aktualisiert am 19. Oktober 2005	

Im Netz finden Sie diese Informationen hier:
</daten1/stba/html/basis/d/bevoe/bevoetab9.php>

© Statistisches Bundesamt Deutschland 2005

[Fenster schliessen](#)

I. DESARROLLO SOCIAL Y BIENESTAR / SOCIAL DEVELOPMENT AND WELFARE

13. TASA DE PARTICIPACIÓN EN LA ACTIVIDAD ECONÓMICA, POR SEXO ^a
PARTICIPATION RATE IN ECONOMIC ACTIVITY, BY SEX ^a

(Tasa refinada ^b / Refined rate ^b)

País	Ambos sexos / Both sexes						Hombres / Men						Mujeres / Women						Country
	1990	1995	2000	2005	2010	2015	1990	1995	2000	2005	2010	2015	1990	1995	2000	2005	2010	2015	
Argentina	50.5	51.4	52.6	53.7	54.7	55.5	66.8	67.7	68.5	69.1	69.5	69.5	35.4	36.7	38.4	39.8	41.0	42.1	Argentina
Bolivia	48.9	50.1	51.3	52.5	54.1	56.0	68.1	67.8	67.6	68.0	68.9	68.9	30.5	32.9	35.4	37.8	40.4	43.2	Bolivia
Brasil	56.2	56.8	57.9	59.1	59.8	60.0	76.1	75.5	75.6	75.2	74.2	74.2	36.8	38.7	41.0	43.2	45.0	46.4	Brazil
Chile	44.9	47.0	48.3	49.7	51.3	52.8	65.1	66.0	65.8	66.1	66.5	66.5	25.4	28.7	31.4	34.1	36.9	39.6	Chile
Colombia	48.4	50.1	51.7	53.0	54.4	55.7	65.3	66.3	67.3	67.8	68.3	68.3	32.1	34.6	37.1	39.2	41.4	43.5	Colombia
Costa Rica	48.8	49.9	51.1	52.8	54.2	55.2	73.7	73.2	72.9	73.3	73.0	73.0	23.6	26.2	28.9	31.8	34.6	37.0	Costa Rica
Cuba	50.8	53.7	54.1	54.5	55.1	55.3	67.3	70.0	69.6	69.2	69.2	68.7	34.2	37.4	38.6	39.8	41.2	42.0	Cuba
Ecuador	47.6	49.4	51.5	53.6	55.5	57.2	70.7	71.1	72.0	72.7	73.4	73.9	24.4	27.6	31.0	34.4	37.6	40.6	Ecuador
El Salvador	46.2	48.4	51.0	52.7	54.2	55.8	69.2	70.3	71.6	72.0	72.1	72.5	24.7	28.0	31.5	34.5	37.2	39.9	El Salvador
Guatemala	44.1	45.3	46.9	48.7	50.6	52.7	70.0	69.8	70.2	70.7	71.4	72.3	17.8	20.5	23.5	26.6	29.8	33.0	Guatemala
Haití	58.0	57.5	57.5	59.2	60.6	61.4	69.6	68.2	67.5	69.1	70.4	71.0	47.1	47.3	47.9	49.6	51.2	52.0	Haiti
Honduras	50.0	51.1	52.4	53.8	55.4	57.2	78.9	77.8	77.0	76.4	76.2	76.2	21.0	24.3	27.6	31.0	34.5	38.1	Honduras
México	48.9	51.1	52.9	54.4	55.8	57.1	71.3	72.5	73.1	73.2	73.2	73.0	27.1	30.4	33.5	36.4	39.2	41.9	Mexico
Nicaragua	51.8	52.2	53.8	55.0	56.3	57.7	71.3	71.2	71.9	72.0	72.3	73.0	33.0	33.9	36.3	38.5	40.6	42.7	Nicaragua
Panamá	47.4	49.4	51.0	52.4	53.8	54.9	66.5	67.6	68.1	68.6	69.1	69.4	28.0	31.0	33.6	36.1	38.4	40.5	Panama
Paraguay	49.2	49.3	50.0	50.9	52.0	52.4	74.2	73.0	72.7	72.9	73.2	73.0	24.0	25.3	27.0	28.7	30.5	31.4	Paraguay
Perú	51.3	52.8	54.4	55.8	57.3	58.9	69.0	69.9	70.6	71.2	71.9	72.8	33.5	35.6	38.1	40.4	42.6	45.0	Peru
República Dominicana	54.1	55.2	56.5	58.3	59.9	60.8	75.3	75.2	75.5	76.3	76.9	76.8	32.2	34.5	36.9	39.7	42.3	44.4	Dominican Republic
Uruguay	52.7	54.3	55.2	55.8	56.6	57.4	66.3	67.3	67.2	66.9	66.8	66.7	40.0	42.4	44.1	45.5	47.1	48.6	Uruguay
Venezuela (República Bolivariana de)	48.1	49.6	51.1	52.8	54.5	55.8	67.7	67.9	68.1	68.6	69.1	69.2	28.2	31.2	34.1	37.0	39.9	42.5	Venezuela (Bolivarian Republic of)
América Latina	51.7	52.9	54.3	55.6	56.7	57.6	71.5	71.8	72.1	72.3	72.4	72.2	32.3	34.6	37.0	39.4	41.5	43.5	Latin America

^a Proyecciones realizadas por el Centro Latinoamericano y Caribeño de Demografía (CELADE) - División de Población de la CEPAL, basadas en un juego de "tasas modelos".
^b Porcentaje de la población económicamente activa de 10 años y más de edad sobre el total de la población de 10 años y más de edad.

I. DESARROLLO SOCIAL Y BIENESTAR / SOCIAL DEVELOPMENT AND WELFARE

14. TASA DE PARTICIPACIÓN DE LA POBLACIÓN URBANA EN LA ACTIVIDAD ECONÓMICA, POR SEXO
PARTICIPATION RATE OF URBAN POPULATION IN ECONOMIC ACTIVITY, BY SEX(Tasa refinada ^a / Refined rate ^a)

País	Ambos sexos / Both sexes			Hombres / Men			Mujeres / Women			Country		
	1990 ^b	1995 ^b	2000 ^b	1990 ^b	1995 ^b	2000 ^b	1990 ^b	1995 ^b	2000 ^b			
	1990 ^b	1995 ^b	2003 ^b	1990 ^b	1995 ^b	2003 ^b	1990 ^b	1995 ^b	2003 ^b			
Argentina	55.8 ^c	58.8 ^d	58.1 ^e	58.0 ^f	75.7 ^g	73.7 ^g	72.3 ^f	38.2 ^h	43.8 ^d	45.6 ^f	Argentina	
Bolivia	60.0 ^f	63.7 ^g	64.4	66.5	75.3 ^h	76.6	77.0	46.6 ^g	52.8 ^h	53.9	Bolivia	
Brasil	62.8	65.8	65.5	66.4	82.0	79.8	79.6	45.1	51.4	52.6	Brazil	
Chile	52.4	55.4	56.7	58.1	72.1	74.8	73.1	35.3	41.8	44.6	Chile	
Colombia	61.0 ^b	62.9	68.0	67.1	79.2 ^b	79.7	79.0	45.7 ^b	49.3	58.2	Colombia	
Costa Rica	57.3	58.6	59.1	60.6	77.6	77.1	76.7	39.1	40.6	42.8	Costa Rica	
Ecuador	60.8	63.6	65.1	66.6	80.5	82.4	80.6	43.2	48.2	48.4	Ecuador	
El Salvador	63.7	61.8	61.8	62.6	80.1	77.5	75.4	51.0	49.4	51.2	El Salvador	
Guatemala	61.2 ⁱ	66.8	68.1	71.0	80.7 ⁱ	81.8	84.4	44.5 ⁱ	54.3	54.4	Guatemala	
Honduras	60.2	61.1	66.4	62.8	80.8	82.0	78.3	43.4	45.0	53.7	Honduras	
México	53.4	57.0	59.9	61.6	76.1	79.7	80.0	32.9	37.3	41.5	México	
Nicaragua	...	56.3	64.5	66.0	...	71.2	80.8	...	43.5	50.7	Nicaragua	
Panamá	64.9	62.8	60.9	65.9	83.1	79.9	75.8	48.2	46.9	47.9	Panamá	
Paraguay	65.6 ^j	73.4	68.1	...	84.1 ^j	88.4	81.3	...	60.1	56.7	Paraguay	
Perú	...	72.0	65.6	65.2	...	82.9	76.4	76.1	62.1	55.1	Perú	
República Dominicana	68.7	60.0	63.8	64.9	86.4	77.7	78.4	53.3	44.1	50.8	Dominican Republic	
Uruguay	57.7	60.0	61.0	60.3	74.7	75.1	72.1	43.8	47.3	50.2	Uruguay	
Venezuela (República Bolivariana de)	57.5	61.7	64.6 ^k	69.2 ^k	77.9	80.6	82.0 ^k	83.7 ^k	37.5	43.3	47.3 ^k	Venezuela (Bolivarian Republic of)

^a Porcentaje de la población económicamente activa de 15 años y más de edad sobre el total de la población de 15 años y más.^b Los datos se refieren al año más cercano al que encabeza la columna.^c Área metropolitana.^d Gran Buenos Aires.^e Veintinueve aglomerados urbanos.^f Treinta y dos aglomerados urbanos.^g Cochabamba, El Alto, La Paz, Oruro, Potosí, Santa Cruz, Sucre, Tarija y Trinidad.^h Barranquilla, Bogotá, Bucaramanga, Cali, Cartagena, Manizales, Medellín y Pasto.ⁱ Zonas urbanas de la capital.^j Área metropolitana de Asunción.^k Nacional.^a Economically active population aged 15 years and over as a percentage of the total population aged 15 years and over.^b Data refers to years nearest to the one heading the column.^c Metropolitan area.^d Greater Buenos Aires.^e Twenty-nine urban agglomerations.^f Thirty-two urban agglomerations.^g Cochabamba, El Alto, La Paz, Oruro, Potosí, Santa Cruz, Sucre, Tarija, and Trinidad.^h Barranquilla, Bogotá, Bucaramanga, Cali, Cartagena, Manizales, Medellín, and Pasto.ⁱ Urban areas of the capital.^j Metropolitan area of Asunción.^k National.

I. DESARROLLO SOCIAL Y BIENESTAR / SOCIAL DEVELOPMENT AND WELFARE

18. ESTRUCTURA DE LA POBLACIÓN OCUPADA FEMENINA, POR SECTOR DE ACTIVIDAD ECONÓMICA^a
STRUCTURE OF THE FEMALE OCCUPIED POPULATION, BY SECTOR OF ECONOMIC ACTIVITY^a(Porcentaje de la población ocupada femenina^b / Percentage of the female occupied population^b)

País	Agricultura Agriculture			Industria Industry			Servicios Services			Country
	1990 ^c	1995 ^c	2000 ^c	1990 ^c	1995 ^c	2000 ^c	1990 ^c	1995 ^c	2000 ^c	
Argentina	0.2 ^d	0.2 ^c	0.3 ^f	17.9 ^d	15.4 ^c	10.0 ^f	82.0 ^d	84.4 ^c	89.7 ^f	Argentina
Bolivia ^h	0.2 ⁱ	1.1 ⁱ	3.4	11.6 ⁱ	16.2 ⁱ	14.3	88.2 ⁱ	82.6 ⁱ	82.3	Bolivia ^h
Brasil	11.2	21.2	19.3	12.8	9.2	9.4	76.0	69.7	71.2	Brazil
Chile	5.3	6.2	6.1	16.5	13.6	12.2	78.2	80.1	81.7	Chile
Colombia	10.2 ^j	8.0	7.6	20.8 ^j	19.5	16.1	69.0 ^j	72.5	76.2	Colombia
Costa Rica	6.0	5.9	3.9	24.4	21.2	16.2	69.6	72.9	79.8	Costa Rica
Ecuador ^h	2.4	2.0	4.3	17.2	14.7	15.0	80.4	83.2	80.7	Ecuador ^h
El Salvador	...	7.2	3.6	...	26.0	24.3	...	66.8	72.2	El Salvador
Guatemala	14.6	17.0	15.4	23.8	24.5	21.0	61.6	58.5	63.6	Guatemala
Honduras	5.7	5.3	5.9	22.7	27.2	25.6	71.6	67.5	68.4	Honduras
México	9.9	13.1	8.9	20.1	20.4	22.2	70.0	66.5	68.8	México
Nicaragua	6.9	9.9	9.3	14.4	11.1	15.4	78.8	78.9	75.4	Nicaragua
Panamá	2.8	3.3	1.7	10.6	11.0	9.1	86.6	85.6	89.2	Panamá
Paraguay	0.8 ^k	9.5	2.9	15.3 ^k	10.4	11.1	83.9 ^k	80.1	86.0	Paraguay
Perú	...	25.9	27.6	...	10.3	8.6	...	63.8	59.3	Perú
República Dominicana	1.6	1.8	2.6	21.9	21.4	19.3	76.5	76.8	78.1	Dominican Republic
Uruguay ^h	1.0	1.6	1.1	20.2	16.7	13.3	78.8	81.7	85.5	Uruguay ^h
Venezuela (República Bolivariana de)	2.2	1.8	1.7	15.3	14.0	12.7	82.5	84.2	85.7	Venezuela (Bolivarian Republic of)

^a Se refiere a la población ocupada de 15 años y más.^b De acuerdo con la Clasificación Industrial Internacional Uniforme de todas las Actividades Económicas (CIIU), Rev. 2.^c Los datos se refieren al año más cercano al que encabeza la columna.^d Área metropolitana.^e Gran Buenos Aires.^f Veintinueve aglomerados urbanos.^g Treinta y dos aglomerados urbanos.^h Área urbana.ⁱ Cochabamba, El Alto, La Paz, Oruro, Potosí, Santa Cruz, Sucre, Tarija y Trinidad.^j Barranquilla, Bogotá, Bucaramanga, Cali, Cartagena, Manizales, Medellín y Pasto.^k Área metropolitana de Asunción.^a Refers to occupied population aged 15 years and over.^b In accordance with the International Standard Industrial Classification of All Economic Activities (ISIC), Rev. 2.^c Data refers to the year nearest to the one heading the column.^d Metropolitan area.^e Greater Buenos Aires.^f Twenty-nine urban agglomerations.^g Thirty-two urban agglomerations.^h Urban area.ⁱ Cochabamba, El Alto, La Paz, Oruro, Potosí, Santa Cruz, Sucre, Tarija and Trinidad.^j Barranquilla, Bogotá, Bucaramanga, Cali, Cartagena, Manizales, Medellín and Pasto.^k Metropolitan area of Asunción.

Literatur:

Aufhauser, Elisabeth: *Migration und Geschlecht: Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration.*

In: Husa/Parnreiter/Stacher (Hg.): *Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?*, Wien 2000, S. 97-122.

Gabbert/Hoffmann/Koschützke u.a. (Hg.): *Migrationen. Lateinamerika – Analysen und Berichte*, Bad Honnef 1999.

Gruner-Domic, Sandra.: *Latinas in Deutschland: Eine ethnologische Studie zu Migration, Fremdheit und Identität.* Waxmann. Münster/New York/München/Berlin 2005

Hahn, Sylvia: *Wie Frauen in der Migrationsgeschichte verloren gingen.*

In: Husa/Parnreiter/Stacher (Hg.): *Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?*, Wien 2000, S. 77-96.

Huth-Hildebrandt, Christine: *Die fremde Frau. Auf den Spuren eines Konstrukts der Migrationsforschung*, Münster 1999.

Schöttes, Martina; Treibel, Annette: *Frauen – Flucht – Migration. Wandermotive von Frauen und Aufnahmesituationen in Deutschland.*

In: Pries (Hg.): *Transnationale Migration*. Baden-Baden 1997, S. 85-120.

Serrano O., Javier (u.a.): *Estudios Migratorios Latinoamericanos*. Número 51, año 17. Revista cuatrimestral publicada por el Centro de Estudios Migratorios Latinoamericanos. Argentina 2003

Wehr, Ingrid (ed.): *Un Continente en Movimiento: Migraciones en América Latina*. Iberoamericana/Vervuert. Madrid 2006

Willis, Katie; Yeoh, Brenda (Hg.): *Gender and migration*. Cheltenham/Massachusetts 2000.

LINKS:

www.fdcl.org

www.lateinamerikanachrichten.de

www.ffm-berlin.de

www.migration-info.de

www.bamf.de

www.maiz.at

www.iom.int

www.frauenrechte.de

www.hrw.org

www.medibuero.de

www.frauensolidaritaet.org

WINE Women Information Network Europe:

www.women.it/wine/index.htm

www.united.non-profit.net/

Lesbische Literatur aus Lateinamerika
Internet-Buchhandlung der Amazonas Citandinas mit Inhaltsangaben in Spanisch
www.leslibros.com

www.archiv3.org
Kooperation Dritte Welt Archive (D)
Elf Archive, Dokumentationsstellen und Bibliotheken aus der bundesdeutschen Solidaritäts- und Dritte Welt Bewegung haben sich vernetzt und erfassen und erschließen schwerpunktmäßig Artikel einschlägiger deutschsprachiger und internationaler (v.a. Lateinamerika) Zeitschriften. Teilweise sind die Artikel in dieser Internetdatenbank recherchierbar.

<http://documents.un.org>
UNO-Dokumente-System ODS ist eine Volltextdatenbank mit allen offiziellen UNO-Dokumenten seit 1993 und einigen mehr.
U.a. mit Dokumenten folgender UNO-Institutionen: Economic and Social Commission for Western Asia (ESCWA), Economic and Social Commission for Asia and the Pacific (ESCAP), Economic Commission for Latin America and the Caribbean (ECLAC) and Economic Commission for Europe (ECE).

DAWN Development Alternatives With Women For A New Era
www.dawn.org.fj

Weltbank
Die Gendersicht der internationalen Finanzinstitution
www.worldbank.org/gender

Agencia Latinoamericana de Información (Lateinamerika)
Die Nachrichtenagentur will mit dieser Website die Demokratisierung und Partizipation auf Grundlage der Geschlechtergerechtigkeit fördern.
www.alainet.org/mujeres

La Boletina
Zeitschrift der Puntos de Encuentro a la Comunicación Entre Mujeres (Nikaragua)
www.puntos.org.ni/boletina/

CAWN Newsletter
Zeitung des Central America Womens Network, London
www.cawn.org/newsletter.shtml

Mujeres Hoy
www.mujereshoy.com
Spanische Infos aus Lateinamerika, zusammengestellt von Isis International (Chile)

LesMedios (Puerto Rico)
www.lesmedios.com
Das Online-Radio LesMedios ist ein Projekt von mujerxmujer.com

LeSVOZ - Cultura Lésbica Feminista (Mexiko)
www.lesvoz.org.mx
Organisation der mexikanischen lesbischen Community, gegründet 1994, die die gleichnamige Zeitschrift herausgibt; die Website enthält inhaltliche Beiträge und News und berichtet über Netzwerkaktivitäten

MoniAr (Argentinien)
www.moniar.freesevers.com

Bolivien: OMAK Organización de Mujeres Aymaras del Kallasuyo
www.aymaranet.org/OMAK.html
Informationen von und über Aymara und Quechua Frauen in Spanisch

Kuba: Federación de Mujeres Cubanas
Staatliche Frauenvereinigung Kubas
www.mujeres.cubaweb.cu

Mexiko: CIMAC Comunicación e Información de la Mujer
www.cimacnoticias.com
Feministische Nachrichtenagentur

SOLWODI - Solidarität mit Frauen in Not (Deutschland)
Frauenorganisation gegen Frauenhandel und zur Unterstützung von Opfern von Prostitutionstourismus und Heiratshandel
www.solwodi.de

www.stop-traffic.org

UNESCO Trafficking Statistics Project
www.unescobkk.org/culture/trafficking/trafficking.htm

UNO-Sonderberichterstatteerin zu Gewalt an Frauen
www.unhchr.ch/html/menu2/7/b/mwom.htm

LEFÖ - Beratung, Bildung und Begleitung für Migrantinnen (Wien)
Beratungs- und Bildungszentrum für Migrantinnen aus Lateinamerika
Gesundheitsprävention für Migrantinnen in der Sexarbeit (TAMPEP)
Interventionsstelle für Betroffene von Frauenhandel Öffentlichkeitsarbeit auf nationaler und internationaler Ebene
www.lefoe.at

UN-Milleniunziele aus Frauensicht
Seeking Accountability on Women's Human Rights:
Women Debate the Millennium Development Goals (MDGs)
In this publication women from different regions, working on diverse issues, contribute to the debate from their particular vantage points.
Produced by: Women's International Coalition for Economic Justice (WICEJ) (2004)
<http://www.wicej.addr.com/mdg/toc.html>

UNIFEM United Nations Development Fund for Women
www.unifem.undp.org

Womenwatch
www.un.org/womenwatch



Das Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika e.V. (FDCL)

Das Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika e.V. (FDCL) ist nach seiner Gründung 1974 zum größten unabhängigen, nicht-staatlichen Lateinamerika-Archiv im deutschsprachigen Raum herangewachsen. Darüber hinaus ist das Zentrum eine Anlaufstelle für Menschen und Gruppen, die sich über Lateinamerika informieren oder sich zu bestimmten Themen engagieren wollen.

Das FDCL ist ein gemeinnütziger Verein, der durch seine Aktivitäten einen Beitrag zur Völkerverständigung leisten will. Es versteht sich als Teil der bundesdeutschen Solidaritätsbewegung und dient weit über die Grenzen Berlins hinaus als Informations- und Kommunikationszentrum. Verschiedene Solidaritätsgruppen, Länderkomitees, MigrantInnengruppen, lateinamerikabezogene Medienprojekte und entwicklungspolitisch orientierte Initiativen arbeiten unter dem "Dach" des FDCL.

Das FDCL hat eine internationalistische Grundorientierung und den Anspruch, auch hierzulande das politische Geschehen mitzugestalten - beispielsweise zu Themen wie Menschenrechte, Entwicklungspolitik oder Umwelt und nachhaltige Entwicklung. Entwicklungspolitisch konzentriert sich das FDCL auf die Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit im Inland. So organisiert der Verein politische Informations- und Diskussionsveranstaltungen, Tagungen, Kulturprogramme und öffentliche Aktionen. In unregelmäßigen Abständen veröffentlicht das FDCL Bücher, Reader und Informationsmaterialien. Seit 1974 leistet das FDCL einen kritischen und kontinuierlichen Beitrag zur Dokumentation gesellschaftlicher Prozesse in Lateinamerika.

Die Arbeit des FDCL wird in weiten Teilen von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen getragen. Auch finanziell ist der Verein existentiell auf Beiträge von Mitgliedern und FördererInnen angewiesen. Spenden an das FDCL sind steuerlich absetzbar. Der Förderkreis des Vereins wird mindestens einmal im Jahr über die laufende Arbeit informiert. Unterstützung und Mitarbeit sind herzlich willkommen!

Spendenkonto: Postbank Berlin, Kontonummer: 17 69 66-104, Bankleitzahl: 100 100 10

Folgende Reader wurden bereits vom FDCL e.V. herausgegeben:

- **Tijuana - Begrenzung und Entgrenzung im Norden Mexikos.** Dezember 2005, 134 Seiten
- **„ Patented New World“ – Internationales Geistiges Eigentumsrecht im Nord-Süd-Konflikt,** Materialsammlung des FDCL-Archivs zur Tagung von hbs/FDCL am 2.-3. Juni 2005,
1. Auflage, (dt.-sp.-port.), 73 Seiten
- **Recht auf Bildung in Lateinamerika - Die Fallbeispiele Kuba, Brasilien und Mexiko - 1.** Auflage 2004, (dt.-sp.-port.), 116 Seiten
- **NAFTA - CAFTA - FTAA ? Der Freihandel erobert Mittelamerika.** Hintergrundtexte zu den aktuellen Entwicklungen der Freihandelsagenda in Zentralamerika (englisch-spanisch-deutsch). März 2004. 158 Seiten.
- **Recht auf Wasser in Lateinamerika.** Wirtschaftliche, Soziale und Kulturelle Menschenrechte am Beispiel der Konflikte um Wasser in Bolivien und Brasilien (portugiesisch-spanisch-deutsch). März 2004. 105 Seiten.
- **Muita gente sem terra - muita terra sem gente.** Recht auf Land. Wirtschaftliche, Soziale und Kulturelle Menschenrechte in Brasilien am Beispiel der Landkonflikte (portugiesisch-englisch-deutsch). Oktober 2003, 132 Seiten.

- **Soziale Unruhen in Bolivien – ein Land vor dem Umbruch?** (Hintergrund)Texte zur aktuellen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Lage in Bolivien inkl. einer Chronologie der Ereignisse seit April 2000. April 2003, 129 Seiten.
- **Jedem sein Porto Alegre - Das Weltsozialforum und seine Regionalisierung.** Ein Reader zu Neoliberalismus und Widerstand: Entstehung und Entwicklung des Weltsozialforums und der Regionalforen. November 2002, 115 Seiten.
- **Der Weg der indigenen Würde - vom gemeinsamen Gehen.** Eine Dokumentation mit Reden, Texten, Hintergründen zur Marcha Zapatista im Februar/März 2001. Herausgeberinnen: Mexiko-Gruppe im FDCL. Oktober 2002, 124 Seiten.
- **Die Argentinienkrise: Tragödie oder Neuanfang?** Analysen und Perspektiven zu Wirtschaftskrise, sozialen Bewegungen und der Selbstorganisation der Bevölkerung. April 2002; 140 Seiten.
- **Schritt für Schritt zur Gerechtigkeit? Der lange Kampf gegen Straflosigkeit in Argentinien.** 2. Teil/Aktualisierung des Readers vom Februar 2001. April 2002, 122 Seiten.
- **Unser Land - Indigene Selbstbestimmung in Zeiten der Globalisierung.** Oktober 2001. 67 Seiten. Redaktion: Kolumbiengruppe Berlin im FDCL (deutsch-spanisch)
- **Biopiraterie: Mexiko - Gentechnik - Globalisierung.** (Materialsammlung), September 2001. 130 Seiten. Redaktion: Anne Kristin Schwengler
- **Warten auf Gerechtigkeit. Menschenrechte und der lange Kampf gegen Straflosigkeit in Argentinien (25 Jahre nach dem Militärputsch).** Februar 2001. Ca.120 Seiten.
- **Plan Colombia. Analysen und Berichte zu Kolumbien.** Oktober 2000. Ca.160 Seiten.
- **El mundo ya lo condenó - Der Fall Pinochet.** September 1999. Ca.120 Seiten.
- **Gute Kinder ...schlechte Kinder. Strassenkinder in Deutschland.** (auf spanisch und portugiesisch) Redaktion: Strassenkinderkomitee im FDCL. Dezember 1998.
- **Gewinnerinnen der Globalisierung? Frauenarbeit in Lateinamerika.** Eine Dokumentation. Dezember 1996.
- **Reader des ersten europäischen Treffens für eine menschliche Gesellschaft und gegen den Neoliberalismus.** Redaktion: Mexiko-Gruppe im FDCL September 1996
- **Zukunftsfähiges Deutschland? Beiträge zur Debatte.** Februar 1996 (vergriffen)
- **Die Kinder der anderen - Materialien und Beiträge zu Strassenkindern in Brasilien.** Redaktion: Strassenkinderkomitee im FDCL. Dezember 1993

Publikationsreihe zum Thema: "500 Jahre indigener, schwarzer, Frauen - und allgemeiner Widerstand":

- Cuba. Texte aus der lateinamerikanischen Diskussion (spanisch). Materialien aus dem Archiv N° 4 Januar 1993
- Indígenas. Organisationen und Positionen Diskussionsmaterial N°3 Januar 1992
- Mujeres. Materiales de Discusión - V Centenario N° 1 August 1991
- Frauen und Kolonialismus. Diskussionsmaterial - V Centenario N° 2 August 1991